BIBLIOTECA NAZ.
114
L
68
NAPOLI

BIBLIOTECA NAZ.
Vittorio Emanuele III
114
L
68
NAPOLI

Rivisto

# Schillers

# ſämmtliche Werke.

# Schiller's

# ſämmtliche Werke

mit Stahlſtichen.

---

Elfter Band.

NAPOLI

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

1836.

Druck der Offizin der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
in Stuttgart.

# Inhalt.

Seite

Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter 3

Ueberſicht des Zuſtands von Europa zur Zeit des erſten Kreuzzugs. Ein Fragment. . . . . 19

Univerſalhiſtoriſche Ueberſicht der merkwürdigſten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiſers Friedrichs I. . . . . . . . . . . . 34

Geſchichte der Unruhen in Frankreich, welche der Regierung Heinrichs IV. vorangingen, bis zum Tode Karls IX. . . . . . . . . . . 71

Herzog von Alba bei einem Frühſtück auf dem Schloſſe zu Rudolſtadt, im Jahr 1547 . . 236

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marſchalls Vieilleville . . . . . . . . . . . 241

Vorrede zu der Geſchichte des Maltheſerordens nach Vertot von M. N. bearbeitet . . . . . 368

Vorrede zu dem erſten Theile der merkwürdigen Rechtsfälle nach Pitaval . . . . . . . . 377

Ueber Anmuth und Würde . . . . . . . . 382

Ueber das Pathetiſche . . . . . . . . . . 470

Seite
Ueber den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden . . . . . . . . . . 509
Ueber die tragiſche Kunſt . . . . . . . . 531
Zerſtreute Betrachtungen über verſchiedene äſthetiſche Gegenſtände . . . . . . . . . . . 565

# Kleine
# Schriften vermiſchten Inhalts.

Digitized by Google

# Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter. *

Das neue Syſtem geſellſchaftlicher Verfaſſung, welches, im Norden von Europa und Aſien erzeugt, mit dem neuen Völkergeſchlechte auf den Trümmern des abendländiſchen Kaiſerthums eingeführt wurde, hatte nun beinahe ſieben Jahrhunderte lang Zeit gehabt, ſich auf dieſem neuen und größern Schauplatz und in neuen Verbindungen zu verſuchen, ſich in allen ſeinen Arten und Abarten zu entwickeln, und alle ſeine verſchiedenen Geſtalten und Abwechslungen zu durchlaufen. Die Nachkommen der Vandalen, Sueven, Alanen, Gothen, Heruler, Longobarden, Franken, Burgundier u. a. m., waren endlich eingewohnt auf dem Boden, den ihre Vorfahren mit dem Schwert in der Hand betreten hatten, als der Geiſt der Wanderung und des Raubes, der ſie in dieſes neue Vaterland geführt, beim Ablauf

---

* Anmerkung des Herausgebers. Dieſer Aufſatz war ein Theil der einleitenden Abhandlung, die dem erſten Bande der erſten Abtheilung der von dem Verfaſſer herausgegebenen hiſtoriſchen Memoires vorgedruckt wurde.

des elften Jahrhunderts in einer andern Geſtalt und durch andere Anläſſe wieder bei ihnen aufgeweckt wurde. Europa gab jetzt dem ſüdweſtlichen Aſien die Völkerſchwärme und Verheerungen heim, die es ſiebenhundert Jahre vorher von dem Norden dieſes Welttheils empfangen und erlitten hatte, aber mit ſehr ungleichem Glücke; denn ſo viel Ströme Bluts es den Barbaren gekoſtet hatte, ewige Königreiche in Europa zu gründen, ſo viel koſtete es jetzt ihren chriſtlichen Nachkommen, einige Städte und Burgen in Syrien zu erobern, die ſie zwei Jahrhunderte darauf auf immer verlieren ſollten.

Die Thorheit und Raſerei, welche den Entwurf der Kreuzzüge erzeugten, und die Gewaltthätigkeiten, welche die Ausführung deſſelben begleitet haben, können ein Auge, das die Gegenwart begrenzt, nicht wohl einladen, ſich dabei zu verweilen. Betrachten wir aber dieſe Begebenheit im Zuſammenhang mit den Jahrhunderten, die ihr vorhergingen, und mit denen, die darauf folgten, ſo erſcheint ſie uns in ihrer Entſtehung zu natürlich, um unſere Verwunderung zu erregen, und zu wohlthätig in ihren Folgen, um unſer Mißfallen nicht in ein ganz anderes Gefühl aufzulöſen. Sieht man auf ihre Urſachen, ſo iſt dieſe Expedition der Chriſten nach dem heiligen Lande ein ſo ungekünſteltes, ja ein ſo nothwendiges Erzeugniß ihres Jahrhunderts, daß ein ganz Ununterrichteter, dem man die hiſtoriſchen Prämiſſen dieſer Begebenheit ausführlich vor Augen gelegt hätte, von ſelbſt darauf verfallen müßte. Sieht man auf ihre Wirkungen, ſo erkennt

man in ihr den erſten merklichen Schritt, wodurch der Aberglaube ſelbſt die Uebel anfing zu verbeſſern, die er dem menſchlichen Geſchlecht Jahrhunderte lang zugefügt hatte, und es iſt vielleicht kein hiſtoriſches Problem, das die Zeit reiner aufgelöst hätte, als dieſes, keines, worüber ſich der Genius, der den Faden der Weltgeſchichte ſpinnt, befriedigender gegen die Vernunft des Menſchen gerechtfertigt hätte.

Aus der unnatürlichen und entnervenden Ruhe, in welche das alte Rom alle Völker, denen es ſich zur Herrſcherin aufdrang, verſenkte, aus der weichlichen Sklaverei, worin es die thätigſten Kräfte einer zahlreichen Menſchenwelt erſtickte, ſehen wir das menſchliche Geſchlecht durch die geſetzloſe ſtürmiſche Freiheit des Mittelalters wandern, um endlich in der glücklichen Mitte zwiſchen beiden Aeußerſten auszuruhen, und Freiheit mit Ordnung, Ruhe mit Thätigkeit, Mannichfaltigkeit mit Uebereinſtimmung wohlthätig zu verbinden.

Die Frage kann wohl ſchwerlich ſeyn, ob der Glücksſtand, deſſen wir uns erfreuen, deſſen Annäherung wir wenigſtens mit Sicherheit erkennen, gegen den blühendſten Zuſtand, worin ſich das Menſchengeſchlecht ſonſt jemals befunden, für einen Gewinn zu achten ſey, und ob wir uns gegen die ſchönſten Zeiten Roms und Griechenlands auch wirklich verbeſſert haben. Griechenland und Rom konnten höchſtens vortreffliche Römer, vortreffliche Griechen erzeugen — die Nation, auch in ihrer ſchönſten Epoche, erhob ſich nie zu vortrefflichen Menſchen. Eine barbariſche Wüſte war dem Athenienſer die übrige Welt außer Griechenland;

und man weiß, daß er dieſes bei ſeiner Glück=ſeligkeit ſehr mit in Anſchlag brachte. Die Römer waren durch ihren eigenen Arm beſtraft, da ſie auf dem ganzen großen Schauplatz ihrer Herrſchaft nichts mehr übrig gelaſſen hatten, als römiſche Bürger und römiſche Sklaven. Keiner von unſern Staaten hat ein römiſches Bürgerrecht auszutheilen; dafür aber beſitzen wir ein Gut, das, wenn er Römer bleiben wollte, kein Römer kennen durfte — und wir beſitzen es von einer Hand, die Keinem raubte, was ſie Einem gab, und was ſie einmal gab, nie zurück=nimmt, wir haben Menſchenfreiheit; ein Gut, das — wie ſehr verſchieden von dem Bürgerrecht des Römers! — an Werthe zunimmt, je größer die Anzahl derer wird, die es mit uns theilen, das, von keiner wandelbaren Form der Verfaſſung, von keiner Staats=erſchütterung abhängig, auf dem feſten Grund der Vernunft und Billigkeit ruhet.

Der Gewinn iſt alſo offenbar, und die Frage iſt bloß dieſe: War kein näherer Weg zu dieſem Ziele? Konnte ſich dieſe heilſame Veränderung nicht weniger gewaltſam aus dem römiſchen Staat entwickeln, und mußte das Menſchengeſchlecht nothwendig die traurige Zeitſtrecke vom vierten bis zum ſechzehnten Jahrhundert durchlaufen?

Die Vernunft kann in einer anarchiſchen Welt nicht aushalten. Stets nach Uebereinſtimmung ſtre=bend, läuft ſie lieber Gefahr, die Ordnung un=glücklich zu vertheidigen, als mit Gleichgültigkeit zu entbehren.

War die Völkerwanderung und das Mittelalter, das darauf folgte, eine nothwendige Bedingung unſerer beſſern Zeiten?

Aſien kann uns einige Aufſchlüſſe darüber geben. Warum blühten hinter dem Heerzuge Alexanders keine griechiſchen Freiſtaaten auf? Warum ſehen wir Sina, zu einer traurigen Dauer verdammt, in ewiger Kindheit altern? Weil Alexander mit Menſchlichkeit erobert hatte, weil die kleine Schaar ſeiner Griechen unter den Millionen des großen Königs verſchwand, weil ſich die Horden der Mantſchu in dem ungeheuern Sina unmerkbar verloren. Nur die Menſchen hatten ſie unterjocht; die Geſetze und die Sitten, die Religion und der Staat waren Sieger geblieben. Für despotiſch beherrſchte Staaten iſt keine Rettung als in dem Untergang. Schonende Eroberer führen ihnen nur Pflanzvölker zu, nähren den ſiechen Körper, und können nichts, als ſeine Krankheit verewigen. Sollte das verpeſtete Land nicht den geſunden Sieger vergiften, ſollte ſich der Deutſche in Gallien nicht zum Römer verſchlimmern, wie der Grieche zu Babylon in einen Perſer ausartete: ſo mußte die Form zerbrochen werden, die ſeinem Nachahmungsgeiſt gefährlich werden konnte, und er mußte auf dem neuen Schauplatz, den er jetzt betrat, in jedem Betracht der ſtärkere Theil bleiben.

Die ſcythiſche Wüſte öffnet ſich und gießt ein rauhes Geſchlecht über den Occident aus. Mit Blut iſt ſeine Bahn bezeichnet. Städte ſinken hinter ihm in Aſche, mit gleicher Wuth zertritt es die Werke der Menſchenhand und die Früchte des Ackers, Peſt und

Hunger holen nach, was Schwert und Feuer vergaßen; aber Leben geht nur unter, damit beſſeres Leben an ſeiner Stelle keime. Wir wollen ihm die Leichen nicht nachzählen, die es aufhäufte, die Städte nicht, die es in die Aſche legte. Schöner werden ſie hervorgehen unter den Händen der Freiheit, und ein beſſerer Stamm von Menſchen wird ſie bewohnen. Alle Künſte der Schönheit und der Pracht, der Ueppigkeit und Verfeinerung gehen unter; koſtbare Denkmäler, für die Ewigkeit gegründet, ſinken in den Staub, und eine tolle Willkühr darf in dem feinen Räderwerk einer geiſtreichen Ordnung wühlen; aber auch in dieſem wilden Tumult iſt die Hand der Ordnung geſchäftig, und was den kommenden Geſchlechtern von den Schätzen der Vorzeit beſchieden iſt, wird unbemerkt vor dem zerſtörenden Grimm des jetzigen geflüchtet. Eine wüſte Finſterniß breitet ſich jetzt über dieſer weiten Brandſtätte aus, und der elende ermattete Ueberreſt ihrer Bewohner hat für einen neuen Sieger gleich wenig Widerſtand und Verführung.

Raum iſt jetzt gemacht auf der Bühne — und ein neues Völkergeſchlecht beſetzt ihn, ſchon ſeit Jahrhunderten ſtill und ihm ſelbſt unbewußt, in den nordiſchen Wäldern zu einer erfriſchenden Kolonie des erſchöpften Weſten erzogen. Roh und wild ſind ſeine Geſetze, ſeine Sitten; aber ſie ehren in ihrer rohen Weiſe die menſchliche Natur, die der Alleinherrſcher in ſeinen verfeinerten Sklaven nicht ehret. Unverrückt, als wär' er noch auf ſaliſcher Erde, und unverſucht von den Gaben, die der unterjochte Römer ihm

anbietet, bleibt der Franke den Geſetzen treu, die ihn zum Sieger machten; zu ſtolz und zu weiſe, aus den Händen der Unglücklichen Werkzeuge des Glücks anzunehmen. Auf dem Aſchenhaufen römiſcher Pracht breitet er ſeine nomadiſchen Gezelte aus, bäumt den eiſernen Speer, ſein höchſtes Gut, auf dem eroberten Boden, pflanzt ihn vor den Richterſtühlen auf, und ſelbſt das Chriſtenthum, will es anders den Wilden feſſeln, muß das ſchreckliche Schwert umgürten.

Und nun entfernen ſich alle fremden Hände von dem Sohne der Natur. Zerbrochen werden die Brücken zwiſchen Byzanz und Maſſilien, zwiſchen Alexandria und Rom, der ſchüchterne Kaufmann eilt heim, und das ländergattende Schiff liegt entmaſtet am Strande. Eine Wüſte von Gewäſſern und Bergen, eine Nacht wilder Sitten wälzt ſich vor den Eingang Europens hin, der ganze Welttheil wird geſchloſſen.

Ein langwieriger, ſchwerer und merkwürdiger Kampf beginnt jetzt, der rohe germaniſche Geiſt ringt mit den Reizungen eines neuen Himmels, mit neuen Leidenſchaften, mit des Beiſpiels ſtiller Gewalt, mit dem Nachlaß des umgeſtürzten Roms, der in dem neuen Vaterland noch in tauſend Netzen ihm nachſtellt, und wehe dem Nachfolger eines Klodion, der auf der Herrſcherbühne des Trajanus ſich Trajanus dünkt! Tauſend Klingen ſind gezückt, ihm die ſcythiſche Wildniß in's Gedächtniß zu rufen. Hart ſtößt die Herrſchſucht mit der Freiheit zuſammen, der Trotz mit der Feſtigkeit, die Liſt ſtrebt, die Kühnheit zu umſtricken, das ſchreckliche Recht der Stärke kommt zurück, und

Jahrhunderte lang ſieht man den rauchenden Stahl nicht erkalten. Eine traurige Nacht, die alle Köpfe verfinſtert, hängt über Europa herab, und nur wenige Lichtfunken fliegen auf, das nachgelaſſene Dunkel deſto ſchrecklicher zu zeigen. Die ewige Ordnung ſcheint von dem Steuer der Welt geflohen, oder, indem ſie ein entlegenes Ziel verfolgt, das gegenwärtige Geſchlecht aufgegeben zu haben. Aber, eine gleiche Mutter allen ihren Kindern, rettet ſie einſtweilen die erliegende Ohnmacht an den Fuß der Altäre, und gegen eine Noth, die ſie ihm nicht erlaſſen kann, ſtärkt ſie das Herz mit dem Glauben der Ergebung. Die Sitten vertraut ſie dem Schutz eines verwilderten Chriſtenthums, und vergönnt dem mittlern Geſchlechte, ſich an dieſe wankende Krücke zu lehnen, die ſie dem ſtärkern Engel zerbrechen wird. Aber in dieſem langen Kriege erwarmen zugleich die Staaten und ihre Bürger; kräftig wehrt ſich der deutſche Geiſt gegen den herzumſtrickenden Deſpotismus, der den zu früh ermattenden Römer erdrückte; der Quell der Freiheit ſpringt in lebendigem Strom, und unüberwunden und wohlbehalten langt das ſpätere Geſchlecht bei dem ſchönen Jahrhundert an, wo ſich endlich, herbeigeführt durch die vereinigte Arbeit des Glücks und der Menſchen, das Licht des Gedankens mit der Kraft des Entſchluſſes, die Einſicht mit dem Heldenmuth gatten ſoll. Da Rom noch Scipionen und Fabier zeugte, fehlten ihm die Weiſen, die ihrer Tugend das Ziel gezeigt hätten; als ſeine Weiſen blühten, hatte der Deſpotismus ſein Opfer gewürgt, und die Wohlthat

ihrer Erſcheinung war an dem entnervten Jahrhundert verloren. Auch die griechiſche Tugend erreichte die hellen Zeiten des Perikles und Alexanders nicht mehr, und als Harun ſeine Araber denken lehrte, war die Glut ihres Buſens erkaltet. Ein beſſerer Genius war es, der über das neue Europa wachte. Die lange Waffenübung des Mittelalters hatte dem ſechzehnten Jahrhundert ein geſundes, ſtarkes Geſchlecht zugeführt, und der Vernunft, die jetzt ihr Panier entfaltet, kraftvolle Streiter erzogen.

Auf welchem andern Strich der Erde hat der Kopf die Herzen in Glut geſetzt, und die Wahrheit * den Arm der Tapfern bewaffnet? Wo ſonſt, als hier, erlebte man die Wundererſcheinung, daß Vernunftſchlüſſe des ruhigen Forſchers das Feldgeſchrei wurden in mörderiſchen Schlachten, daß die Stimme der Selbſtliebe gegen den ſtärkern Zwang der Ueberzeugung ſchwieg, daß der Menſch endlich das Theuerſte an das Edelſte ſetzte? Die erhabenſte Anſtrengung griechiſcher und römiſcher Tugend hat ſich nie über bürgerliche Pflichten gezwungen, nie oder nur in einem einzigen Weiſen, deſſen Name ſchon der größte Vorwurf

* Oder was man dafür hielt. Es braucht wohl nicht erſt geſagt zu werden, daß es hier nicht auf den Werth der Materie ankommt, die gewonnen wurde, ſondern auf die unternommene Mühe der Arbeit; auf den Fleiß und nicht auf das Erzeugniß. Was es auch ſeyn mochte, wofür man kämpfte — es war immer ein Kampf für die Vernunft; denn durch die Vernunft allein hatte man das Recht dazu erfahren, und für dieſes Recht wurde eigentlich ja nur geſtritten.

ſeines Zeitalters iſt: das höchſte Opfer, das die Nation in ihrer Heldenzeit brachte, wurde dem Vaterland gebracht. Beim Ablauf des Mittelalters allein erblickt man in Europa einen Enthuſiasmus, der einem höhern Vernunftidol auch das Vaterland opfert. Und warum nur hier, und hier auch nur einmal dieſe Erſcheinung? Weil in Europa allein, und hier nur am Ausgang des Mittelalters, die Energie des Willens mit dem Licht des Verſtandes zuſammentraf, hier allein ein noch männliches Geſchlecht in die Arme der Weisheit geliefert wurde.

Durch das ganze Gebiet der Geſchichte ſehen wir die Entwicklung der Staaten mit der Entwicklung der Köpfe einen ſehr ungleichen Schritt beobachten. Staaten ſind jährige Pflanzen, die in einem kurzen Sommer verblühen, und von der Fülle des Saftes raſch in die Fäulniß hinübereilen; Aufklärung iſt eine langſame Pflanze, die zu ihrer Zeitigung einen glücklichen Himmel, viele Pflege und eine lange Reihe von Frühlingen braucht. Und woher dieſer Unterſchied? Weil die Staaten der Leidenſchaft anvertraut ſind, die in jeder Menſchenbruſt ihren Zunder findet, die Aufklärung aber dem Verſtande, der nur durch fremde Nachhülfe ſich entwickelt, und dem Glück der Entdekkungen, welche Zeit und Zufälle nur langſam zuſammentragen. Wie oft wird die eine Pflanze blühen und welken, ehe die andere einmal heranreift? Wie ſchwer iſt es alſo, daß die Staaten die Erleuchtung abwarten, daß die ſpäte Vernunft die frühe Freiheit noch findet? Einmal nur in der ganzen

Weltgeſchichte hat ſich die Vorſehung dieſes Problem aufgegeben, und wir haben geſehen, wie ſie es lößte. Durch den langen Krieg der mittlern Jahrhunderte hielt ſie das politiſche Leben in Europa friſch, bis der Stoff endlich zuſammengetragen war, das moraliſche zur Entwicklung zu bringen.*

* Freiheit und Kultur, ſo unzertrennlich beide in ihrer höchſten Fülle mit einander vereinigt ſind, und nur durch dieſe Vereinigung zu ihrer höchſten Fülle gelangen, ſo ſchwer ſind ſie in ihrem Werden zu verbinden. Ruhe iſt die Bedingung der Kultur, aber nichts iſt der Freiheit gefährlicher als Ruhe. Alle verfeinerten Nationen des Alterthums haben die Blüthe ihrer Kultur mit ihrer Freiheit erkauft, weil ſie ihre Ruhe von der Unterdrückung erhielten. Und eben darum gereichte ihre Kultur ihnen zum Verderben, weil ſie aus dem Verderblichen entſtanden war. Sollte dem neuen Menſchengeſchlecht dieſes Opfer erſpart werden, d. i. ſollten Freiheit und Kultur ſich bei ihm vereinigen, ſo mußte es ſeine Ruhe auf einem ganz andern Weg als dem Despotismus empfangen. Kein anderer Weg war aber möglich als die Geſetze, und dieſe kann der noch freie Menſch nur ſich ſelber geben. Dazu aber wird er ſich nur aus Einſicht und Erfahrung entweder ihres Nutzens, oder der ſchlimmen Folgen ihres Gegentheils entſchließen. Jenes ſetzte ſchon voraus, was erſt geſchehen und erhalten werden ſoll; er kann alſo nur durch die ſchlimmen Folgen der Geſetzloſigkeit dazu gezwungen werden. Geſetzloſigkeit aber iſt nur von ſehr kurzer Dauer, und führt mit raſchem Uebergange zur willkührlichen Gewalt. Ehe die Vernunft die Geſetze gefunden hätte, würde die Anarchie ſich längſt in Despotismus geendigt haben. Sollte die Vernunft alſo Zeit finden, die Geſetze ſich zu geben, ſo mußte die Geſetzloſigkeit verlängert werden, welches in dem Mittelalter geſchehen iſt.

Nur Europa hat Staaten, die zugleich erleuchtet, geſittet und ununterworfen ſind, ſonſt überall wohnt die Wildheit bei der Freiheit, und die Knechtſchaft bei der Kultur. Aber auch Europa allein hat ſich durch ein kriegeriſches Jahrtauſend gerungen, und nur die Verwüſtung im fünften und ſechsten Jahrhundert konnte dieſes kriegeriſche Jahrtauſend herbeiführen. Es iſt nicht das Blut ihrer Ahnherren, nicht der Charakter ihres Stammes, der unſere Väter vor dem Joch der Unterdrückung bewahrte, denn ihre gleich frei gebornen Brüder, die Turkomannen und Mantſchu, haben ihre Nacken unter den Despotismus gebeugt. Es iſt nicht der europäiſche Boden und Himmel, der ihnen dieſes Schickſal erſparte, denn auf eben dieſem Boden und unter eben dieſem Himmel haben Gallier und Britten, Hetrurier und Luſitaner das Joch der Römer geduldet. Das Schwert der Vandalen und Hunnen, das ohne Schonung durch den Occident mähte, und das kraftvolle Völkergeſchlecht, das den gereinigten Schauplatz beſetzte, und aus einem tauſendjährigen Kriege unüberwunden kam — dieſe ſind die Schöpfer unſers jetzigen Glücks; und ſo finden wir den Geiſt der Ordnung in den zwei ſchrecklichſten Erſcheinungen wieder, welche die Geſchichte aufweiſet.

Ich glaube dieſer langen Ausſchweifung wegen keiner Entſchuldigung zu bedürfen. Die großen Epochen in der Geſchichte verknüpfen ſich zu genau mit einander, als daß die eine ohne die andere erklärt werden könnte; und die Begebenheit der Kreuzzüge iſt nur der Anfang zur Auflöſung eines Räthſels, das dem

Philoſophen der Geſchichte in der Völkerwanderung aufgegeben worden.

Im dreizehnten Jahrhundert iſt es, wo der Genius der Welt, der ſchaffend in der Finſterniß geſponnen, die Decke hinwegzieht, um einen Theil ſeines Werks zu zeigen. Die trübe Nebelhülle, welche tauſend Jahre den Horizont von Europa umzogen, ſcheidet ſich in dieſem Zeitpunkt, und heller Himmel ſieht hervor. Das vereinigte Elend der geiſtlichen Einförmigkeit und der politiſchen Zwietracht, der Hierarchie und der Lehenverfaſſung, vollzählig und erſchöpft beim Ablauf des elften Jahrhunderts, muß ſich in ſeiner ungeheuerſten Geburt, in dem Taumel der heiligen Kriege, ſelbſt ein Ende bereiten.

Ein fanatiſcher Eifer ſprengt den verſchloſſenen Weſten wieder auf, und der erwachſene Sohn tritt aus dem väterlichen Hauſe. Erſtaunt ſieht er in neuen Völkern ſich an, freut ſich am thraziſchen Bosphorus ſeiner Freiheit und ſeines Muths, erröthet in Byzanz über ſeinen rohen Geſchmack, ſeine Unwiſſenheit, ſeine Wildheit, und erſchrickt in Aſien über ſeine Armuth. Was er ſich dort nahm und heimbrachte, bezeugen Europens Annalen; die Geſchichte des Orients, wenn wir eine hätten, würde uns ſagen, was er dafür gab und zurückließ. Aber ſcheint es nicht, als hätte der fränkiſche Heldengeiſt in das hinſterbende Byzanz noch ein flüchtiges Leben gehaucht? Unerwartet rafft es mit ſeinen Komnenern ſich auf, und, durch den kurzen Beſuch der Deutſchen geſtärkt, geht es von jetzt an einen edlern Schritt zum Tode.

Hinter dem Kreuzfahrer ſchlägt der Kaufmann ſeine Brücke, und das wieder gefundene Band zwiſchen dem Abend und Morgen, durch einen kriegeriſchen Schwindel flüchtig geknüpft, befeſtigt und verewigt der überlegene Handel. Das levantiſche Schiff begrüßt ſeine wohlbekannten Gewäſſer wieder, und ſeine reiche Ladung ruft das lüſterne Europa zum Fleiße. Bald wird es das ungewiſſe Geleit des Arkturs entbehren, und, eine feſte Regel in ſich ſelbſt, zuverſichtlich auf nie beſuchte Meere ſich wagen.

Aſiens Begierden folgen dem Europäer in ſeine Heimat — aber hier kennen ihn ſeine Wälder nicht mehr und andere Fahnen wehen auf ſeinen Burgen. In ſeinem Vaterlande veramt, um an den Ufern des Euphrats zu glänzen, gibt er endlich das angebetete Idol ſeiner Unabhängigkeit und ſeine feindſelige Herrengewalt auf, und vergönnt ſeinen Sklaven, die Rechte der Natur mit Gold einzulöſen. Freiwillig bietet er den Arm jetzt der Feſſel dar, die ihn ſchmückt, aber den Niegebändigten bändigt. Die Majeſtät der Könige richtet ſich auf, indem die Sklaven des Ackers zu Menſchen gedeihen; aus dem Meer der Verwüſtung hebt ſich, dem Elend abgewonnen, ein neues fruchtbares Land, Bürgergemeinheit.

Er allein, der die Seele der Unternehmung geweſen war und die ganze Chriſtenheit für ſeine Größe hatte arbeiten laſſen, der römiſche Hierarch, ſieht ſeine Hoffnungen hintergangen. Nach einem Wolkenbild im Orient haſchend, gab er im Occident eine wirkliche Krone verloren. Seine Stärke war die Ohnmacht der Könige;

die Anarchie und der Bürgerkrieg die unerſchöpfliche Rüſtkammer, woraus er ſeine Donner holte. Auch noch jetzt ſchleudert er ſie aus — jetzt aber tritt ihm die befeſtigte Macht der Könige entgegen. Kein Bannfluch, kein himmelſperrendes Interdikt, keine Losſprechung von geheiligten Pflichten löst die heilſamen Bande wieder auf, die den Unterthan an ſeinen rechtmäßigen Beherrſcher knüpfen. Umſonſt, daß ſein ohnmächtiger Grimm gegen die Zeit ſtreitet, die ihm ſeinen Thron erbaute, und ihn jetzt davon herunter zieht! Aus dem Aberglauben war dieſes Schreckbild des Mittelalters erzeugt, und groß gezogen von der Zwietracht. So ſchwach ſeine Wurzeln waren, ſo ſchnell und ſchrecklich durfte es aufwachſen im elften Jahrhundert — ſeines Gleichen hatte kein Weltalter noch geſehen. Wer ſah es dem Feinde der heiligſten Freiheit an, daß er der Freiheit zu Hülfe geſchickt wurde? Als der Streit zwiſchen den Königen und den Edeln ſich erhitzte, warf er ſich zwiſchen die ungleichen Kämpfer, und hielt die gefährliche Entſcheidung auf, bis in dem dritten Stande ein beſſerer Kämpfer heranwuchs, das Geſchöpf des Augenblicks abzulöſen. Ernährt von der Verwirrung, zehrte er jetzt ab in der Ordnung; die Geburt der Nacht ſchwindet er weg in dem Lichte. Verſchwand aber der Diktator auch, der dem unterliegenden Rom gegen den Pompejus zu Hülfe eilte? Oder Piſiſtratus, der die Faktionen Athens auseinander brachte? Rom und Athen gehen aus dem Bürgerkriege zur Knechtſchaft über — das neue Europa zur Freiheit. Warum war Europa glücklicher? Weil

hier durch ein vorübergehendes Phantom bewirkt wurde, was dort durch eine bleibende Macht geſchah — weil hier allein ſich ein Arm fand, der kräftig genug war, Unterdrückung zu hindern, aber zu hinfällig, ſie ſelbſt auszuüben.

Wie anders ſäet der Menſch, und wie anders läßt das Schickſal ihn ernten? Aſien an den Schemel ſeines Thrones zu ketten, liefert der heilige Vater dem Schwert der Sarazenen eine Million ſeiner Heldenſöhne aus, aber mit ihnen hat er ſeinem Stuhl in Europa die kräftigſten Stützen entzogen. Von neuen Anmaßungen und neu zu erringenden Kronen träumt der Adel, und ein gehorſameres Herz bringt er zu den Füßen ſeiner Beherrſcher zurück. Vergebung der Sünden und die Freuden des Paradieſes ſucht der fromme Pilger am heiligen Grabe, und ihm allein wird mehr geleiſtet, als ihm verheißen ward. Seine Menſchheit findet er in Aſien wieder, und den Samen der Freiheit bringt er ſeinen europäiſchen Brüdern aus dieſem Welttheile mit, eine unendlich wichtigere Erwerbung, als die Schlüſſel Jeruſalems, oder die Nägel vom Kreuz des Erlöſers.

# Ueberſicht des Zuſtands von Europa zur Zeit des erſten Kreuzzugs.

Ein Fragment. *

Der europäiſche Occident, in ſo viele Staaten er auch zertheilt iſt, gibt im elften Jahrhundert einen ſehr einförmigen Anblick. Durchgängig von Nationen in Beſitz genommen, die zur Zeit ihrer Niederlaſſung ziemlich auf einerlei Stufe geſellſchaftlicher Bildung ſtanden, im Ganzen denſelben Stammscharakter trugen und bei Beſitznehmung des Landes in einerlei Lage ſich befanden, hätte er ſeinen neuen Bewohnern ein merklich verſchiedenes Lokal anbieten müſſen, wenn ſich in Folge der Zeit wichtige Verſchiedenheiten unter denſelben hätten äußern ſollen.

Aber die gleiche Wuth der Verwüſtung, womit dieſe Nationen ihre Eroberungen begleiteten, machten alle noch ſo verſchieden bewohnte, noch ſo verſchieden

* Anmerkung des Herausgebers. Dieſe Abhandlung erſchien in dem erſten Bande der hiſtoriſchen Memoires, wurde aber wegen der damaligen Krankheit des Verfaſſers nicht fortgeſetzt.

bebaute Länder, die der Schauplatz derſelben waren, einander gleich, indem ſie Alles, was ſich in ihnen vorfand, auf gleiche Weiſe niedertrat und vertilgte, und ihren neuen Zuſtand mit demjenigen, worin ſie ſich vorher befunden, faſt außer aller Verbindung ſetzte. Wenn auch ſchon Klima, Beſchaffenheit des Bodens, Nachbarſchaft, geographiſche Lage einen merklichen Unterſchied unterhielten, wenn gleich die übrig gebliebenen Spuren römiſcher Kultur in den mittäglichen, der Einfluß der gebildetern Araber in den ſüdweſtlichen Ländern, der Sitz der Hierarchie in Italien, und der öftere Verkehr mit den Griechen in eben dieſem Lande nicht ohne Folgen für die Bewohner derſelben ſeyn konnten, ſo waren ihre Wirkungen doch zu unmerklich, zu langſam und zu ſchwach, um das feſte generiſche Gepräge, das alle dieſe Nationen in ihre neuen Wohnſitze mitgebracht hatten, auszulöſchen, oder merklich zu verändern. Daher nimmt der Geſchichtsforſcher an den entlegenſten Enden von Europa, in Sicilien und Britannien, an der Donau und an der Eider, am Ebro und an der Elbe, im Ganzen eine Gleichförmigkeit der Verfaſſung und der Sitten wahr, die ihn um ſo mehr in Verwunderung ſetzt, da ſie ſich mit der größten Unabhängigkeit und einem faſt gänzlichen Mangel an wechſelſeitiger Verbindung zuſammen findet. So viele Jahrhunderte auch über dieſen Völkern hinweggegangen ſind, ſo große Veränderungen auch durch ſo viele neue Lagen eine neue Religion, neue Sprachen, neue Künſte, neue Gegenſtände der Begierde, neue Bequemlichkeiten und Genüſſe des Lebens, im Innern

ihres Zuſtands hätten bewirkt werden ſollen und auch wirklich bewirkt wurden, ſo beſteht doch im Ganzen noch daſſelbe Staatsgerüſte, das ihre Voreltern bauten. Noch jetzt ſtehen ſie, wie in ihrem ſcythiſchen Vaterland, in wilder Unabhängigkeit, gerüſtet zum Angriff und zur Vertheidigung, in Europa's Diſtrikten, wie in einem großen Heerlager ausgebreitet; auch auf dieſen weitern politiſchen Schauplatz haben ſie ihr barbariſches Staatsrecht verpflanzt, bis in das Innere des Chriſtenthums ihren nordiſchen Aberglauben getragen.

Monarchien nach römiſchem oder aſiatiſchem Muſter und Freiſtaaten nach griechiſcher Art ſind auf gleiche Weiſe von dem neuen Schauplatz verſchwunden. An die Stelle derſelben ſind ſoldatiſche Ariſtokratien getreten, Monarchien ohne Gehorſam, Republiken ohne Sicherheit und ſelbſt ohne Freiheit, große Staaten in hundert kleine zerſtückelt, ohne Uebereinſtimmung von Innen, von Außen ohne Feſtigkeit und Beſchirmung, ſchlecht zuſammenhängend in ſich ſelbſt und noch ſchlechter unter einander verbunden. Man findet Könige, ein widerſprechendes Gemiſch von barbariſchen Heerführern und römiſchen Imperatoren, von welchen letztern einer den Namen trägt, aber ohne ihre Machtvollkommenheit zu beſitzen; Magnaten, an wirklicher Gewalt wie an Anmaßungen überall dieſelben, obgleich verſchieden benannt in verſchiedenen Ländern; mit dem weltlichen Schwert gebietende Prieſter; eine Miliz des Staats, die der Staat nicht in der Gewalt hat und nicht beſoldet; endlich Landbauer, die dem Boden nicht angehören, der ihnen nicht gehört; Adel und

Geiſtlichkeit, Halbfreie und Knechte. Municipalſtädte und freie Bürger ſollen erſt werden.

Um dieſe veränderte Geſtalt der europäiſchen Staaten zu erklären, müſſen wir zu entferntern Zeiten zurückzugehen und ihrem Urſprung nachſpüren.

Als die nordiſchen Nationen Deutſchland und das römiſche Reich in Beſitz nahmen, beſtanden ſie aus lauter freien Menſchen, die aus freiwilligem Entſchluß dem Bund beigetreten waren, der auf Eroberung ausging, und bei einem gleichen Antheil an den Arbeiten und Gefahren des Kriegs ein gleiches Recht an die Länder hatten, welche der Preis dieſes Feldzugs waren. Einzelne Haufen gehorchten den Befehlen eines Häuptlings; viele Häuptlinge mit ihren Haufen einem Feldhauptmann oder Fürſten, der das Heer anführte. Es gab alſo bei gleicher Freiheit drei verſchiedene Ordnungen oder Stände, und nach dieſem Ständeunterſchied, vielleicht auch nach der bewieſenen Tapferkeit, fielen nunmehr auch die Portionen bei der Menſchenbeute und Ländertheilung aus. Jeder freie Mann erhielt ſeinen Antheil, der Rottenführer einen größern, der Heerführer den größten; aber frei, wie die Perſonen ihrer Beſitzer, waren auch die Güter, und was einem zugeſprochen wurde, blieb ſein auf immer, mit völliger Unabhängigkeit. Es war der Lohn ſeiner Arbeit, und der Dienſt, der ihm ein Recht darauf gab, ſchon geleiſtet. Das Schwert mußte vertheidigen, was das Schwert errungen hatte, und das Erworbene zu beſchützen, war der einzelne Mann eben ſo wenig fähig, als er es einzeln erworben haben würde. Der kriegeriſche Bund

durfte alſo auch im Frieden nicht auseinander fallen; Rottenführer und Heerführer blieben, und die zufällige temporäre Hordenvereinigung wurde nunmehr zur anſäſſigen Nation, die bei eintretendem Nothfalle ſogleich, wie zur Zeit ihres kriegeriſchen Einfalls, kampffertig wieder da ſtand.

Von jedem Länderbeſitz war die Verbindlichkeit unzertrennlich, Heerfolge zu leiſten, d. i. mit der gehörigen Ausrüſtung und einem Gefolge, das dem Umfang der Grundſtücke, die man beſaß, angemeſſen war, zu dem allgemeinen Bunde zu ſtoßen, der das Ganze vertheidigte; eine Verbindlichkeit, die vielmehr angenehm und ehrenvoll, als drückend war, weil ſie zu den kriegeriſchen Neigungen dieſer Nationen ſtimmte, und von wichtigen Vorzügen begleitet war. Ein Landgut und ein Schwert, ein freier Mann und eine Lanze galten für unzertrennliche Dinge.

Die eroberten Ländereien waren aber keine Einöden, als man ſie in Beſitz nahm. So grauſam auch das Schwert dieſer barbariſchen Eroberer und ihrer Vorgänger, der Vandalen und Hunnen, in denſelben gewüthet hatte, ſo war es ihnen doch unmöglich geweſen, die urſprünglichen Bewohner derſelben ganz zu vertilgen. Viele von dieſen waren alſo mit unter der Beute- und Länder-Theilung begriffen, und ihr Schickſal war, als leibeigene Sklaven jetzt das Feld zu bebauen, welches ſie vormals als Eigenthümer beſeſſen hatten. Daſſelbe Loos traf auch die beträchtliche Menge der Kriegsgefangenen, die der erobernde Schwarm auf ſeinen Zügen erbeutet hatte, und nun

als Knechte mit ſich ſchleppte. Das Ganze beſtand jetzt aus Freien und aus Sklaven, aus Eigenthümern und aus Eigenen. Dieſer zweite Stand hatte kein Eigenthum, und folglich auch keines zu beſchützen; er führte daher auch kein Schwert, er hatte bei politiſchen Verhandlungen keine Stimme. Das Schwert gab Adel, weil es von Freiheit und Eigenthum zeugte.

Die Ländertheilung war ungleich ausgefallen, weil das Loos ſie entſchieden, und weil der Rottenführer eine größere Portion davon getragen hatte als der Gemeine, der Heerführer eine größere als alle Uebrige. Er hatte alſo mehr Einkünfte, als er verbrauchte, oder Ueberfluß, folglich Mittel zum Luxus. Die Neigungen jener Völker waren auf kriegeriſchen Ruhm gerichtet, alſo mußte ſich auch der Luxus auf eine kriegeriſche Art äußern. Sich von auserleſenen Schaaren begleitet, und an ihrer Spitze von dem Nachbar gefürchtet zu ſehen, war das höchſte Ziel, wornach der Ehrgeiz jener Zeiten ſtrebte; ein zahlreiches kriegeriſches Gefolge die prächtigſte Ausſtellung des Reichthums und der Gewalt, und zugleich das unfehlbarſte Mittel beides zu vergrößern. Jener Ueberfluß an Grundſtücken konnte daher auf keine beſſere Art angewendet werden, als daß man ſich kriegeriſche Gefährten damit erkaufte, die einen Glanz auf ihren Führer werfen, ihm das Seinige vertheidigen helfen, empfangene Beleidigungen rächen, und im Kriege an ſeiner Seite fechten konnten. Der Häuptling und der Fürſt entäußerten alſo gewiſſe Stücke Landes, und traten den Genuß derſelben an andere minder vermögende

Gutsbeſitzer ab, welche ſich dafür zu gewiſſen kriegeriſchen Dienſten, die mit der Vertheidigung des Staats nichts zu thun hatten und bloß die Perſon des Verleihers angingen, verpflichten mußten. Bedurfte Letzterer dieſer Dienſte nicht mehr, oder konnte der Empfänger ſie nicht mehr leiſten, ſo hörte auch die Nutznießung der Ländereien wieder auf, deren weſentliche Bedingungen ſie waren. Dieſe Ländervertheilung war alſo bedingt und veränderlich, ein wechſelſeitiger Vertrag, entweder auf eine feſtgeſetzte Anzahl Jahre, oder auf Zeitlebens errichtet, aufgehoben durch den Tod. Ein Stück Landes auf ſolche Art verliehen, hieß eine Wohlthat (Beneficium) zum Unterſchied von dem Freigut (Allodium) welches man nicht von der Güte eines Andern, nicht unter beſondern Bedingungen, nicht auf eine Zeitlang, ſondern von Rechtswegen, ohne alle andere Beſchwerde als die Verpflichtung zur Heerfolge, und auf ewige Zeiten beſaß. Feudum nannte man ſie im Latein jener Zeiten, vielleicht weil der Empfänger dem Verleiher Treue (Fidem) dafür leiſten mußte, im Deutſchen Lehen, weil ſie geliehen, nicht auf immer weggegeben wurden. Verleihen konnte Jeder, der Eigenthum beſaß; das Verhältniß von Lehensherrn und Vaſallen wurde durch kein anderes Verhältniß aufgehoben. Könige ſelbſt ſah man zuweilen bei ihren Unterthanen zu Lehen gehen. Auch verliehene Güter konnten weiter verliehen, und der Vaſall des Einen wieder der Lehensherr eines andern werden, aber die oberlehensherrliche Gewalt des erſten Verleihers erſtreckte ſich durch die ganze noch ſo lange Reihe von Vaſallen.

So konnte z. B. kein leibeigener Landbauer von ſeinem unmittelbaren Herrn freigelaſſen werden, wenn der oberſte Lehensherr nicht darein willigte.

Nachdem mit dem Chriſtenthum auch die chriſtliche Kirchenverfaſſung unter den neuen europäiſchen Völkern eingeführt worden, fanden die Biſchöfe, die Domſtifter und Klöſter ſehr bald Mittel, den Aberglauben des Volks und die Großmuth der Könige in Anſpruch zu nehmen. Reiche Schenkungen geſchahen an die Kirchen, und die anſehnlichſten Güter wurden oft zerriſſen, um den Heiligen eines Kloſters unter ſeinen Erben zu haben. Man wußte nicht anders, als daß man Gott beſchenkte, indem man ſeine Diener bereicherte; aber auch ihm wurde die Bedingung nicht erlaſſen, welche an jedem Länderbeſitz haftete; eben ſo gut, wie jeder Andere mußte er die gehörige Mannſchaft ſtellen, wenn ein Aufgebot erging, und die Weltlichen verlangten, daß die Erſten im Range auch die Erſten auf dem Platze ſeyn ſollten. Weil Alles, was an die Kirche geſchenkt wurde, auf ewig und unwiderruflich an ſie abgetreten war, ſo unterſchieden ſich Kirchengüter dadurch von den Lehen, die zeitlich waren, und nach verſtrichenem Termin in die Hand des Verleihers zurückkehrten. Sie näherten ſich aber von einer andern Seite dem Lehen wieder, weil ſie ſich nicht, wie Allodien, vom Vater auf den Sohn forterbten, weil der Landesherr beim Ableben des jedesmaligen Beſitzers dazwiſchen trat, und durch Belehnung des Biſchofs ſeine oberherrliche Gewalt ausübte. Die Beſitzungen der Kirche, könnte man alſo ſagen, waren Allodien in Rückſicht

auf die Güter ſelbſt, die niemals zurückkehrten, und Beneficien in Rückſicht auf den jedesmaligen Beſitzer, den nicht die Geburt, ſondern die Wahl dazu beſtimmte. Er erlangte ſie auf dem Wege der Belehnung, und genoß ſie als Allodien.

Es gab noch eine vierte Art von Beſitzungen, die man auf Lehenart empfing, und an welcher gleichfalls Lehensverpflichtungen hafteten. Dem Heerführer, den man auf ſeinem bleibenden Boden nunmehr König nennen kann, ſtand das Recht zu, dem Volke Häupter vorzuſetzen, Streitigkeiten zu ſchlichten oder Richter zu beſtellen und die allgemeine Ordnung und Ruhe zu erhalten. Dieſes Recht und dieſe Pflicht blieb ihm auch nach geſchehener Niederlaſſung und im Frieden, weil die Nation noch immer ihre kriegeriſche Einrichtung beibehielt. Er beſtellte alſo Vorſteher über die Länder, deren Geſchäft es zugleich war, im Kriege die Mannſchaft anzuführen, welche die Provinz in's Feld ſtellte; und da er, um Recht zu ſprechen und Streitigkeiten zu entſcheiden, nicht überall zugleich gegenwärtig ſeyn konnte, ſo mußte er ſich vervielfältigen, d. i. er mußte in den verſchiedenen Diſtrikten durch Bevollmächtigte ſich repräſentiren laſſen, welche die oberrichterliche Gewalt in ſeinem Namen darin ausübten. So ſetzte er Herzoge über die Provinzen, Markgrafen über die Grenzprovinzen, Grafen über die Gauen, Centgrafen über kleinere Diſtrikte u. a. m., und dieſe Würden wurden gleich den Grundſtücken belehnungsweiſe ertheilt. Sie waren eben ſo wenig erblich als die Lehengüter, und wie dieſe konnte ſie der Landesherr

von einem auf den andern übertragen. Wie man Würden zu Lehen nahm, wurden auch gewiſſe Gefälle, z. B. Strafgelder, Zölle und dergleichen mehr, auf Lehensart vergeben.

Was der König in dem Reiche, das that die hohe Geiſtlichkeit in ihren Beſitzungen. Der Beſitz von Ländern verband ſie zu kriegeriſchen und richterlichen Dienſten, die ſich mit der Würde und Reinigkeit ihres Berufes nicht wohl zu vertragen ſchienen. Sie war alſo gezwungen, dieſe Geſchäfte an Andere abzugeben, denen ſie dafür die Nutznießung gewiſſer Grundſtücke, die Sporteln des Richteramts und andere Gefälle überließ, oder, nach der Sprache jener Zeiten, ſie mußte ihnen ſolche zu Lehen auftragen. Ein Erzbiſchof, Biſchof oder Abt war daher in ſeinem Diſtrikte, was der König in dem ganzen Staat. Er hatte Advokaten oder Vögte, Beamte und Lehenträger, Tribunale und einen Fiskus; Könige ſelbſt hielten es nicht unter ihrer Würde, Lehenträger ihrer Biſchöfe und Prälaten zu werden, welches dieſe nicht unterlaſſen haben, als ein Zeichen des Vorzugs geltend zu machen, der dem Klerus über die Weltlichen gebühre. Kein Wunder, wenn auch die Päpſte ſich nachher einfallen ließen, den, welchen ſie zum Kaiſer gemacht, mit dem Namen ihres Vogts zu beehren. Wenn man das doppelte Verhältniß der Könige, als Baronen und als Oberhäupter ihres Reichs, immer im Auge behält, ſo werden ſich dieſe ſcheinbaren Widerſprüche löſen.

Die Herzoge, Markgrafen, Grafen, welche der König als Kriegsoberſten und Richter über die Provinzen

ſetzte, hatten eine gewiſſe Macht nöthig, um der äußern Vertheidigung ihrer Provinzen gewachſen zu ſeyn, um gegen den unruhigen Geiſt der Baronen ihr Anſehen zu behaupten, ihren Rechtsbeſcheiden Nachdruck zu geben, und ſich, im Falle der Widerſetzung, mit den Waffen in der Hand Gehorſam zu verſchaffen. Mit der Würde ſelbſt aber ward keine Macht verliehen, dieſe mußte ſich der königliche Beamte ſelbſt zu verſchaffen wiſſen. Dadurch wurden dieſe Bedienungen allen minder vermögenden Freien verſchloſſen, und auf die kleine Anzahl der hohen Baronen eingeſchränkt, die an Allodien reich genug waren, und Vaſallen genug in's Feld ſtellen konnten, um ſich aus eigenen Kräften zu behaupten. Dies war vorzüglich in ſolchen Ländern nöthig, wo ein mächtiger und kriegeriſcher Adel war, und unentbehrlich an den Grenzen. Es wurde nöthiger von einem Jahrhundert zum andern, wie der Verfall des königlichen Anſehens die Anarchie herbeiführte, Privatkriege einriſſen, und Strafloſigkeit die Raubſucht aufmunterte; daher auch die Geiſtlichkeit, welche dieſen Räubereien vorzüglich ausgeſetzt war, ihre Schirmvögte und Vaſallen unter den mächtigen Baronen ausſuchte. Die hohen Vaſallen der Krone waren alſo zugleich begüterte Baronen oder Eigenthumsherren, und hatten ſelbſt ſchon ihre Vaſallen unter ſich, deren Arm ihnen zu Gebote ſtand. Sie waren zugleich Lehenträger der Krone, und Lehensherren ihrer Unterſaſſen; das Erſte gab ihnen Abhängigkeit, indem Letzteres den Geiſt der Willkühr bei ihnen nährte. Auf ihren Gütern waren ſie unumſchränkte Fürſten; in ihren Lehen waren

ihnen die Hände gebunden, jene vererbten ſich vom Vater zum Sohne, dieſe kehrten nach ihrem Ableben in die Hand des Lehensherrn zurück. Ein ſo widerſprechendes Verhältniß konnte nicht lange Beſtand haben. Der mächtige Kronvaſall äußerte bald ein Beſtreben, das Lehen dem Allodium gleich zu machen, dort, wie hier, unumſchränkt zu ſeyn, und jenes, wie dieſes, ſeinem Nachkommen zu verſichern. Anſtatt den König in dem Herzogthum oder in der Grafſchaft zu repräſentiren, wollte er ſich ſelbſt repräſentiren, und er hatte dazu gefährliche Mittel an der Hand. Eben die Hülfsquellen, die er aus ſeinen Allodien ſchöpfte, eben dieſes kriegeriſche Herr, das er aus ſeinen Vaſallen aufbringen konnte und wodurch er in den Stand geſetzt war, der Krone in dieſem Poſten zu nützen, machte ihn zu einem eben ſo gefährlichen als unſichern Werkzeug derſelben. Beſaß er viele Allodien in dem Lande, das er zu Lehen trug, oder worin er eine richterliche Würde bekleidete (und aus dieſem Grunde war es ihm vorzugsweiſe anvertraut worden), ſo ſtand gewöhnlich der größte Theil der Freien, welche in dieſer Provinz anſäſſig waren, in ſeiner Abhängigkeit. Entweder trugen ſie Güter von ihm zum Lehen, oder ſie mußten doch einen mächtigen Nachbar in ihm ſchonen, der ihnen ſchädlich werden konnte. Als Richter ihrer Streitigkeiten hatte er ebenfalls oft ihre Wohlfahrt in Händen, und als königlicher Statthalter konnte er ſie drücken und erledigen. Unterließen es nun die Könige, ſich durch öftere Bereiſung der Länder, durch Ausübung ihrer oberrichterlichen Würde und

dergleichen dem Volk (unter welchem Namen man immer die waffenführenden Freien und niedern Guts-beſitzer verſtehen muß) in Erinnerung zu bringen, oder wurden ſie durch auswärtige Unternehmungen daran verhindert, ſo mußten die hohen Freiherren den niedrigen Freien endlich die letzte Hand ſcheinen, aus welcher ihnen ſowohl die Bedrückungen kamen, als Wohlthaten zufloſſen; und da überhaupt in jedem Syſteme von Subordination der nächſte Druck immer am lebhafteſten gefühlt wird, ſo mußte der hohe Adel ſehr bald einen Einfluß auf den niedrigen gewinnen, der ihm die ganze Macht deſſelben in die Hände ſpielte. Kam es alſo zwiſchen dem König und ſeinem Vaſallen zum Streit, ſo konnte letzterer weit mehr als jener auf den Beiſtand ſeiner Unterſaſſen rechnen, und dieſes ſetzte ihn in den Stand, der Krone zu trotzen. Es war nun zu ſpät und auch zu gefährlich, ihm oder ſeinen Erben das Lehen zu entreißen, das er im Fall der Noth mit der vereinigten Macht des Kantons behaupten konnte; und ſo mußte der Monarch ſich begnügen, wenn ihm der zu mächtig gewordene Vaſall noch den Schatten der Oberlehensherrſchaft gönnte, und ſich herabließ, für ein Gut, das er eigenmächtig an ſich geriſſen, die Belehnung zu empfangen. Was hier von den Kronvaſallen geſagt iſt, gilt auch von den Beamten und Lehenträgern der hohen Geiſtlichkeit, die mit den Königen inſofern in Einem Fall war, das mächtige Baronen bei ihr zu Lehen gingen.

So wurden unvermerkt aus verliehenen Würden und aus lehenweiſe übertragenen Gütern erbliche

Beſitzungen, und wahre Eigenthumsherren aus Vaſallen von denen ſie nur noch den äußern Schein beibehielten. Viele Lehen oder Würden wurden auch dadurch erblich, daß die Urſache, um derentwillen man dem Vater das Lehen übertragen hatte, auch bei ſeinem Sohn und Enkel noch ſtatt fand. Belehnte z. B. der deutſche König einen ſächſiſchen Großen mit dem Herzogthum Sachſen, weil derſelbe in dieſem Lande ſchon an Allodien reich und alſo vorzüglich im Stande war, es zu beſchützen, ſo galt dieſes auch von dem Sohn dieſes Großen, der dieſe Allodien erbte; und war dieſes mehrmals beobachtet worden, ſo wurde es zur Obſervanz, welche ſich ohne eine außerordentliche Veranlaſſung und ohne eine nachdrückliche Zwangsgewalt nicht mehr umſtoßen ließ. Es fehlt zwar auch in ſpätern Zeiten nicht ganz an Beiſpielen ſolcher zurückgenommenen Lehen, aber die Geſchichtſchreiber erwähnen ihrer auf eine Art, die leicht erkennen läßt, daß es Ausnahmen von der Regel geweſen. Es muß ferner noch erinnert werden, daß dieſe Veränderung in verſchiedenen Ländern, mehr oder minder allgemein, frühzeitiger oder ſpäter erfolgte.

Waren die Lehen einmal in erbliche Beſitzungen ausgeartet, ſo mußte ſich in dem Verhältniß des Souverains gegen ſeinen Adel bald eine große Veränderung äußern. So lange der Souverain das erledigte Lehen noch zurücknahm, um es von Neuem nach Willkühr zu vergeben, ſo wurde der niedere Adel noch oft an den Thron erinnert, und das Band, das ihn an ſeinen unmittelbaren Lehensherrn knüpfte, wurde

minder feſt geflochten, weil die Willkühr des Monarchen und jeder Todesfall es wieder zertrennte. Sobald es aber eine ausgemachte Sache war, daß der Sohn dem Vater auch in dem Lehen folgte, ſo wußte der Vaſall, daß er für ſeine Nachkommenſchaft arbeitete, indem er ſich dem unmittelbaren Herrn ergeben bezeigte. So wie alſo durch die Erblichkeit der Lehen das Band zwiſchen den mächtigen Vaſallen und der Krone erſchlaffte, wurde es zwiſchen jenen und ihren Unterſaſſen feſter zuſammengezogen. Die großen Lehen hingen endlich nur noch durch die einzige Perſon des Kronvaſallen mit der Krone zuſammen, der ſich oft ſehr lange bitten ließ, ihr die Dienſte zu leiſten, wozu ihn ſeine Würde verpflichtete.

# Univerſalhiſtoriſche Ueberſicht
der
# merkwürdigſten Staatsbegebenheiten
zu den Zeiten
## Kaiſer Friedrichs I.

Der heftige Streit des Kaiſerthums mit der Kirche, der die Regierungen Heinrichs IV. und V. ſo ſtürmiſch machte, hatte ſich endlich (1122) in einem vorübergehenden Frieden beruhigt, und durch den Vergleich, welchen Letzterer mit Papſt Kalixtus II. einging, ſchien der Zunder erſtickt zu ſeyn, der ihn wieder herſtellen konnte. Das Geiſtliche hatte ſich, Dank ſey der zuſammenhängenden Politik Gregors VII. und ſeinem Nachfolger, gewaltſam von dem Weltlichen geſchieden, und die Kirche bildete nun im Staate und neben dem Staate ein abgeſondertes, wo nicht gar feindliches Syſtem. Das koſtbare Recht des Throns, durch Ernennung der Biſchöfe verdiente Diener zu belohnen und neue Freunde ſich zu verpflichten, war ſelbſt bis

* Anmerk. des Herausgebers. Im dritten Bande der hiſtoriſchen Memoires (erſte Abtheilung) findet ſich dieſe Abhandlung, aber unbeendigt. Die Fortſetzung unterblieb wegen der damaligen Krankheit des Verfaſſers.

auf den äußerlichen Schein durch die freigegebenen Wahlen für die Kaiſer verloren. Nichts blieb ihnen übrig von dieſem unſchätzbaren Regal, als den erwählten Biſchof, vor ſeiner Einweihung vermittelſt des Scepters, wie einen weltlichen Vaſallen, mit dem weltlichen Theil ſeiner Würde zu bekleiden. Ring und Stab, die geweihten Sinnbilder des biſchöflichen Amtes, durfte die unkeuſche blutbeſchuldete Laienhand nicht mehr berühren. Bloß für ſtreitige Fälle, wenn ſich das Domkapitel in der Wahl eines Biſchofs nicht vereinigen konnte, hatten die Kaiſer noch einen Theil ihres vorigen Einfluſſes gerettet, und der Zwieſpalt der Wählenden ließ es ihnen nicht an Gelegenheit fehlen, davon Gebrauch zu machen. Aber auch dieſen wenigen geretteten Ueberreſten der vormaligen Kaiſergewalt ſtellte die Herrſchſucht der folgenden Päpſte nach, und der Knecht der Knechte Gottes hatte keine größere Angelegenheit, als den Herrn der Welt ſo tief als möglich neben ſich zu erniedrigen.

Die gefährlichſte Stelle in der Chriſtenheit war jetzt unſtreitig der römiſche Kaiſerthron; gegen dieſen zielte die aufſtrebende päpſtliche Macht mit allen Donnern, die ihr zu Gebote ſtanden, mit allen Fallſtricken ihrer verborgenen Staatskunſt. Deutſchlands Verfaſſung erleichterte ihr den Sieg über ſeinen Oberherrn; der Glanz des kaiſerlichen Namens machte ihn ſchimmernd. Jeder deutſche Fürſt, den die Wahl ſeiner Mitſtände auf den Stuhl der Ottonen ſetzte, brach eben dadurch mit dem apoſtoliſchen Stuhl. Er konnte ſich als ein Opfer betrachten, das man zum Tode

ſchmückte. Zugleich mit dem kaiſerlichen Purpur mußte er Pflichten übernehmen, die mit den Vergrößerungsplanen der Päpſte durchaus unvereinbar waren, und ſeine kaiſerliche Ehre, ſein Anſehen im Reich hing an ihrer Erfüllung. Seine Kaiſerwürde legte ihm auf, die Herrſchaft über Italien und ſelbſt in den Mauern Roms zu behaupten; in Italien konnte der Papſt keinen Herrn ertragen, die Italiener verſchmähten auf gleiche Art das Joch des Ausländers und des Prieſters. Es blieb ihm alſo nur die bedenkliche Wahl, entweder dem Kaiſerthron von ſeinen Rechten zu vergeben, oder mit dem Papſt in den Kampf zu gehen, und auf immer dem Frieden ſeines Lebens zu entſagen.

Die Frage iſt der Erörterung werth, warum ſelbſt die ſtaatskundigſten Kaiſer ſo hartnäckig darauf beſtanden, die Anſprüche des deutſchen Reichs auf Italien geltend zu machen, ungeachtet ſie ſo viele Beiſpiele vor ſich hatten, wie wenig der Gewinn der erſtaunlichen Aufopferungen werth war, ungeachtet jeder italieniſche Zug von den Deutſchen ſelbſt ihnen ſo ſchwer gemacht, und die nichtigen Kronen der Lombardei und des Kaiſerthums in jedem Betracht ſo theuer erkauft werden mußten. Ehrgeiz allein erklärt dieſe Einſtimmigkeit ihres Betragens nicht; es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß ihre Anerkennung in Italien auf die einheimiſche Autorität der Kaiſer in Deutſchland einen merklichen Einfluß hatte, und daß ſie alsdann vorzüglich dieſer Hülfe bedurften, wenn ſie durch Wahl allein, ohne Mitwirkung des Erbrechtes, auf den Thron geſtiegen waren. Was auch ihr Fiscus dabei gewinnen mochte, ſo konnte

der Ertrag des Eroberten den Aufwand der Eroberung kaum bezahlen, und die Quelle vertrocknete, ſobald ſie das Schwert in die Scheide ſteckten.

Zehn Wahlfürſten, welche jetzt zum erſten Male einen engern Ausſchuß unter den Reichsſtänden bilden, und vorzugsweiſe dieſes Recht ausüben, verſammeln ſich nach dem Hinſcheiden Heinrichs V. zu Mainz, dem Reich einen Kaiſer zu geben. Drei Prinzen, damals die mächtigſten Deutſchlands, kommen zu dieſer Würde in Vorſchlag: Herzog Friedrich von Schwaben, des verſtorbenen Kaiſers Schweſterſohn, Markgraf Leopold von Oeſterreich, und Lothar, Herzog zu Sachſen. Aber die Schickſale der zwei vorhergehenden Kaiſer hatten den Kaiſernamen mit ſo vielen Schreckniſſen umgeben, daß Markgraf Leopold und Herzog Lothar fußfällig und mit weinenden Augen baten, ſie mit dieſer gefährlichen Ehre zu verſchonen. Herzog Friedrich allein war nun noch übrig, aber eine unbedachtſame Aeußerung dieſes Prinzen ſchien zu erkennen zu geben, daß er auf ſeine Verwandtſchaft mit dem Verſtorbenen ein Recht auf den Kaiſerthron gründe. Dreimal nach einander war das Scepter des Reichs von dem Vater auf den Sohn gekommen, und die Wahlfreiheit der deutſchen Krone ſtand in Gefahr, ſich in einem verjährten Erbrechte endlich ganz zu verlieren. Dann aber war es um die Freiheit der deutſchen Fürſten gethan; ein befeſtigter Erbthron widerſtand den Angriffen, wodurch es dem unruhigen Lehengeiſt ſo leicht ward, das ephemeriſche Gerüſte eines Wahlthrons zu erſchüttern. Die argliſtige Politik der Päpſte hatte

erſt kürzlich die Aufmerkſamkeit der Fürſten auf dieſen Theil des Staatsrechts gezogen, und ſie zu lebhafter Behauptung eines Vorrechts ermuntert, das die Verwirrung in Deutſchland verewigte, aber dem apoſtoliſchen Stuhl deſto nützlicher wurde. Die geringſte Rückſicht, welche bei dem neuaufzuſtellenden Kaiſer auf Verwandtſchaft genommen wurde, konnte die dentſche Wahlfreiheit auf's Neue in Gefahr bringen, und den Mißbrauch erneuern, aus dem man ſich kaum losgerungen hatte. Von dieſen Betrachtungen waren die Köpfe erhitzt, als Herzog Friedrich Anſprüche der Geburt auf den Kaiſerthron geltend machte. Man beſchloß daher, durch einen recht entſcheidenden Schritt dem Erbrecht zu trotzen, beſonders da der Erzbiſchof von Mainz, der das Wahlgeſchäft leitete, hinter dem Beſten des Reichs eine perſönliche Rache verſteckte. Lothar von Sachſen wurde einſtimmig zum Kaiſer erklärt, mit Gewalt herbeigeſchleppt, und auf den Schultern der Fürſten, unter ſtürmiſchem Beifallgeſchrei, in die Verſammlung getragen. Die mehrſten Reichsſtände billigten dieſe Wahl auf der Stelle, nach einigem Widerſtand wurde ſie auch von dem Herzog Heinrich von Bayern, dem Schwager Friedrichs, und von ſeinen Biſchöfen gut geheißen. Herzog Friedrich erſchien endlich ſelbſt, ſich dem neuen Kaiſer zu unterwerfen.

Lothar von Sachſen war ein eben ſo wohldenkender als tapferer und ſtaatsverſtändiger Fürſt. Sein Betragen unter den beiden vorhergehenden Regierungen hatte ihm die allgemeine Achtung Deutſchlands erworben.

Da er die vaterländiſche Freiheit in mehreren Schlachten gegen Heinrich IV. verfochten, ſo befürchtete man um ſo weniger, daß er als Kaiſer verſucht werden könnte, ihr Unterdrücker zu werden. Zu mehrerer Sicherheit ließ man ihn eine Wahlcapitulation beſchwören, die ſeiner Macht im Geiſtlichen ſowohl als im Weltlichen ſehr enge Grenzen ſetzte. Lothar hatte ſich das Kaiſerthum aufdringen laſſen, dennoch machte er den Thron niedriger, um ihn zu beſteigen.

Wie ſehr aber auch dieſer Fürſt, da er noch Herzog war, an Verminderung des kaiſerlichen Anſehens gearbeitet hatte, ſo änderte doch der Purpur ſeine Geſinnungen. Er hatte eine einzige Tochter, die Erbin ſeiner beträchtlichen Güter in Sachſen; durch ihre Hand konnte er ſeinen künftigen Eidam zu einem mächtigen Fürſten machen. Da er als Kaiſer nicht fortfahren durfte, das Herzogthum Sachſen zu verwalten, ſo konnte er den Brautſchatz ſeiner Tochter noch mit dieſem wichtigen Lehen begleiten. Damit noch nicht zufrieden, erwählte er ſich den Herzog Heinrich von Bayern, einen an ſich ſchon ſehr mächtigen Fürſten, zum Eidam, der alſo die beiden Herzogthümer Bayern und Sachſen in ſeiner einzigen Hand vereinigte. Da Lothar dieſen Heinrich zu ſeinem Nachfolger im Reich beſtimmte, das ſchwäbiſch-fränkiſche Haus hingegen, welches allein noch fähig war, der gefährlichen Macht jenes Fürſten das Gegengewicht zu halten und ihm die Nachfolge ſtreitig zu machen, nach einem feſten Plan zu unterdrücken ſtrebte, ſo verrieth er deutlich genug ſeine Geſinnung, die kaiſerliche Macht auf Unkoſten der ſtändiſchen zu vergrößern.

Herzog Heinrich von Bayern, jetzt Tochtermann des Kaiſers, nahm mit neuen Verhältniſſen ein neues Staatsſyſtem an. Bis jetzt ein eifriger Anhänger des Hohenſtaufiſchen Geſchlechts, mit dem er verſchwägert war, wendete er ſich auf einmal zu der Partei des Kaiſers, der es zu Grunde zu richten ſuchte. Friedrich von Schwaben und Konrad von Franken, die beiden Hohenſtaufiſchen Brüder, Enkel Kaiſer Heinrichs IV. und die natürlichen Erben ſeines Sohns, hatten ſich alle Stammgüter des ſaliſch-fränkiſchen Kaiſergeſchlechts zugeeignet, worunter ſich mehrere befanden, die gegen kaiſerliche Kammergüter eingetauſcht, oder von geächteten Ständen für den Reichsfiscus waren eingezogen worden. Lothar machte bald nach ſeiner Krönung eine Verordnung bekannt, welche alle dergleichen Güter dem Reichsfiscus zuſprach. Da die Hohenſtaufiſchen Brüder nicht darauf achteten, ſo erklärte er ſie für Störer des öffentlichen Friedens und ließ einen Reichskrieg gegen ſie beſchließen. Ein neuer Bürgerkrieg entzündete ſich in Deutſchland, welches kaum angefangen hatte, ſich von den Drangſalen der vorhergehenden zu erholen. Die Stadt Nürnberg wurde von dem Kaiſer, wiewohl vergeblich, belagert, weil die Hohenſtaufen ſchleunig zum Entſatz herbeieilten. Sie warfen darauf auch in Speier eine Beſatzung, den geheiligten Boden, wo die Gebeine der fränkiſchen Kaiſer liegen.

Konrad von Franken unternahm noch eine kühnere That. Er ließ ſich bereden, den deutſchen Königstitel anzunehmen, und eilte mit einer Armee nach Italien, um ſeinem Nebenbuhler, der dort noch nicht gekrönt

war, den Rang abzulaufen. Die Stadt Mailand öffnete ihm bereitwillig ihre Thore, und Anſelmo, Erzbiſchof dieſer Kirche, ſetzte ihm in der Stadt Monza die lombardiſche Krone auf; in Toskana erkannte ihn der ganze, dort mächtige Adel als König. Aber Mailands günſtige Erklärung machte alle diejenigen Staaten von ihm abwendig, welche mit jener Stadt in Streitigkeiten lebten, und da endlich auch Papſt Honorius II. auf die Seite ſeines Gegners trat, und den Bannſtrahl gegen ihn ſchleuderte, ſo entging ihm ſein Hauptzweck, die Kaiſerkrone, und Italien wurde eben ſo ſchnell von ihm verlaſſen, als er darin erſchienen war. Unterdeſſen hatte Lothar die Stadt Speier belagert, und ſo tapfer auch, entflammt durch die Gegenwart der Herzogin von Schwaben, ihre Bürger ſich wehrten, nach einem fehlgeſchlagenen Verſuch Friedrichs, ſie zu entſetzen, in ſeine Hände bekommen. Die vereinigte Macht des Kaiſers und ſeines Eidams war den Hohenſtaufen zu ſchwer. Nachdem auch ihr Waffenplatz, die Stadt Ulm, von dem Herzog von Bayern erobert und in die Aſche gelegt war, der Kaiſer ſelbſt aber mit einer Armee gegen ſie anrückte, ſo entſchloſſen ſie ſich zur Unterwerfung. Auf einem Reichstag zu Bamberg warf ſich Friedrich dem Kaiſer zu Füßen und erhielt Gnade; auf eine ähnliche Weiſe erhielt ſie auch Konrad zu Mühlhauſen; beide unter der Bedingung, den Kaiſer nach Italien zu begleiten.

Den erſten Kriegszug hatte Lothar ſchon einige Jahre vorher in dieſes Land gethan, wo eine bedenkliche Trennung in der römiſchen Kirche ſeine Gegenwart

nothwendig machte. Nachdem Honorius II. im Jahr 1130 verſtorben war, hatte man in Rom, um den Stürmen vorzubeugen, welche der getheilte Zuſtand der Gemüther befürchten ließ, die Uebereinkunft getroffen, die neue Papſtwahl acht Kardinälen zu übertragen. Fünf von dieſen erwählten in einer heimlich veranſtalteten Zuſammenkunft den Kardinal Gregor, einen ehemaligen Mönch, zum Fürſten der römiſchen Kirche, der ſich den Namen Innocentius II. beilegte. Die drei übrigen, mit dieſer Wahl nicht zufrieden, erhoben einen gewiſſen Peter Leonis, den Enkel eines getauften Juden, der den Namen Anaklet II. annahm, auf den apoſtoliſchen Stuhl. Beide Päpſte ſuchten ſich einen Anhang zu machen. Auf Seite des Letztern ſtand die übrige Geiſtlichkeit des römiſchen Sprengels und der Adel der Stadt; außerdem wußte er die italieniſchen Normänner, furchtbare Nachbarn der Stadt Rom, für ſeine Partei zu gewinnen. Innocentius flüchtete aus der Stadt, wo ſein Gegner die Oberhand hatte, und vertraute ſeine Perſon und ſeine Sache der Rechtgläubigkeit des Königs von Frankreich. Der Ausſpruch eines einzigen Mannes, des Abts Bernhard von Clairvaux, der die Sache dieſes Papſtes für die gerechte erklärt hatte, war genug, ihm die Huldigung dieſes Reichs zu verſchaffen. Seine Aufnahme in Ludwigs Staaten war glänzend, und reiche Schätze öffneten ſich ihm in der frommen Mildthätigkeit der Franzoſen. Das Gewicht von Bernhards Empfehlung, welches die franzöſiſche Nation zu ſeinen Füßen geführt hatte, unterwarf ihm auch England, und der deutſche Kaiſer Lothar ward

ohne Mühe überzeugt, daß der heilige Geiſt bei der Wahl des Innocentius den Vorſitz geführt habe. Eine perſönliche Zuſammenkunft mit dieſem Kaiſer zu Lüttich hatte die Folge, daß ihn Lothar an der Spitze einer kleinen Armee nach Rom zurückführte.

In dieſer Stadt war Anaklet, der Gegenpapſt, mächtig, Volk und Adel gefaßt, ſich auf's Hartnäckigſte zu vertheidigen. Jeder Pallaſt, jede Kirche war Feſtung, jede Straße ein Schlachtfeld, alles Waffe, was das Ungefähr der blinden Erbitterung darbot. Mit dem Schwert in der Fauſt mußte jeder Ausweg geöffnet werden, und Lothars ſchwaches Heer reichte nicht hin, eine Stadt zu ſtürmen, worin es ſich wie in einem unermeßlichen Ocean verlor, wo die Häuſer ſelbſt gegen das Leben der verhaßten Fremdlinge bewaffnet waren. Es war gebräuchlich, die Kaiſerkrönung in der Peterskirche zu vollziehen, und in Rom war Alles heilig, was gebräuchlich war; aber die Peterskirche, wie die Engelsburg, hatte der Feind im Beſitz, woraus keine ſo geringe Macht, als Lothar beiſammen hatte, ihn verjagen konnte. Endlich nach langer Verzögerung willigte man ein, den Nothwendigkeit zu weichen und im Lateran die Krönung zu verrichten.

Man erinnert ſich, daß es die Sache des Papſtes war, welche den Kaiſer nach Italien führte; als der Beſchützer, nicht als ein Flehender, forderte er eine Ceremonie, welche dieſer Papſt ohne ſeinen ſtarken Arm nimmermehr hätte ausüben können. Nichts deſto weniger behauptete Innocentius den ganzen Papſtſinn eines Hildebrands, und mitten in dem rebelliſchen Rom,

gleichſam hinter dem Schilde des Kaiſers, der ihn gegen die mörderiſche Wuth ſeiner Gegner vertheidigte, gab er dieſem Kaiſer Geſetze. Der Vorgänger des Lothar hatte die anſehnliche Erbſchaft, welche Mathilde, Markgräfin von Tuscien, dem römiſchen Stuhl vermacht hatte, als ein Reichsleben eingezogen, und Kalixtus II., um nicht auf's Neue die Ausſöhnung mit dieſem Kaiſer zu erſchweren, hatte in dem Vergleich, der den Inveſtiturſtreit endigte, ganz von dieſer geheimen Wunde geſchwiegen. Dieſe Anſprüche des römiſchen Stuhls auf die Mathildiſche Erbſchaft brachte Innocentius jetzt in Bewegung, und bemühte ſich wenigſtens, da er den Kaiſer unerbittlich fand, dieſe anmaßlichen Rechte der Kirche für die Zukunft in Sicherheit zu ſetzen. Er beſtätigte ihm den Genuß der Mathildiſchen Güter auf dem Wege der Belehnung, ließ ihn dem römiſchen Stuhl einen förmlichen Lehenseid darüber ſchwören, und ſorgte dafür, daß dieſe Vaſallenhandlung durch ein Gemälde verewigt wurde, welches dem kaiſerlichen Namen in Italien nicht ſehr rühmlich war.

Es war nicht der römiſche Boden, nicht der Anblick jener feierlichen Denkmäler, welche ihm die Herrſchergröße Roms in's Gedächtniß brachten, wo etwa die Geiſter ſeiner Vorfahren zu ſeiner Erinnerung ſprechen konnten, nicht die Zwang auflegende Gegenwart einer römiſchen Prälatenverſammlung, welche Zeuge und Richter ſeines Betragens war, was dem Papſt dieſen ſtandhaften Muth einflößte; auch als ein Flüchtling, auch auf deutſcher Erde, hatte er dieſen römiſchen Geiſt nicht verläugnet. Schon zu Lüttich, wo er in der Geſtalt

eines Flehenden vor dem Kaiſer ſtand, wo er ſich dieſem Kaiſer für eine noch friſche Wohlthat verpflichtet fühlte, und eine zweite noch größere von ihm erwartete, hatte er ihn genöthigt, eine beſcheidene Bitte um Wiederherſtellung des Inveſtiturrechts zurückzunehmen, zu welcher der hülfloſe Zuſtand des Papſtes dem Kaiſer Muth gemacht hatte. Er hatte einem Erzbiſchof zu Trier, ehe dieſer noch von dem Kaiſer mit dem zeitlichen Theil ſeines Amtes bekleidet war, die Einweihung ertheilt, dem ausdrücklichen Sinn des Vertrags entgegen, der den Frieden des deutſchen Reichs mit der Kirche begründete. Mitten in Deutſchland, wo er ohne Lothars Begünſtigung keinen Schatten von Hoheit beſaß, unterſtand er ſich, eines der wichtigſten Vorrechte dieſes Kaiſers zu kränken.

Aus ſolchen Zügen erkennt man den Geiſt, der den römiſchen Hof beſeelte, und die unerſchütterliche Feſtigkeit der Grundſätze, die jeder Papſt, mit Hintanſetzung aller perſönlichen Verhältniſſe, befolgen zu müſſen ſich gedrungen ſah. Man ſah Kaiſer und Könige, erleuchtete Staatsmänner und unbeugſame Krieger im Drang der Umſtände Rechte aufopfern, ihren Grundſätzen ungetreu werden und der Nothwendigkeit weichen; ſo etwas begegnete ſelten oder nie einem Papſte. Auch wenn er im Elend umher irrte, in Italien keinen Fuß breit Landes, keine ihm holde Seele beſaß, und von der Barmherzigkeit der Fremdlinge lebte, hielt er ſtandhaft über den Vorrechten ſeines Stuhls und der Kirche. Wenn jede andere politiſche Gemeinheit durch die perſönlichen Eigenſchaften derer, welchen ihre Verwaltung übertragen iſt, zu gewiſſen Zeiten etwas gelitten hat und leidet, ſo war dieſes

kaum jemals der Fall bei der Kirche und ihrem Ober-haupt. So ungleich ſich auch die Päpſte in Temperament, Denkart und Fähigkeit ſeyn mochten, ſo ſtandhaft, ſo gleichförmig, ſo unveränderlich war ihre Politik. Ihre Fähigkeit, ihr Temperament, ihre Denkart ſchien in ihr Amt gar nicht einzufließen; ihre Perſönlichkeit, möchte man ſagen, zerfloß in ihrer Würde, und die Leidenſchaft erloſch unter der dreifachen Krone. Obgleich mit jedem hinſcheidenden Papſte die Kette der Thronfolge abriß, und mit jedem neuen Papſte wieder friſch geknüpft wurde — obgleich kein Thron in der Welt ſo oft ſeinen Herrn veränderte, ſo ſtürmiſch beſetzt und ſo ſtürmiſch verlaſſen wurde, ſo war dieſes doch der einzige Thron in der chriſtlichen Welt, der ſeinen Beſitzer nie zu verändern ſchien, weil nur die Päpſte ſtarben, aber der Geiſt, der ſie belebte, unſterblich war.

Kaum hatte Lothar Italien den Rücken gewendet, als Innocentius auf's Neue ſeinen Gegnern das Feld räumen mußte. Er floh in Begleitung des heiligen Bernhards nach Piſa, wo er den Gegenpapſt und deſſen Anhang auf einer Kirchenverſammlung feierlich verfluchte. Dieſes Anathem galt beſonders dem König Roger von Sicilien, der Anaklets Sache mächtig unterſtützte und durch ſeine reißenden Fortſchritte im untern Italien den Muth dieſer Partei nicht wenig erhöhte.

Da ſich die Geſchichte Siciliens und Neapels und der Normänner, ſeiner neuen Beſitzer, mit der Geſchichte dieſes Jahrhunderts auf's Genaueſte verbindet, da uns Anna Komnena und Otto von Freiſingen auf die normänniſchen Eroberungen aufmerkſam gemacht haben, ſo

iſt es dem Zweck dieſer Abhandlung gemäß, auf den Urſprung dieſer neuen Macht in Italien zurückzugehen und die Fortſchritte derſelben kürzlich zu verfolgen.

Die mittäglichen und weſtlichen Länder Europens hatten kaum angefangen, von den gewaltſamen Erſchütterungen auszuruhen, wodurch ſie ihre neue Geſtalt empfingen, als der europäiſche Norden im neunten Jahrhundert auf's Neue den Süden ängſtigte. Aus den Inſeln und Küſtenländern, welche heut zu Tage dem däniſchen Scepter huldigen, ergoſſen ſich dieſe neuen Barbarenſchwärme; Männer des Nordens, Normänner nannte man ſie; ihre überraſchende ſchreckliche Ankunft beſchleunigte und verbarg der weſtliche Ocean. So lange zwar der Herrſchergeiſt Karls des Großen das fränkiſche Reich bewachte, ahnete man den Feind nicht, der die Sicherheit ſeiner Grenzen bedrohete. Zahlreiche Flotten hüteten jeden Hafen und die Mündung jedes Stroms; mit gleichem Nachdruck leiſtete ſein ſtarker Arm den arabiſchen Korſaren im Süden, und im Weſten den Normännern Widerſtand. Aber dieſes beſchützende Band, welches rings alle Küſten des fränkiſchen Reichs umſchloß, löste ſich unter ſeinen kraftloſen Söhnen, und gleich einem verheerenden Strome drang nun der wartende Feind in das bloßgegebene Land. Alle Bewohner der aquitaniſchen Küſte erfuhren die Raubſucht dieſer barbariſchen Fremdlinge; ſchnell, wie aus der Erde geſpieen, ſtanden ſie da, und eben ſo ſchnell entzog ſie das unerreichbare Meer der Verfolgung. Kühnere Banden, denen die ausgeraubte Küſte keine Beute mehr darbot, trieben in die Mündung der Ströme und erſchreckten die

ahnungsloſen innern Provinzen mit ihrer furchtbaren Landung. Weggeführt ward Alles, was Waare werden konnte; der pflugziehende Stier mit dem Pflüger, zahlreiche Menſchenheerden in eine hoffnungsloſe Knechtſchaft geſchleppt. Der Reichthum im inneren Lande machte ſie immer lüſterner, der ſchwache Widerſtand immer kühner, und die kurzen Stillſtände, welche ſie den Einwohnern gönnten, brachten ſie nur deſto zahlreicher und deſto gieriger zurück.

Gegen dieſen immer ſich erneuernden Feind war eine Hülfe von dem Throne zu hoffen, der ſelbſt wankte, den eine Reihe ohnmächtiger Schattenkönige, die unwürdige Nachkommenſchaft Karls des Großen entehrte. Anſtatt des Eiſens zeigte man den Barbaren Gold, und ſetzte die ganze künftige Ruhe des Königreichs auf's Spiel, um eine kurze Erholung zu gewinnen. Die Anarchie des Lehenweſens hatte das Band aufgelöst, welches die Nation gegen einen gemeinſchaftlichen Feind vereinigen konnte, und die Tapferkeit des Adels zeigte ſich nur zum Verderben des Staats, den ſie vertheidigen ſollte.

Einer der unternehmendſten Anführer der Barbaren, Rollo, hatte ſich der Stadt Rouen bemächtigt, und entſchloſſen, ſeine Eroberungen zu behaupten, ſeinen Waffenplatz darin errichtet. Ohnmacht und dringende Noth führten endlich Karln den Einfältigen, unter welchem Frankreich ſich damals regierte, auf den glücklichen Ausweg, durch Bande der Dankbarkeit, der Verwandtſchaft und der Religion ſich dieſen barbariſchen Anführer zu verpflichten. Er ließ ihm ſeine Tochter zur Gemahlin und zum Brautſchatz das ganze Küſtenland anbieten, welches

den normänniſchen Verheerungen am meiſten bloßgeſtellt war. Ein Biſchof führte das Geſchäft, und Alles, was man von dem Normann dafür verlangte, war, daß er ein Chriſt werden ſollte. Rollo rief ſeine Corſaren zuſammen, und überließ den Gewiſſensfall ihrer Beurtheilung. Das Anerbieten war zu verführeriſch, um nicht ſeinen nordiſchen Aberglauben daran zu wagen. Jede Religion war gleich gut, bei welcher man nur nicht die Tapferkeit verlernte. Die Größe des Gewinns brachte jede Bedenklichkeit zum Schweigen. Rollo empfing die Taufe, und einer ſeiner Gefährten wurde abgeſchickt, der Ceremonie der Huldigung gemäß, bei dem König von Frankreich den Fußkuß zu verrichten.

Rollo verdiente es, der Stifter eines Staats zu ſeyn; ſeine Geſetze bewirkten bei dieſem Räubervolk eine bewundernswürdige Verwandlung. Die Corſaren warfen das Ruder weg, um den Pflug zu ergreifen, und die neue Heimat ward ihnen theuer, ſobald ſie angefangen hatten, darauf zu ernten. In dem gleichförmigen ſanften Takte des Landlebens verlor ſich allmählig der Geiſt der Unruhe und des Raubes, mit ihm die natürliche Wildheit dieſes Volks. Die Normandie blühte unter Rollo's Geſetzen, und ein barbariſcher Eroberer mußte es ſeyn, der die Nachkommen Karls des Großen ihren Vaſallen widerſtehen, und ihre Völker beglücken lehrte. Seitdem Normänner Frankreichs weſtliche Küſte bewachten, hatte es von keiner normänniſchen Landung mehr zu leiden, und die ſchimpfliche Auskunft der Schwäche ward eine Wohlthat für das Reich.

Der kriegeriſche Geiſt der Normänner artete in ihrem neuen Vaterlande nicht aus. Dieſe Provinz Frankreichs ward die Pflanzſchule einer tapfern Jugend, und aus ihr gingen zu verſchiedenen Zeiten zwei Heldenſchwärme aus, die ſich an entgegengeſetzten Enden von Europa einen unſterblichen Namen machten und glänzende Reiche ſtifteten. Normänniſche Glücksritter zogen ſüdwärts, unterwarfen das untere Italien und die Inſel Sicilien ihrer Herrſchaft, und gründeten hier eine Monarchie, welche Rom an der Tiber und Rom an dem Bosphorus zittern machte. Ein normänniſcher Herzog war's, der Britannien eroberte.

Unter allen Provinzen Italiens waren Apulien, Calabrien und die Inſel Sicilien viele Jahrhunderte lang die beklagenswürdigſten geweſen. Hier unter dem glücklichſten Himmel Groß-Griechenlands, wo ſchon in den früheſten Zeiten griechiſche Kultur aufblühte, wo eine ergiebige Natur die helleniſchen Pflanzungen mit freiwilliger Milde pflegte, dort auf der geſegneten Inſel, wo die jugendlichen Staaten: Agrigent, Gela, Leontium, Syrakus, Selinus, Himera, in muthwilliger Freiheit ſich brüſteten, hatten gegen Ende des erſten Jahrtauſends Anarchie und Verwüſtung ihren ſchrecklichen Thron aufgeſchlagen. Nirgends, lehrt eine traurige Erfahrung, ſieht man die Leidenſchaften und Laſter der Menſchen ausgelaſſener toben, nirgends mehr Elend wohnen, als in den glücklichen Gegenden, welche die Natur zu Paradieſen beſtimmte. Schon in frühen Zeiten ſtellten Raubſucht und Eroberungsbegierde dieſer geſegneten Inſel nach; und ſo wie die ſchöpferiſche Wärme

dieſes Himmels die unglückliche Wirkung hatte, die abſcheulichſten Geburten der Tyrannei an das Licht zu brüten, hatte ſelbſt auch das wohlthätige Meer, welches dieſe Inſel zum Mittelpunkte des Handels beſtimmte, nur dazu dienen müſſen, die feindſeligen Flotten der Mamertiner, der Carthager, der Araber an ihre Küſte zu tragen. Eine Reihe barbariſcher Nationen hatte dieſen einladenden Boden betreten. Die Griechen, aus Ober- und Mittel-Italien durch Longobarden und Franken vertrieben, hatten in dieſen Gegenden einen Schatten von Herrſchaft gerettet. Bis nach Apulien hinab hatten ſich die Longobarden verbreitet, und arabiſche Corſaren mit dem Schwerte in der Hand ſich Wohnſitze darin errungen. Ein barbariſches Gemiſch von Sprachen und Sitten, von Trachten und Gebräuchen, von Geſetzen und Religionen zeugte noch jetzt von ihrer verderblichen Gegenwart. Hier ſah ſich der Unterthan nach dem Longobardiſchen Geſetz, ſein nächſter Nachbar nach dem Juſtinianiſchen, ein Dritter nach dem Koran gerichtet. Derſelbe Pilger, der des Morgens geſättigt aus den Ringmauern eines Kloſters ging, mußte des Abends die Mildthätigkeit eines Moslems in Anſpruch nehmen. Die Nachfolger des heiligen Petrus hatten nicht geſäumt, ihren frommen Arm nach dieſem gelobten Land auszuſtrecken, auch einige deutſche Kaiſer die Hoheit des Kaiſernamens in dieſem Theile Italiens geltend gemacht, und einen großen Diſtrikt deſſelben als Sieger durchzogen. Gegen Otto den Zweiten ſchloſſen die Griechen mit den verabſcheuten Arabern einen Bund, der dieſem Eroberer ſehr verderblich wurde. Calabrien und Apulien

traten nunmehr auf's Neue unter griechiſche Hoheit zu⸗ rück; aber aus den feſten Schlöſſern, welche die Sara⸗ cenen in dieſem Landſtrich noch inne hatten, ſtürzten zu Zeiten bewaffnete Schaaren hervor, andere arabiſche Schwärme ſetzten aus dem angrenzenden Sicilien hin⸗ über, welche Griechen und Lateiner ohne Unterſchied be⸗ raubten. Von der fortwährenden Anarchie begünſtigt, riß Jeder an ſich, was er konnte, und verband ſich, je nachdem es ſein Vortheil war, mit Muhamedanern, mit Griechen, mit Lateinern. Einzelne Städte, wie Gaeta und Neapel, regierten ſich nach republikaniſchen Geſetzen. Mehrere longobardiſche Geſchlechter genoſſen unter dem Schirm einer ſcheinbaren Abhängigkeit von dem römi⸗ ſchen oder griechiſchen Reich eine wahre Souverainetät in Benevent, Capua, Salerno und andern Diſtrikten. Die Menge und Verſchiedenheit der Oberherren, der ſchnelle Wechſel der Grenze, die Entfernung und Ohnmacht des griechiſchen Kaiſerhofs hielten dem ſtrafloſen Ungehorſam eine ſichere Zuflucht bereit; Nationalunterſchied, Reli⸗ gionshaß, Raubſucht, Vergrößerungsbegierde, durch kein Geſetz gezügelt, verewigten die Anarchie auf dieſem Boden, und nährten die Fackel eines immerwährenden Kriegs. Das Volk wußte heute nicht, wem es morgen gehorchen würde, und der Sämann war ungewiß, wem die Ernte gehörte.

Dies war der klägliche Zuſtand des untern Italiens im neunten, zehnten und elften Jahrhundert, während daß Sicilien unter arabiſchem Scepter einer ruhigern Knecht⸗ ſchaft genoß. Der Geiſt der Wallfahrt, welcher beim Ab⸗ lauf des zehnten Jahrhunderts, der gedrohten Annäherung

des Weltgerichts, in den Abendländern lebendig wurde, führte im Jahr 983 auch einige normänniſche Pilger, fünfzig oder ſechzig an der Zahl, nach Jeruſalem. Auf ihrer Heimkehr ſtiegen ſie bei Neapel an's Land und erſchienen zu Salerno, eben als ein arabiſches Heer dieſe Stadt belagerte, und die Einwohner damit beſchäftigt waren, ſich durch eine Geldſumme ihres Feindes zu entledigen.

Ungern genug hatten dieſe ſtreitbaren Wallfahrer den Harniſch mit der Pilgertaſche vertauſcht; der alte Kriegsgeiſt ward bei dem kriegeriſchen Anblick lebendig. Tapfere Hiebe, auf die Häupter der Ungläubigen geführt, dünkten ihnen keine ſchlechtere Vorbereitung auf das Weltgericht zu ſeyn, als ein Pilgerzug nach dem heiligen Grabe. Sie boten den belagerten Chriſten ihre müßige Tapferkeit an, und man erräth leicht, daß die unverhoffte Hülfe nicht verſchmäht ward. Von einer kleinen Anzahl Salernitaner begleitet, ſtürzt ſich die kühne Schaar bei Nachtzeit in das arabiſche Lager, wo man, auf keinen Feind gefaßt, in ſtolzer Sicherheit ſchwelgt. Alles weicht ihrer unwiderſtehlichen Tapferkeit. Eilfertig werfen ſich die Saracenen in ihre Schiffe, und geben ihr ganzes Lager Preis. Salerno hatte ſeine Schätze gerettet, und bereicherte ſich noch mit dem ganzen Raub der Ungläubigen; das Werk der Tapferkeit von ſechzig normänniſchen Pilgern. Ein ſo wichtiger Dienſt war der ausgezeichnetſten Dankbarkeit werth, und, befriedigt von der Freigebigkeit des Fürſten zu Salerno, ſchiffte die Heldenſchaar nach Hauſe.

Das Abenteuer in Italien ward in der Heimat nicht verſchwiegen. Neapels ſchöner Himmel und geſegnete

Erde ward gerühmt, der nie geendigte Krieg auf dieſem Boden, der dem Soldaten Beſchäftigung und Anſehen, der dem Schwachen Reichthum, der ihm Beute und Belohnung verſprach. Mit begierigem Ohr horchte eine kriegeriſche Jugend. Das untere Italien ſah in kurzer Zeit neue Haufen von Normännern landen, deren Tapferkeit ihre kleine Anzahl verbarg. Das milde Klima, das fette Land, die köſtliche Beute, waren unwiderſtehliche Reizungen für ein Volk, das in ſeinen neuen Wohnſitzen und bei ſeiner neuen Lebensart das korſariſche Gewerbe ſo ſchnell nicht verlernen konnte. Ihr Arm war Jedem feil, der ihn dingen wollte; Fechtens wegen waren ſie gekommen, gleichviel für weſſen Sache ſie fochten. Der griechiſche Unterthan erwehrte ſich mit dem Arme der Normänner einer tyranniſchen Satrapenregierung, mit Hülfe der Normänner trotzten die longobardiſchen Fürſten den Anſprüchen des griechiſchen Hofs, Normänner ſtellten die Griechen ſelbſt den Saracenen entgegen. Lateiner und Griechen hatten ohne Unterſchied Urſache, den Arm dieſer Fremdlinge wechſelsweiſe zu fürchten und zu preiſen.

In Neapel hatte ſich ein Herzog aufgeworfen, dem die Tapferkeit der Normänner gegen einen Fürſten von Capua große Dienſte leiſtete. Dieſe nützlichen Ankömmlinge immer feſter an ſich zu knüpfen, ihren hülfreichen Arm ſtets in der Nähe zu wiſſen, ſchenkte er ihnen Landeigenthum zwiſchen Capua und Neapel, auf welchem Boden ſie im Jahr 1029 die Stadt Averſa bauten — ihre erſte feſte Beſitzung auf italieniſcher Erde, errungen durch Tapferkeit, aber nicht durch Gewalt, vielleicht die einzig gerechte, deren ſie ſich zu rühmen hatten.

Die normänniſchen Ankömmlinge mehren ſich, ſobald eine landsmänniſche Stadt ihnen die gaſtfreien Thore öffnet. Drei Brüder, Wilhelm, der eiſerne Arm, Humfred und Drogon beurlauben ſich von neun andern Brüdern und ihrem Vater Tancred von Hauteville, um in der neuen Colonie das Glück der Waffen zu verſuchen. Der griechiſche Statthalter von Apulien beſchließt eine Landung auf Sicilien, und die Tapferkeit der Gäſte wird aufgefordert, die Gefahren dieſes Feldzugs zu theilen. Ein ſaraceniſches Heer wird geſchlagen, und ſein Anführer fällt unter dem eiſernen Arm. Der kräftige Beiſtand der Normänner verſpricht den Griechen die Wiedereroberung der ganzen Inſel; ihr Undank gegen dieſe ihre Beſchützer macht ſie auch noch das Wenige verlieren, was auf dem feſten Lande Italiens noch ihre Herrſchaft erkennt. Von dem treuloſen Statthalter zur Rache gereizt, kehren die Normänner gegen ihn ſelbſt die Waffen, welche kurz zuvor ſiegreich für ihn geführt worden waren. Die griechiſchen Beſitzungen werden angegriffen, ganz Apulien von nicht mehr als vierhundert Normännern erobert. Mit barbariſcher Redlichkeit theilt man ſich in den unverhofften Raub. Ohne bei einem apoſtoliſchen Stuhl, ohne bei einem Kaiſer in Deutſchland oder Byzanz anzufragen, ruft die ſiegreiche Schaar den eiſernen Arm zum Grafen von Apulien aus; jedem normänniſchen Streiter wird in dem eroberten Land irgend eine Stadt oder ein Dorf zur Belohnung.

Das unerwartete Glück der ausgewanderten Söhne Tancreds erweckte bald die Eiferſucht der daheim gebliebenen. Der jüngſte von dieſen, Robert Guiscard (der

Verſchlagene) war herangewachſen, und die künftige Größe verkündigte ſich ſeinem ahnenden Geiſt. Mit zwei andern Brüdern machte er ſich auf in das goldene Land, wo man mit dem Degen Fürſtenthümer angelt. Gern erlaubten die deutſchen Kaiſer, Heinrich II. und III., dieſem Heldengeſchlechte, zu Vertreibung ihres verhaßteſten Feindes und zu Italiens Befreiung ihr Blut zu verſpritzen. Gewonnen dünkte ihnen für das abendländiſche Reich, was für das morgenländiſche verloren war, und mit günſtigem Auge ſehen ſie die tapfern Fremdlinge von dem Raube der Griechen wachſen. Aber die Eroberungsplane der Normänner erweitern ſich mit ihrer wachſenden Anzahl und ihrem Glück; der Griechen Meiſter, bezeigen ſie Luſt, ihre Waffen gegen die Lateiner zu kehren. So unternehmende Nachbarn beunruhigen den römiſchen Hof. Das Herzogthum Benevent, dem Papſt Leo IX. erſt kürzlich von Kaiſer Heinrich III. zum Geſchenke gegeben, wird von den Normännern bedroht. Der Papſt ruft gegen ſie den mächtigen Kaiſer zu Hülfe, der zufrieden iſt, dieſe kriegeriſchen Männer, die er nicht zu bezwingen hofft, in Vaſallen des Reichs zu verwandeln, dem ihre Tapferkeit zur Vormauer gegen Griechen und Ungläubige dienen ſollte. Leo IX. bedient ſich gegen ſie der nimmer fehlenden apoſtoliſchen Waffen. Der Fluch wird über ſie ausgeſprochen, ein heiliger Krieg wird gegen ſie gepredigt, und der Papſt hält die Gefahr für drohend genug, um mit ſeinen Biſchöfen in eigener Perſon an der Spitze ſeines heiligen Heers gegen ſie zu ſtreiten. Die Normänner achten gleich wenig auf die Stärke dieſes Heers und auf die Heiligkeit ſeiner Anführer. Gewohnt, in noch kleinerer

Anzahl zu ſiegen, greifen ſie unerſchrocken an, die Deutſchen werden niedergehauen, die Italiener zerſtreut, die heilige Perſon des Papſtes ſelbſt fällt in ihre ruchloſen Hände. Mit tiefſter Ehrfurcht wird dem Statthalter Petri von ihnen begegnet, und nicht anders als knieend nahen ſie ſich ihm, aber der Reſpekt ſeiner Ueberwinder kann ſeine Gefangenſchaft nicht verkürzen.

Der Einnahme Apuliens folgte bald die Unterwerfung Calabriens und des Gebietes von Capua. Die Politik des römiſchen Hofes, welche nach mehreren mißlungenen Verſuchen dem Unternehmen entſagte, die Normänner aus ihren Beſitzungen zu verjagen, verfiel endlich auf den weiſeren Ausweg, von dieſem Uebel ſelbſt für die römiſche Größe Nutzen zu ziehen. In einem Vergleich, der zu Amalphi mit Robert Guiscard zu Stande kam, beſtätigte Papſt Nicolaus II. dieſem Eroberer den Beſitz von Calabrien und Apulien als päpſtliches Lehen, befreite ſein Haupt von dem Kirchenbann, und reichte ihm als oberſter Lehensherr die Fahne. Wenn irgend eine Macht die Tapferkeit der Normänner mit dem Geſchenk dieſer Fürſterthümer belohnen konnte, ſo kam es doch keineswegs dem römiſchen Biſchof zu, dieſe Großmuth zu beweiſen. Robert hatte kein Land weggenommen, das dem erſten Finder gehörte; von dem griechiſchen, oder, wenn man will, von dem deutſchen Reich waren die Provinzen abgeriſſen, welche er ſich mit dem Schwert zugeeignet hatte. Aber von jeher haben die Nachfolger Petri in der Verwirrung geerntet. Die Lehensverbindung der Normänner mit dem römiſchen Hofe war für ſie ſelbſt und für dieſen das vortheilhafteſte

Ereigniß. Die Ungerechtigkeit ihrer Eroberungen bedeckte jetzt der Mantel der Kirche; die ſchwache, kaum fühlbare Abhängigkeit von dem apoſtoliſchen Stuhl entzog ſie dem ungleich drückendern Joche der deutſchen Kaiſer, und der Papſt hatte ſeine furchtbarſten Feinde in treue Stützen ſeines Stuhls verwandelt.

In Sicilien theilten ſich noch immer Saracenen und Griechen, aber bald fing dieſe reiche Inſel an, die Vergrößerungsbegierde der normänniſchen Eroberer zu reizen. Auch mit dieſer beſchenkte der Papſt ſeine neuen Clienten, dem es bekanntlich nichts koſtete, die Erdkugel mit neuen Meridianen zu durchſchneiden und noch unentdeckte Welten auszutheilen. Mit der Fahne, welche der heilige Vater geweiht hatte, ſetzten die Söhne Tancreds, Guiscard und Roger, in Sicilien über, und unterwarfen ſich in kurzer Zeit die ganze Inſel. Mit Vorbehalt ihrer Religion und Geſetze huldigten Griechen und Araber der normänniſchen Herrſchaft, und die neue Eroberung wurde Rogern und ſeinen Nachkommen überlaſſen. Auf die Unterwerfung Siciliens folgte bald die Wegnahme von Benevent und Salerno, und die Vertreibung des in der letzten Stadt regierenden Fürſtenhauſes, welches aber den kurzen Frieden mit der römiſchen Kirche unterbricht und zwiſchen Robert Guiscard und dem Papſt einen heftigen Streit entzündet. Gregor VII., der gewaltthätigſte aller Päpſte, kann einige normänniſche Edelleute, Vaſallen und Nachbarn ſeines Stuhls, weder in Furcht ſetzen, noch bezwingen. Sie trotzen ſeinem Bannfluch, deſſen fürchterliche Wirkungen einen heldenmüthigen und mächtigen Kaiſer zu Boden ſchlagen, und eben der

herausfordernde Trotz, wodurch dieſer Papſt die Zahl ſeiner Feinde vergrößert und ihre Erbitterung unverſöhnlich macht, macht ihm einen Freund in der Nähe deſto wichtiger. Um Kaiſer und Königen zu trotzen, muß er einem glücklichen Abenteurer in Apulien ſchmeicheln. Bald bedarf er in Rom ſelbſt ſeines rettenden Arms. In der Engelsburg von Römern und Deutſchen belagert, ruft er den Herzog von Apulien zu ſeinem Beiſtand herbei, der auch wirklich an der Spitze normänniſcher, griechiſcher und arabiſcher Vaſallen das Haupt der lateiniſchen Chriſtenheit frei macht. Gedrückt von dem Haſſe ſeines ganzen Jahrhunderts, deſſen Frieden ſeine Herrſchſucht zerſtörte, folgt eben dieſer Papſt ſeinen Errettern nach Neapel und ſtirbt zu Salerno unter dem Schutz von Hauteville's Söhnen.

Derſelbe normänniſche Fürſt, Robert Guiscard, der ſich in Italien und Sicilien ſo gefürchtet machte, war das Schrecken der Griechen, die er in Dalmatien und Macedonien angriff, und ſelbſt in der Nähe ihrer Kaiſerſtadt ängſtigte. Die griechiſche Ohnmacht rief gegen ihn die Waffen und Flotten der Republik Venedig zu Hülfe, die durch die reißendſten Fortſchritte dieſer neuen italieniſchen Macht in ihren Träumen von Oberherrſchaft des adriatiſchen Meers fürchterlich aufgeſchreckt worden. Auf der Inſel Cephalonia ſetzte endlich, früher als ſein Ehrgeiz, der Tod ſeinen Eroberungsplanen eine Grenze. Seine anſehnlichen Beſitzungen in Griechenland, lauter Erwerbungen ſeines Degens, erbte ſein Sohn Bohemund, Fürſt von Tarent, der ihm an Tapferkeit nicht nachſtand, und ihn an Ehrſucht noch übertraf. Er war

es, der den Thron der Komnener in Griechenland erſchütterte, den Fanatismus der Kreuzfahrer den Entwürfen einer kalten Vergrößerungsbegierde liſtig dienen ließ, in Antiochien ſich ein anſehnliches Fürſtenthum errang, und allein von dem frommen Wahnſinne frei war, der die Fürſten des Kreuzheers erhitzte. Die griechiſche Prinzeſſin Anna Komnena ſchildert uns Vater und Sohn als gewiſſenloſe Banditen, deren ganze Tugend ihr Degen war, aber Robert und Bohemund waren die fürchterlichſten Feinde ihres Hauſes; ihr Zeugniß reicht alſo nicht hin, dieſe Männer zu verdammen. Eben dieſe Prinzeſſin kann es dem Robert nicht vergeben, daß er, ein bloßer Edelmann und Glücksritter, Vermeſſenheit genug beſeſſen, ſeine Wünſche bis zu einer Verwandtſchaftsverbindung mit dem regierenden Kaiſerhauſe in Konſtantinopel zu erheben. Immer bleibt es eine merkwürdige Erſcheinung in der Geſchichte, wie die Söhne eines unbegüterten Edelmanns in einer Provinz Frankreichs auf gut Glück aus ihrer Heimat auswandern, und, durch nichts als ihren Degen unterſtützt, ein Königreich zuſammenrauben, Kaiſern und Päpſten zugleich mit ihrem Arme und ihrem Verſtande widerſtehen, und noch Kraft genug übrig haben, auswärtige Throne zu erſchüttern.

Ein anderer Sohn Roberts, mit Namen Roger, war ihm in ſeinen calabriſchen und apuliſchen Beſitzungen gefolgt; aber ſchon vierzig Jahre nach Roberts Tode verloſch ſein Geſchlecht. Die normänniſchen Staaten auf dem feſten Lande wurden nunmehr von der Nachkommenſchaft ſeines Bruders in Beſitz genommen, welche in Sicilien blühte. Roger, Graf von Sicilien, nicht

weniger tapfer als Guiscard, aber eben ſo gutthätig und mild, als dieſer grauſam und eigennützig war, hatte den Ruhm, ſeinen Nachkommen ein glorreiches Recht zu erfechten. Zu einer Zeit, wo die Anmaßungen der Päpſte alle weltliche Gewalt zu verſchlingen drohten, wo ſie den Kaiſern in Deutſchland das Recht der Inveſtituren entriſſen und die Kirche von dem Staat gewaltſam abgetrennt hatten, behauptete ein normänniſcher Edelmann in Sicilien ein Regal, welches Kaiſer hatten aufgeben müſſen. Graf Roger drang dem römiſchen Stuhle für ſich und ſeine Nachfolger in Sicilien die Bewilligung ab, auf ſeiner Inſel die höchſte Gewalt in geiſtlichen Dingen auszuüben. Der Papſt war im Gedränge; um den deutſchen Kaiſern zu widerſtehen, konnte er die Freundſchaft der Normänner nicht entbehren. Er erwählte alſo den ſtaatsklugen Ausweg, ſich durch Nachgiebigkeit einen Nachbar zu verpflichten, welchen zu reizen allzu gefährlich war. Um aber zu verhindern, daß dieſes zugeſtandene Recht ja nicht mit den übrigen Regalien vermengt würde, um den Genuß derſelben im Lichte einer päpſtlichen Vergünſtigung zu zeigen, erklärte der Papſt den ſicilianiſchen Fürſten zu ſeinem Legaten oder geiſtlichen Gewalthaber auf der Inſel Sicilien. Rogers Nachfolger fuhren fort, dieſes wichtige Recht unter dem Namen geborner Legaten des römiſchen Stuhls auszuüben, welches unter dem Namen der ſicilianiſchen Monarchie von allen nachherigen Regenten dieſer Inſel behauptet ward.

Roger der Zweite, der Sohn des vorhergehenden, war es, der die anſehnlichen Staaten, Apulien und Calabrien, ſeiner Grafſchaft Sicilien einverleibte, und

ſich dadurch im Beſitz einer Macht erblickte, die ihm Kühnheit genug einflößte, ſich in Palermo die königliche Krone aufzuſetzen; dazu war weiter nichts nöthig, als ſein eigener Entſchluß und eine hinlängliche Macht, ihn gegen jeden Widerſpruch zu behaupten. Aber derſelbe ſtaatskluge Aberglaube, der ſeinen Vater und Oheim geneigt gemacht hatte, die Anmaßung fremder Länder durch den Namen einer päpſtlichen Schenkung zu heiligen, bewog auch den Neffen und Sohn, ſeiner angemaßten Würde durch eben dieſe heiligende Hand die letzte Sanktion zu verſchaffen. Die Trennung, welche damals in der Kirche ausgebrochen war, begünſtigte Rogers Abſichten. Er verpflichtete ſich dem Papſt Anaklet, indem er die Rechtmäßigkeit ſeiner Wahl anerkannte und mit ſeinem Degen zu behaupten bereit war. Für dieſe Gefälligkeit beſtätigte ihm der dankbare Prälat die königliche Würde, und ertheilte ihm die Belehnung über Capua und Neapel, die letzten griechiſchen Lehen auf italieniſchem Boden, welche Roger Anſtalten machte, zu ſeinem Reich zu ſchlagen. Aber er konnte ſich den einen Papſt nicht verpflichten, ohne ſich in dem andern einen unverſöhnlichen Feind zu erwecken. Auf ſeinem Haupte verſammelt ſich alſo jetzt der Segen des einen Papſtes und der Fluch des andern; welcher von beiden Früchte tragen ſollte — beruhte wahrſcheinlich auf der Güte ſeines Degens.

Der neue König von Sicilien hatte auch ſeine ganze Klugheit und Thätigkeit nöthig, um dem Sturm zu begegnen, der ſich in den Abend- und Morgenländern wider ihn zuſammenzog. Nicht weniger als vier feindliche

Mächte, unter denen einzeln genommen keine zu verachten war, hatten ſich zu ſeinem Untergang vereinigt. Die Republik Venedig, welche ſchon ehemals wider Robert Guiscard Flotten in See geſchickt, und geholfen hatte, die griechiſchen Staaten gegen dieſe Eroberer zu vertheidigen, waffneten ſich auf's Neue gegen ſeinen Neffen, deſſen furchtbare Seemacht ihr die Oberherrſchaft auf dem adriatiſchen Buſen ſtreitig zu machen drohte. Roger hatte dieſe kaufmänniſche Macht an ihrer empfindlichſten Seite angegriffen, da er ihr eine große Geldſumme an Waaren wegnehmen ließ. Der griechiſche Kaiſer Kalojohannes hatte den Verluſt ſo vieler Staaten in Griechenland und Italien und noch die neuerliche Wegnahme von Neapel und Capua an ihm zu rächen. Beide Höfe von Konſtantinopel und Venedig ſchickten nach Merſeburg Abgeordnete an Kaiſer Lothar, dem verhaßten Räuber ihrer Staaten einen neuen Feind in dem Oberhaupt des deutſchen Reichs zu erwecken. Papſt Innocentius, an kriegeriſcher Macht zwar der ſchwächſte unter allen Gegnern Rogers, war einer der furchtbarſten durch die Geſchäftigkeit ſeines Haſſes und durch die Waffen der Kirche, die ihm zu Gebote ſtanden. Man überredete den Kaiſer Lothar, daß das normänniſche Reich im untern Italien und die Anmaßung der ſicilianiſchen Königswürde durch Roger mit der oberſten Gerichtsbarkeit der Kaiſer über dieſe Länder unverträglich ſeyen, und daß es dem Nachfolger der Ottonen gebühre, der Verminderung des Reichs ſich entgegen zu ſetzen.

So wurde Lothar veranlaßt, einen zweiten Marſch über die Alpen zu thun, und gegen König Roger von Sicilien einen Feldzug zu unternehmen.

Seine Armee war jetzt zahlreicher, die Blüthe des deutſchen Adels war mit ihm, und die Tapferkeit der Hohenſtaufen kämpfte für ſeine Sache. Die lombardiſchen Städte, von jeher gewohnt, ihre Unterwürfigkeit nach der Stärke der Kriegsheere abzuwägen, mit welchen ſich die Kaiſer in Italien zeigten, huldigten ſeiner unwiderſtehlichen Macht, und ohne Widerſtand öffnete ihm die Stadt Mailand ihre Thore. Er hielt einen Reichstag in den ronkaliſchen Feldern, und zeigte den Italienern ihren Oberherrn. Darauf theilte er ſein Heer, deſſen eine Hälfte unter der Anführung Herzog Heinrichs von Bayern in das Toskaniſche drang, die andere unter dem perſönlichen Commando des Kaiſers, längs der adriatiſchen Seeküſte, geraden Wegs gegen Apulien anrückte. Der griechiſche Hof und die Republik Venedig hatten Truppen und Geld zu dieſer Kriegsrüſtung hergeſchoſſen. Zugleich ließ die Stadt Piſa, damals ſchon eine bedeutende Seemacht, eine kleine Flotte dieſer Landarmee folgen, die feindlichen Seeplätze anzugreifen.

Jetzt ſchien es um die normänniſche Macht in Italien gethan, und nicht ohne Theilnehmung ſieht man das Gebäude, an welchem die Tapferkeit ſo vieler Helden gearbeitet, welches das Glück ſelbſt ſo ſichtbar in Schutz genommen hatte, ſich zu ſeinem Untergang neigen. Glorreiche Erfolge krönen den erſten Anfang Lothars. Capua und Benevent müſſen ſich ergeben. Die apuliſchen Städte Trani und Bari werden erobert; die Piſaner bringen Amalphi, Lothar ſelbſt die Stadt Salerno zur Uebergabe. Eine Säule der normänniſchen Macht ſtürzt nach der andern, und von dem feſten Lande Italiens vertrieben,

bleibt dem neuen Könige nichts übrig, als in ſeinem Erbreich Sicilien eine letzte Zuflucht zu ſuchen.

Aber es war das Schickſal von Tancreds Geſchlecht, daß die Kirche mit und ohne ihren Willen für ſie arbeiten ſollte. Kaum war Salerno erobert, ſo nimmt Innocentius dieſe Stadt als ein päpſtliches Lehen in Anſpruch, und ein lebhafter Zank entſpinnt ſich darüber zwiſchen dieſem Papſt und dem Kaiſer. Ein ähnlicher Streit wird über Apulien rege, über welche Provinz man überein gekommen war, einen Herzog zu ſetzen, deſſen Belehnung, als das Zeichen der oberſten Hoheit, Innocentius gleichfalls dem Kaiſer Lothar ſtreitig macht. Um einen dreißigtägigen verderblichen Streit zu beendigen, vereinigt man ſich endlich in der ſonderbaren Auskunft, daß beide, Kaiſer und Papſt, bei dem Belehnungsakt dieſes Herzogs berechtigt ſeyn ſollten, zu gleicher Zeit die Hand an die Fahne zu legen, die dem Vaſallen bei der Huldigungsfeierlichkeit von dem Lehensherrn übergeben ward.

Während dieſes Zwieſpalts ruhte der Krieg gegen Roger, oder ward wenigſtens ſehr läſſig geführt, und dieſer wachſame thätige Fürſt gewann Zeit, ſich zu erholen. Die Piſaner, unzufrieden mit dem Papſt und den Deutſchen, führten ihre Flotte zurück; die Dienſtzeit der Deutſchen war zu Ende, ihr Geld verſchwendet, und der feindſelige Einfluß des neapolitaniſchen Himmels fing an, die gewohnte Verheerung in ihrem Lager anzurichten. Ihre immer lauter werdende Ungeduld rief den Kaiſer aus den Armen des Siegs. Schneller noch, als ſie gewonnen worden, gingen die meiſten der gemachten Eroberungen nach ſeiner Entfernung verloren. Noch in Bononien

mußte Lothar die niederſchlagende Nachricht hören, daß Salerno ſich an den Feind ergeben, daß Capua erobert und der Herzog von Neapel ſelbſt zu den Normännern übergetreten ſey. Nur Apulien wurde durch ſeinen neuen Herzog mit Hülfe eines zurückgebliebenen deutſchen Corps ſtandhaft behauptet, und der Verluſt dieſer Provinz war der Preis, um welchen Roger ſeine übrigen Länder gerettet ſah.

Nachdem der normänniſche Papſt, Anaklet, geſtorben, und Innocentius alleiniger Fürſt der Kirche geworden war, hielt er im Lateran eine Kirchenverſammlung, welche alle Dekrete des Gegenpapſtes für nichtig erklärte und ſeinen Beſchützer Roger abermals mit dem Bannfluch belegte. Innocentius zog auch, nach dem Beiſpiel des Leo, in Perſon gegen den ſicilianiſchen Fürſten zu Felde, aber auch er mußte, wie ſein Vorgänger, dieſe Verwegenheit mit einer gänzlichen Niederlage und dem Verluſt ſeiner Freiheit bezahlen. Roger aber ſuchte als Sieger den Frieden mit der Kirche, der ihm um ſo nöthiger war, da ihn Venedig und Konſtantinopel mit einem neuen Angriff bedrohten. Er erhielt von dem gefangenen Papſte die Belehnung über ſein Königreich Sicilien; ſeine beiden Söhne wurden als Herzoge von Capua und Apulien anerkannt. Er ſelbſt ſowohl als dieſe mußten dem Papſt den Vaſallen-Eid leiſten, und ſich zu einem jährlichen Tribut an die römiſche Kirche verſtehen. Ueber die Anſprüche des deutſchen Reichs an dieſe Provinzen, um derentwillen doch Innocentius ſelbſt den Kaiſer wider Rogern bewaffnet hatte, wurde bei dieſem Vergleiche ein tiefes Stillſchweigen beobachtet. So wenig konnten die

römiſchen Kaiſer auf die päpſtliche Redlichkeit zählen, wenn man ihres Arms nicht benöthigt war. Roger küßte den Pantoffel ſeines Gefangenen, führte ihn nach Rom zurück, und Friede war zwiſchen den Normännern und dem apoſtoliſchen Stuhl. Kaiſer Lothar ſelbſt hatte auf der Rückkehr nach Deutſchland im Jahr 1137 in einer ſchlechten Bauernhütte zwiſchen dem Lech und dem Inn ſein mühe- und ruhmvolles Leben geendigt.

Unfehlbar war der Plan dieſes Kaiſers geweſen, daß ihm ſein Tochtermann, Herzog Heinrich von Bayern und Sachſen, auf dem Kaiſerthron folgen ſollte, wozu er wahrſcheinlich noch bei ſeinen Lebzeiten Anſtalten zu machen geſonnnen geweſen war. Aber ehe er einen Schritt deßwegen thun konnte, überraſchte ihn der Tod.

Heinrich von Bayern hatte die Fürſten Deutſchlands mit vielem Stolz behandelt, und war ihnen auf dem italieniſchen Feldzug ſehr gebieteriſch begegnet. Auch jetzt, nach Lothars Tode, bemühte er ſich nicht ſehr um ihre Freundſchaft, und machte ſie dadurch nicht geneigt, ihre Wahl auf ihn zu richten. Ganz anders betrug ſich Konrad von Hohenſtaufen, der den Zug nach Italien mitgemacht und auf demſelben die Fürſten, beſonders den Erzbiſchof von Trier, für ſich einzunehmen gewußt hatte. Außerdem ſchwebte die kürzlich feſtgeſetzte Wahlfreiheit des deutſchen Reichs den Fürſten noch zu lebhaft vor Augen, und Alles kam jetzt darauf an, den geringſten Schein einer Rückſicht auf das Erbrecht bei der Kaiſerwahl zu vermeiden. Heinrichs Verwandtſchaft mit Lothar war alſo ein Beweggrund mehr, ihn bei der Wahl zu übergehen. Zu dieſem Allen kam noch die Furcht vor

ſeiner überwiegenden Macht, welche, mit der Kaiſer-würde vereinigt, die Freiheit des deutſchen Reichs zu Grunde richten konnte.

Jetzt alſo ſah man auf einmal das Staatsſyſtem der deutſchen Fürſten umgeändert. Die Welfiſche Familie, welcher Heinrich von Bayern angehörte, unter der vorigen Regierung erhoben, mußte jetzt wieder herabgeſetzt werden, und das Hohenſtaufiſche Haus, unter der vorigen Regierung zurückgeſetzt, ſollte wieder die Oberhand gewinnen. Der Erzbiſchof von Mainz war eben geſtorben, und die Wahl eines neuen Erzbiſchofs ſollte der Wahl des Kaiſers billig vorangehen, da der Erzbiſchof bei der Kaiſerwahl eine Hauptrolle ſpielte. Weil aber zu fürchten war, daß das große Gefolge von ſächſiſchen und bayeriſchen Biſchöfen und weltlichen Vaſallen, mit welchen Heinrich auf den Wahltag würde angezogen kommen, die Ueberlegenheit auf ſeine Seite neigen möchte, ſo eilte man — wenn es auch eine Unregelmäßigkeit koſten ſollte — vor ſeiner Ankunft die Kaiſerwahl zu beendigen. Unter der Leitung des Erzbiſchofs von Trier, der dem Hohenſtaufiſchen Hauſe vorzüglich hold war, kam dieſe in Koblenz zu Stande (1137). Herzog Konrad ward erwählt und empfing auch ſogleich in Aachen die Krone. So ſchnell hatte das Schickſal gewechſelt, daß Konrad, den der Papſt unter der vorigen Regierung mit dem Banne belegte, ſich dem Tochtermann eben des Lothar vorgezogen ſah, der für den römiſchen Stuhl doch ſo viel gethan hatte. Zwar beſchwerten ſich Heinrich und alle Fürſten, welche bei der Wahl Konrads nicht zu Rath gezogen worden, laut über dieſe Unregelmäßigkeit; aber

die allgemeine Furcht vor der Uebermacht des Welfiſchen Hauſes, und der Umſtand, daß ſich der Papſt für Konrad erklärt hatte, brachte die Mißvergnügten zum Schweigen. Heinrich von Bayern, der die Reichs-inſignien in Händen hatte, lieferte ſie nach einem kurzen Widerſtande aus.

Konrad ſah ein, daß er dabei noch nicht ſtille ſtehen könne. Die Macht des Welfiſchen Hauſes war ſo hoch geſtiegen, daß es eben ſo gefährliche Folgen für die Ruhe des Reichs haben mußte, dieſes mächtige Haus zum Feinde zu haben, als die Erhebung deſ-ſelben zur Kaiſerwürde für die ſtändiſche Freiheit gehabt haben würde. Neben einem Vaſallen von dieſer Macht konnte kein Kaiſer ruhig regieren, und das Reich war in Gefahr, von einem bürgerlichen Kriege zerriſſen zu werden. Man mußte alſo die Macht deſſelben wieder herunterſetzen, und dieſer Plan wurde von Konrad III. mit Standhaftigkeit befolgt. Er lud den Herzog Heinrich nach Augsburg vor, um ſich über die Klagen zu rechtfertigen, die das Reich gegen ihn habe. Heinrich fand es bedenklich, zu erſcheinen, und nach fruchtloſen Unterhandlungen erklärte ihn der Kaiſer auf einem Hoftag zu Würzburg in die Reichsacht; auf einem andern zu Goslar wurden ihm ſeine beiden Herzogthümer, Sachſen und Bayern, abgeſprochen.

Dieſe raſchen Urtheile wurden von eben ſo friſcher That begleitet. Bayern verlieh man dem Nachbar deſſelben, dem Markgrafen von Oeſterreich; Sachſen wurde dem Markgrafen von Brandenburg, Albert der Bär genannt, übergeben. Bayern gab Herzog Heinrich auch

ohne Widerſtand auf, aber Sachſen hoffte er zu retten. Ein kriegeriſcher ihm ergebener Adel ſtand hier bereit, für ſeine Sache zu fechten, und weder Albrecht von Brandenburg, noch der Kaiſer ſelbſt, der gegen ihn die Waffen ergriff, konnten ihm dieſes Herzogthum entreiſſen. Schon war er im Begriff, auch Bayern wieder zu erobern, als ihn der Tod von ſeinen Unternehmungen abrief und die Fackel des Bürgerkriegs in Deutſchland verlöſchte. Bayern erhielt nun der Bruder und Nachfolger des Markgrafen Leopold von Oeſterreich, Heinrich, der ſich im Beſitz dieſes Herzogthums durch eine Heirathsverbindung mit der Wittwe des verſtorbenen Herzogs, einer Tochter Lothars, zu befeſtigen glaubte. Dem Sohne des Verſtorbenen, der nachher unter dem Namen Heinrich des Löwen berühmt ward, wurde das Herzogthum Sachſen zurückgegeben. So beruhigte Konrad auf eine Zeitlang die Stürme, welche Deutſchlands Ruhe geſtört hatten und noch gefährlicher zu ſtören drohten — um in einem thörichten Zug nach Jeruſalem der herrſchenden Schwachheit ſeines Jahrhunderts einen verderblichen Tribut zu bezahlen.

Anmerkung des Herausgebers. Eine Fortſetzung dieſer Abhandlung hat im vierten Bande der hiſtoriſchen Memoires (erſte Abtheilung) Herr Geheimer Legationsrath von Woltmann geliefert, welcher im Jahre 1795, als damaliger Profeſſor in Jena, ſich mit Schillern zur Herausgabe der erſten Abtheilung dieſer Memoires verband.

# Geſchichte
# der Unruhen in Frankreich,
## welche
## der Regierung Heinrichs IV. vorangingen,
## bis
## zum Tode Karls IX.

(Aus der Sammlung hiſtoriſcher Memoires II. Abtheilung 1. 2. 3. 4. 5. und 8. Band.)

Die Regierungen Karls VIII., Ludwigs XII. und Franz I. hatten für Frankreich eine glänzende Epoche vorbereitet. Die Feldzüge dieſer Fürſten nach Italien hatten den Heldengeiſt des franzöſiſchen Adels wieder entzündet, den der Despotismus Ludwigs XI. beinahe erſtickt hatte. Ein ſchwärmeriſcher Rittergeiſt flammte wieder auf, den eine beſſere Taktik unterſtützte.

Im Kampfe mit ihren ungeübten Nachbarn lernte die Nation ihre Ueberlegenheit kennen. Die Monarchie hatte ſich gebildet, die Verfaſſung des Königreichs eine mehr regelmäßige Geſtalt angenommen. Der ſonſt ſo furchtbare Trotz übermächtiger Großen fügte ſich jetzt wieder in die Schranken eines gemeinſchaftlichen

Gehorſams. Ordentliche Steuern und ſtehende Heere befeſtigten und ſchirmten den Thron, und der König war etwas mehr als ein begüterter Edelmann in ſeinem Reiche.

In Italien war es, wo ſich die Kraft dieſes Königreichs zum erſten Male offenbarte. Unnütz zwar floß dort das Blut ſeiner Heldenſöhne, aber Europa konnte ſeine Bewunderung einem Volke nicht verſagen, das ſich zu gleicher Zeit gegen fünf vereinigte Feinde glorreich behauptete. Das Licht ſchöner Künſte war nicht lange vorher in Italien aufgegangen, und etwas mildere Sitten verriethen bereits ſeinen veredelnden Einfluß. Bald zeigte es ſeine Kraft an den trotzigen Siegern, und Italiens Künſte unterjochten das Genie der Franzoſen, wie ehemals Griechenlands Kunſt ſeine römiſchen Beherrſcher ſich unterwürfig machte. Bald fanden ſie den Weg über die ſavoyiſchen Alpen, den der Krieg geöffnet hatte. Von einem verſtändigen Regenten in Schutz genommen, von der Buchdruckerkunſt unterſtützt, verbreiteten ſie ſich bald auf dieſem dankbaren Boden. Die Morgenröthe der Kultur erſchien; ſchon eilte Frankreich mit ſchnellen Schritten ſeiner Civiliſirung entgegen. Die neuen Meinungen erſcheinen, und gebieten dieſem ſchönen Anfang einen traurigen Stillſtand. Der Geiſt der Intoleranz und des Aufruhrs löſcht den noch ſchwachen Schimmer der Verfeinerung wieder aus, und die ſchreckliche Fackel des Fanatismus leuchtet. Tiefer als je ſtürzt dieſer unglückliche Staat in ſeine barbariſche Wildheit zurück, das Opfer eines langwierigen verderblichen Bürgerkriegs, den der Ehrgeiz

entflammt, und ein wüthender Religionseifer zu einem allgemeinen Brande vergrößert.

So feurig auch das Intereſſe war, mit welchem die eine Hälfte Europens die neuen Meinungen aufnahm und die andere dagegen kämpfte, ſo eine mächtige Triebfeder der Religionsfanatismus auch für ſich ſelbſt iſt, ſo waren es doch großentheils ſehr weltliche Leidenſchaften, welche bei dieſer großen Begebenheit geſchäftig waren, und größtentheils politiſche Umſtände welche den unter einander im Kampfe begriffenen Religionen zu Hülfe kamen. In Deutſchland, weiß man, begünſtigte Luthern und ſeine Meinungen das Mißtrauen der Stände gegen die wachſende Macht Oeſterreichs; der Haß gegen Spanien und die Furcht vor dem Inquiſitionsgerichte vermehrte in den Niederlanden den Anhang der Proteſtanten. Guſtav Waſa vertilgte in Schweden zugleich mit der alten Religion eine furchtbare Kabale, und auf den Ruin eben dieſer Kirche befeſtigte die britanniſche Eliſabeth ihren noch wankenden Thron. Eine Reihe ſchwachköpfiger, zum Theil minderjähriger Könige, eine ſchwankende Staatskunſt, die Eiferſucht und der Wettkampf der Großen um das Ruder halfen die Fortſchritte der neuen Religion in Frankreich beſtimmen.

Wenn ſie in dieſem Königreich jetzt darnieder liegt, und in einer Hälfte Deutſchlands, in England, im Norden, in den Niederlanden thronet, ſo lag es ſicherlich nicht an der Muthloſigkeit oder Kälte ihrer Verfechter, nicht an unterlaſſenen Verſuchen, nicht an der Gleichgültigkeit der Nation. Eine heftige langwierige

Gährung erhielt das Schickſal dieſes Königreichs in Zweifel; fremder Einfluß und der zufällige Umſtand einer neuen indirekten Thronfolge, die gerade damals eintrat, mußte den Untergang der calviniſchen Kirche in dieſem Staat entſcheiden.

Gleich im erſten Viertel des ſechzehnten Jahrhunderts fanden die Neuerungen, welche Luther in Deutſchland predigte, den Weg in die franzöſiſchen Provinzen. Weder die Cenſuren der Sorbonne im Jahr 1521, noch die Beſchlüſſe des Pariſer Parlaments, noch ſelbſt die Anathemen der Biſchöfe vermochten das ſchnelle Glück aufzuhalten, das ſie in wenig Jahren bei dem Volk, bei dem Adel, bei einigen von der Geiſtlichkeit machten. Die Lebhaftigkeit, mit welcher das ſanguiniſche geiſtreiche Volk der Franzoſen jede Neuigkeit zu behandeln pflegt, verleugnete ſich weder bei den Anhängern der Reformation, noch bei ihren Verfolgern. Franz des Erſten kriegeriſche Regierung und die Verſtändniſſe dieſes Monarchen mit den deutſchen Proteſtanten trugen nicht wenig dazu bei, die Religionsneuerungen bei ſeinen franzöſiſchen Unterthanen in ſchnellen Umlauf zu bringen. Umſonſt, daß man in Paris endlich zu dem fürchterlichen Mittel des Feuers und des Schwertes griff; es that keine beſſere Wirkung, als es in den Niederlanden, in Deutſchland, in England gethan hatte, und die Scheiterhaufen, welche der fanatiſche Verfolgungsgeiſt anſteckte, dienten zu nichts, als den Heldenglauben und den Ruhm ſeiner Opfer zu beleuchten.

Die Religionsverbeſſerer führten, bei ihrer Vertheidigung und bei ihrem Angriff auf die herrſchende Kirche, Waffen, welche weit zuverläſſiger wirkten, als alle, die der blinde Eifer der ſtärkern Zahl ihnen entgegen ſetzen konnte. Geſchmack und Aufklärung kämpften auf ihrer Seite; Unwiſſenheit, Pedanterei waren der Antheil ihrer Verfolger. Die Sittenloſigkeit, die tiefe Ignoranz des katholiſchen Clerus gaben dem Witz ihrer öffentlichen Redner und Schriftſteller die gefährlichſten Blößen, und unmöglich konnte man die Schilderungen leſen, welche der Geiſt der Satire dieſe letztern von dem allgemeinen Verderbniß entwerfen ließ, ohne ſich von der Nothwendigkeit einer Verbeſſerung überzeugt zu fühlen. Die leſende Welt wurde täglich mit Schriften dieſer Art überſchwemmt, in welchen, mehr oder minder glücklich, die herrſchenden Laſter des Hofes und der katholiſchen Geiſtlichkeit dem Unwillen, dem Abſcheu, dem Gelächter bloßgeſtellt, und die Dogmen der neuen Kirche, in jede Anmuth des Styls gekleidet, mit allen Reizen des Schönen, mit aller hinreißenden Kraft des Erhabenen, mit dem unwiderſtehlichen Zauber einer edeln Simplicität ausgeſtattet waren. Wenn man dieſe Meiſterſtücke der Beredſamkeit und des Witzes mit Ungeduld verſchlang, ſo waren die abgeſchmackten oder feierlichen Gegenſchriften des andern Theils nicht dazu gemacht, etwas Anderes als Langeweile zu erregen. Bald hatte die verbeſſerte Religion den geiſtreichen Theil des Publikums gewonnen, eine unſtreitig glänzendere Majorität als der bloße blinde Vortheil der größern Menge, der ihre Gegner begünſtigte.

Die anhaltende Wuth der Verfolgung nöthigte endlich den unterdrückten Theil, an der Königin Margaretha von Navarra, der Schweſter Franz I., ſich eine Beſchützerin zu ſuchen. Geſchmack und Wiſſenſchaft waren eine hinreichende Empfehlung bei dieſer geiſtreichen Fürſtin, welche, ſelbſt große Kennerin des Schönen und Wahren, für die Religion ihrer Lieblinge, deren Kenntniſſe und Geiſt ſie verehrte, nicht ſchwer zu gewinnen war. Ein glänzender Kreis von Gelehrten umgab dieſe Fürſtin, und die Freiheit des Geiſtes, welche in dieſem geſchmackvollen Cirkel herrſchte, konnte nicht anders als eine Lehre begünſtigen, welche mit der Befreiung vom Joche der Hierarchie und des Aberglaubens angefangen hatte. An dem Hof dieſer Königin fand die gedrückte Religion eine Zuflucht; manches Opfer wurde durch ſie dem blutdürſtigen Verfolgungsgeiſt entzogen, und die noch kraftloſe Partei hielt ſich an dieſem ſchwachen Aſt gegen das erſte Ungewitter feſt, das ſie ſonſt in ihrem noch zarten Anfang ſo leicht hätte hinraffen können. Die Verbindungen, in welche Franz I. mit den deutſchen Proteſtanten getreten war, hatten auf die Maßregeln keinen Einfluß, deren er ſich gegen ſeine eigenen proteſtantiſchen Unterthanen bediente. Das Schwert der Inquiſition war in jeder Provinz gegen ſie gezückt, und zu eben der Zeit, wo dieſer zweideutige Monarch die Fürſten des Schmalkaldiſchen Bundes gegen Karl V., ſeinen Nebenbuhler, aufforderte, erlaubt er dem Blutdurſt ſeiner Inquiſitoren, gegen das ſchuldloſe Volk der Waldenſer, ihre Glaubensgenoſſen, mit Schwert und

Feuer zu wüthen. Barbariſch und ſchrecklich, ſagt der Geſchichtſchreiber de Thou, war der Spruch, der gegen ſie gefällt ward, barbariſcher noch und ſchrecklicher ſeine Vollſtreckung. Zwei und zwanzig Dörfer legte man in die Aſche, mit einer Unmenſchlichkeit, wovon ſich bei den roheſten Völkern kein Beiſpiel findet. Die unglückſeligen Bewohner, bei Nachtzeit überfallen und bei dem Schein ihrer brennenden Habe von Gebirge zu Gebirge geſcheucht, entrannen hier einem Hinterhalte nur, um dort in einen andern zu fallen. Das jämmerliche Geſchrei der Alten, der Frauensperſonen und der Kinder, weit entfernt, das Tigerherz der Soldaten zu erweichen, diente zu nichts, als dieſe letztern auf die Spur der Flüchtigen zu führen, und ihrer Mordbegier das Opfer zu verrathen. Ueber ſiebenhundert dieſer Unglücklichen wurden in der einzigen Stadt Cabrieres mit kalter Grauſamkeit erſchlagen, alle Frauensperſonen dieſes Orts im Dampf einer brennenden Scheune erſtickt, und die, welche ſich von Oben herab flüchten wollten, mit Piken aufgefangen. Selbſt an dem Erdreich, welches der Fleiß dieſes ſanften Volks aus einer Wüſte zum blühenden Garten gemacht hatte, war der vermeintliche Irrglaube ſeiner Pflüger beſtraft. Nicht bloß die Wohnungen riß man nieder; auch die Bäume wurden umgehauen, die Saaten zerſtört, die Felder verwüſtet, und das blühende Land in eine traurige Wildniß verwandelt.

Der Unwille, den dieſe eben ſo unnütze als beiſpielloſe Grauſamkeit erweckte, führte dem Proteſtantismus mehr Bekenner zu, als der inquiſitoriſche Eifer der

Geiſtlichkeit würgen konnte. Mit jedem Tage wuchs der Anhang der Neuerer, beſonders, ſeitdem in Genf Calvin mit einem neuen Religionsſyſtem aufgetreten war, und durch ſeine Schrift vom chriſtlichen Unterricht die ſchwankenden Lehrmeinungen fixirt, dem ganzen Gottesdienſt eine mehr regelmäßige Geſtalt gegeben und die unter ſich ſelbſt nicht recht einigen Glieder ſeiner Kirche unter einer beſtimmten Glaubensformel vereinigt hatte. In Kurzem gelang es der ſtrengern und einfachern Religion des franzöſiſchen Apoſtels, bei ſeinen Landsleuten Luthern ſelbſt zu verdrängen, und ſeine Lehre fand eine deſto günſtigere Aufnahme, je mehr ſie von Myſterien und läſtigen Gebräuchen gereinigt war, und je mehr ſie es der lutheriſchen Entfernung vom Papſtthum zuvorthat.

Das Blutbad unter den Waldenſern zog die Calviniſten, deren Erbitterung jetzt keine Furcht mehr kannte, an das Licht hervor. Nicht zufrieden, wie bisher, ſich im Dunkel der Nacht zu verſammeln, wagten ſie es jetzt, durch öffentliche Zuſammenkünfte den Nachforſchungen der Obrigkeit Hohn zu ſprechen, und ſelbſt in den Vorſtädten von Paris die Pſalmen des Marot in großen Verſammlungen abzuſingen. Der Reiz des Neuen führte bald ganz Paris herbei, und mit dem Wohlklang und der Anmuth dieſer Lieder wußte ſich ihre Religion ſelbſt in manche Gemüther zu ſchmeicheln. Der gewagte Schritt hatte ihnen zugleich ihre furchtbare Anzahl gezeigt, und bald folgten die Proteſtanten in dem übrigen Königreich dem Beiſpiel, das ihre Brüder in der Hauptſtadt gegeben.

Heinrich II., ein noch ſtrengerer Verfolger ihrer Partei als ſein Vater, nahm jetzt vergebens alle Schrekken der königlichen Strafgewalt gegen ſie zu Hülfe. Vergebens wurden die Edikte geſchärft, welche ihren Glauben verdammten. Umſonſt erniedrigte ſich dieſer Fürſt ſo weit, durch ſeine königliche Gegenwart den Eindruck ihrer Hinrichtungen zu erhöhen und ihre Henker zu ermuntern. In allen größern Städten Frankreichs rauchten Scheiterhaufen, und nicht einmal aus ſeiner eigenen Gegenwart konnte Heinrich den Calvinismus verbannen. Dieſe Lehre hatte unter der Armee, auf den Gerichtsſtühlen, hatte ſelbſt an ſeinem Hof zu St. Germain Anhänger gefunden, und Franz von Coligny, Herr von Andelot, Obriſter des franzöſiſchen Fußvolks, erklärte dem König mit dreiſter Stirn in's Geſicht, daß er lieber ſterben wolle, als eine Meſſe beſuchen.

Endlich aufgeſchreckt von der immer mehr um ſich greifenden Gefahr, welche die Religion ſeiner Völker, und, wie man ihn fürchten ließ, ſelbſt ſeinen Thron bedrohte, überließ ſich dieſer Fürſt allen gewaltthätigen Maßregeln, welche die Habſucht der Höflinge und der unreine Eifer des Clerus ihm diktirte. Um durch einen entſcheidenden Schritt den Muth der Partei auf Einmal zu Boden zu ſchlagen, erſchien er eines Tages ſelbſt im Parlamente, ließ dort fünf Glieder dieſes Gerichtshofes, die ſich den neuen Meinungen günſtig zeigten, gefangen nehmen, und gab Befehl, ihnen ſchleunig den Proceß zu machen. Von jetzt an erfuhr die neue Sekte keine Schonung mehr. Das verworfene Gezücht der Angeber

wurde durch verſprochene Belohnungen ermuntert, alle Gefängniſſe des Reichs in Kurzem mit Schlachtopfern der Unduldſamkeit angefüllt; Niemand wagte es, für ſie die Stimme zu erheben. Die reformirte Partei in Frankreich ſtand jetzt, 1559, am Rand ihres Untergangs; ein mächtiger unwiderſtehlicher Fürſt, mit ganz Europa im Frieden, und unumſchränkter Herr von allen Kräften des Königreichs, zu dieſem großen Werke von dem Papſt und von Spanien ſelbſt begünſtigt, hatte ihr das Verderben geſchworen. Ein unerwarteter Glücksfall mußte ſich in's Mittel ſchlagen, dieſes abzuwenden, welches auch geſchah. Ihr unverſöhnlicher Feind ſtarb mitten unter dieſen Zurüſtungen, von einem Lanzenſplitter verwundet, der ihm bei einem feſtlichen Turnier in das Auge flog.

Dieſer unverhoffte Hintritt Heinrichs II. war der Eingang zu den gefährlichen Zerrüttungen, welche ein halbes Jahrhundert lang das Königreich zerriſſen, und die Monarchie ihrem gänzlichen Untergang nahe brachten. Heinrich hinterließ ſeine Gemahlin Katharina, aus dem herzoglichen Hauſe von Medicis in Florenz, nebſt vier unreifen Söhnen, unter denen der älteſte, Franz, kaum das ſechzehnte Jahr erreicht hatte. Der König war bereits mit der jungen Königin von Schottland, Maria Stuart vermählt, und ſo mußte ſich das Scepter zweier Reiche in zwei Hände vereinigen, die noch lange nicht geſchickt waren, ſich ſelbſt zu regieren. Ein Heer von Ehrgeizigen ſtreckte ſchon gierig die Hände darnach aus, es ihnen zu erleichtern, und Frankreich war das unglückliche Opfer des Kampfes, der ſich darüber entzündete.

Beſonders waren es zwei mächtige Faktionen, welche ſich ihren Einfluß bei dem jungen Regentenpaar und die Verwaltung des Königreichs ſtreitig machten. An der Spitze der einen ſtand der Connetable von Frankreich, Anna von Montmorency, Miniſter und Günſtling des verſtorbenen Königs, um den er ſich durch ſeinen Degen und einen ſtrengen, über alle Verführung erhabenen Patriotismus verdient gemacht hatte. Ein gleichmüthiger, unbeweglicher Charakter, den keine Widerwärtigkeit erſchüttern, kein Glücksfall ſchwindlig machen konnte. Dieſen geſetzten Geiſt hatte er bereits unter den vorigen Regierungen bewieſen, wo er mit gleicher Gelaſſenheit und mit gleich ſtandhaftem Muth den Wankelmuth ſeines Monarchen und den Wechſel des Kriegsglücks ertrug. Der Soldat wie der Höfling, der Financier wie der Richter zitterten vor ſeinem durchdringenden Blick, den keine Täuſchung blendete, vor dieſem Geiſte der Ordnung, der keinen Fehltritt vergab, vor dieſer feſten Tugend, über die keine Verſuchung Macht hatte. Aber in der rauhen Schule des Kriegs erwachſen, und an der Spitze der Armeen gewöhnt, unbedingten Gehorſam zu erzwingen, fehlte ihm die Geſchmeidigkeit des Staatsmanns und Höflings, welche durch Nachgeben ſiegt, und durch Unterwerfung gebietet. Groß auf der Waffenbühne, verſcherzte er ſeinen Ruhm auf der andern, welche der Zwang der Zeit ihm jetzt anwies, welche ihm Ehrgeiz und Patriotismus zu betreten befohlen. Solch ein Mann war nirgends an ſeinem Platze, als wo er herrſchte, und nur gemacht, ſich auf der erſten Stelle zu behaupten, aber

nicht wohl fähig, mit hofmänniſcher Kunſt darnach zu ringen.

Lange Erfahrung, Verdienſte um den Staat, die ſelbſt der Neid nicht zu verringern wagte, eine Redlichkeit, der auch ſeine Feinde huldigten, die Gunſt des verſtorbenen Monarchen, der Glanz ſeines Geſchlechts, ſchienen den Connetable zu dem erſten Poſten im Staat zu berechtigen und jeden fremden Anſpruch im Voraus zu entfernen. Aber ein Mann gehörte auch dazu, das Verdienſt eines ſolchen Dieners zu würdigen, und eine ernſtliche Liebe zum allgemeinen Wohl, um ſeinem gründlichen innern Werth die rauhe Außenſeite zu vergeben. Franz II. war ein Jüngling, den der Thron nur zum Genuſſe, nicht zur Arbeit rief, dem ein ſo ſtrenger Aufſeher ſeiner Handlungen nicht willkommen ſeyn konnte. Montmorency's äußere Tugend, die ihn bei dem Vater und Großvater in Gunſt geſetzt hatte, gereichte ihm bei dem leichtſinnigen und ſchwachen Sohn zum Verbrechen, und machte es der entgegengeſetzten Kabale leicht, über dieſen Gegner zu triumphiren.

Die Guiſen, ein nach Frankreich verpflanzter Zweig des Lothringiſchen Fürſtenhauſes, waren die Seele dieſer furchtbaren Faktion. Franz von Lothringen, Herzog von Guiſe, Oheim der regierenden Königin, vereinigte in ſeiner Perſon alle Eigenſchaften, welche die Aufmerkſamkeit der Menſchen feſſeln, und eine Herrſchaft über ſie erwerben. Frankreich ehrte in ihm ſeinen Retter, den Wiederherſteller ſeiner Ehre vor der ganzen europäiſchen Welt. An ſeiner Geſchicklichkeit und an ſeinem Muth war das Glück Karls V. geſcheitert; ſeine

Entſchloſſenheit hatte die Schande der Vorfahren ausgelöſcht, und den Engländern Calais, ihre letzte Beſitzung auf franzöſiſchem Boden, nach einem zweihundertjährigen Beſitze entriſſen. Sein Name war in Aller Munde, ſeine Bewunderung lebte in Aller Herzen. Mit dem weitſehenden Herrſcherblicke des Staatsmannes und Feldherrn verband er die Kühnheit des Helden, und die Gewandtheit des Höflings. Wie das Glück, ſo hatte ſchon die Natur ihn zum Herrſcher der Menſchen geſtempelt. Edel gebildet, von erhabener Statur, königlichem Anſtand und offener gefälliger Miene, hatte er ſchon die Sinne beſtochen, ehe er die Gemüther ſich unterjochte. Den Glanz ſeines Ranges und ſeiner Macht erhob eine natürliche angeſtammte Würde, die, um zu herrſchen, keines äußern Schmucks zu bedürfen ſchien. Herablaſſend, ohne ſich zu erniedrigen, mit dem Geringſten geſprächig, frei und vertraulich, ohne die Geheimniſſe ſeiner Politik preiszugeben, verſchwenderiſch gegen ſeine Freunde und großmüthig gegen den entwaffneten Feind, ſchien er bemüht zu ſeyn, den Neid mit ſeiner Größe, den Stolz einer eiferſüchtigen Nation mit ſeiner Macht auszuſöhnen. Alle dieſe Vorzüge aber waren nur Werkzeuge einer unerſättlichen ſtürmiſchen Ehrbegierde, die, von keinem Hinderniß geſchreckt, von keiner Betrachtung aufgehalten, ihrem hochgeſteckten Ziel furchtlos entgegenging, und gleichgültig gegen das Schickſal von Tauſenden, von der allgemeinen Verwirrung nur begünſtigt, durch alle Krümmungen der Kabale und mit allen Schreckniſſen der Gewalt ihre verwegenen Entwürfe verfolgte. Dieſelbe

Ehrſucht, von nicht geringern Gaben unterſtützt, beherrſchte den Kardinal von Lothringen, Bruder des Herzogs, der, eben ſo mächtig durch Wiſſenſchaft und Beredſamkeit, als jener durch ſeinen Degen, furchtbarer im Scharlach als der Herzog im Panzerhemd, ſeine Privatleidenſchaften mit dem Schwert bewaffnete, und die ſchwarzen Entwürfe ſeiner Eiferſucht mit dieſem heiligen Schleier bedeckte. Ueber den gemeinſchaftlichen Zweck einverſtanden, theilte ſich dieſes unwiderſtehliche Brüderpaar in die Nation, die, ehe ſie es wußte, in ſeinen Feſſeln ſich krümmte.

Leicht war es beiden Brüdern, ſich der Neigung des jungen Königs zu bemächtigen, den ſeine Gemahlin, ihre Nichte, unumſchränkt leitete; ſchwerer, die Königin Mutter Katharina für ihre Abſichten zu gewinnen. Der Name einer Mutter des Königs machte ſie an einem getheilten Hofe mächtig, mächtiger noch die natürliche Ueberlegenheit ihres Verſtandes über das Gemüth ihres ſchwachen Sohnes; ein verborgener in Ränken erfinderiſcher Geiſt, mit einer grenzenloſen Begierde zum Herrſchen vereinigt, konnte ſie zu einer furchtbaren Gegnerin machen. Ihre Gunſt zu erſchleichen, wurde deßwegen kein Opfer geſpart, keine Erniedrigung geſcheut. Keine Pflicht war ſo heilig, die man nicht verletzte, ihren Neigungen zu ſchmeicheln; keine Freundſchaft zu feſt geknüpft, die nicht zerriſſen wurde, ihrer Rachſucht ein Opfer preiszugeben; keine Feindſchaft zu tief gewurzelt, die man nicht gegen ihre Günſtlinge ablegte. Zugleich unterließ man nichts, was den Connetable bei der Königin ſtürzen konnte, und ſo gelang

es wirklich der Kabale, die gefährliche Verbindung zwiſchen Katharinen und dieſem Feldherrn zu verhindern.

Unterdeſſen hatte der Connetable Alles in Bewegung geſetzt, ſich einen furchtbaren Anhang zu verſchaffen, der die lothringiſche Partei überwägen könnte. Kaum war Heinrich todt, ſo wurden alle Prinzen von Geblüt, und unter dieſen beſonders Anton von Bourbon, König von Navarra, von ihm herbeigerufen, bei dem Monarchen den Poſten einzunehmen, zu dem ihr Rang und ihre Geburt ſie berechtigten. Aber ehe ſie noch Zeit hatten, zu erſcheinen, waren ihnen die Guiſen ſchon bei dem Könige zuvorgekommen. Dieſer erklärte den Abgeſandten des Parlaments, die ihn zu ſeinem Regierungsantritt begrüßten, daß man ſich künftig in jeder Angelegenheit des Staats an die lothringiſchen Prinzen zu wenden habe. Auch nahm der Herzog ſogleich Beſitz von dem Commando der Truppen; der Kardinal von Lothringen erwählte ſich den wichtigen Artikel der Finanzen zu ſeinem Antheil. Montmorency erhielt eine froſtige Weiſung, ſich auf ſeine Güter zur Ruhe zu begeben. Die mißvergnügten Prinzen vom Geblüte hielten darauf eine Zuſammenkunft zu Vendome, welche der Connetable abweſend leitete, um ſich über die Maßregeln gegen den gemeinſchaftlichen Feind zu bereden. Den Beſchlüſſen derſelben zufolge wurde der König von Navarra an den Hof abgeſchickt, bei der Königin Mutter noch einen letzten Verſuch der Unterhandlung zu wagen, ehe man ſich gewaltſame Mittel erlaubte. Dieſer Auftrag war einer allzu ungeſchickten Hand anvertraut, um ſeinen Zweck nicht zu verfehlen.

Anton von Navarra, von der Allgewalt der Guiſen in Furcht geſetzt, die ſich ihm in der ganzen Fülle ihrer Herrlichkeit zeigten, verließ Paris und den Hof unverrichteter Dinge, und die lothringiſchen Brüder blieben Meiſter vom Schauplatz.

Dieſer leichte Sieg machte ſie keck, und jetzt fingen ſie an, keine Schranken mehr zu ſcheuen. Im Beſitz der öffentlichen Einkünfte, hatten ſie bereits unſägliche Summen verſchwendet, um ihre Kreaturen zu belohnen. Ehrenſtellen, Pfründen, Penſionen, wurden mit freigebiger Hand zerſtreut, aber mit dieſer Verſchwendung wuchs nur die Gierigkeit der Empfänger und die Zahl der Kandidaten, und was ſie bei dem kleinen Theil dadurch gewannen, verdarben ſie bei einem weit größern, welcher leer ausging. Die Habſucht, mit der ſie ſich ſelbſt den beſten Theil an dem Raube des Staats zueigneten, der beleidigende Trotz, mit dem ſie ſich auf Unkoſten der vornehmſten Häuſer in die wichtigſten Bedienungen eindrängten, machte allgemein die Gemüther ſchwierig; nichts aber war für die Franzoſen empörender, als was ſich der hochfahrende Stolz des Kardinals von Lothringen zu Fontainebleau erlaubte. An dieſen Luſtort, wo der Hof ſich damals aufhielt, hatte die Gegenwart des Monarchen eine große Menge von Perſonen gezogen, die entweder um rückſtändigen Sold und Gnadengelder zu flehen, oder für ihre geleiſteten Dienſte die verdienten Belohnungen einzufordern gekommen waren. Das Ungeſtüm dieſer Leute, unter denen ſich zum Theil die verdienteſten Offiziere der Armee befanden, beläſtigte den Kardinal. Um ſich

ihrer auf Einmal zu entledigen, ließ er nahe am königlichen Schloſſe einen Galgen aufrichten, und zugleich durch den öffentlichen Ausrufer verkündigen, daß Jeder, weß Standes er auch ſey, den ein Anliegen nach Fontainebleau geführt, bei Strafe dieſes Galgens, innerhalb vier und zwanzig Stunden Fontainebleau zu räumen habe. Behandlungen dieſer Art erträgt der Franzoſe nicht, und darf ſie unter allen Völkern von ſeinem Könige am wenigſten ertragen. Zwar ward es an einem einzigen Tage dadurch leer in Fontainebleau, aber zugleich wurde auch der Keim des Unmuths in mehr als tauſend Herzen nach allen Provinzen des Königreichs mit hinweg getragen.

Bei den Fortſchritten, welche der Calvinismus gegen das Ende von Heinrichs Regierung in dem Königreich gethan hatte, war es von der größten Wichtigkeit, welche Maßregeln die neuen Miniſter dagegen ergreifen würden. Aus Ueberzeugung ſowohl als aus Intereſſe eifrige Anhänger des Papſtes, vielleicht damals ſchon geneigt, ſich beim Drang der Umſtände auf ſpaniſche Hülfe zu ſtützen, zugleich von der Nothwendigkeit überzeugt, die zahlreichſte und mächtigſte Hälfte der Nation durch einen wahren oder verſtellten Glaubenseifer zu gewinnen, konnten ſie ſich keinen Augenblick über die Partei bedenken, welche unter dieſen Umſtänden zu ergreifen war. Heinrich II. hatte noch kurz vor ſeinem Ende den Untergang der Calviniſten beſchloſſen, und man brauchte bloß der ſchon angefangenen Verfolgung den Lauf zu laſſen, um dieſes Ziel zu erreichen. Sehr kurz alſo war die Friſt, welche

der Tod dieſes Königs den Proteſtanten vergönnte. In ſeiner ganzen Wuth erwachte der Verfolgungsgeiſt wieder, und die lothringiſchen Prinzen bedachten ſich um ſo weniger, gegen eine Religionspartei zu wüthen, die ein großer Theil ihrer Feinde längſt im Stillen begünſtigte.

Der Proceß des berühmten Parlamentsraths Anna du Bourg verkündigte die blutigen Maßregeln der neuen Regierung. Er büßte ſeine fromme Standhaftigkeit am Galgen; die vier übrigen Räthe, welche zugleich mit ihm gefangen geſetzt worden, erfuhren eine gelindere Behandlung. Dieſer unzweideutige öffentliche Schritt der lothringiſchen Prinzen gegen den Calvinismus verſchaffte den mißvergnügten Großen eine erwünſchte Gelegenheit, die ganze reformirte Partei gegen das Miniſterium in Harniſch zu bringen, und die Sache ihrer gekränkten Ehrſucht zu einer Sache der Religion, zu einer Angelegenheit der ganzen proteſtantiſchen Kirche zu machen. Jetzt alſo geſchah die unglücksvolle Verwechslung politiſcher Beſchwerden mit Glaubens-Intereſſe, und wider die politiſche Unterdrückung wurde der Religionsfanatismus zu Hülfe gerufen. Mit etwas mehr Mäßigung gegen die mißtrauiſchen Calviniſten war es den Guiſen leicht, den durch ihre Zurückſetzung erbitterten Großen eine furchtbare Stütze zu entziehen, und ſo einen ſchrecklichen Bürgerkrieg in der Geburt zu erſticken. Dadurch, daß ſie beide Parteien, die Mißvergnügten und die durch ihre Zahl bereits furchtbaren Calviniſten, auf's Aeußerſte brachten, zwangen ſie beide, einander zu ſuchen, ihre Rachgier und ihre

Furcht ſich wechſelſeitig mitzutheilen, ihre verſchiedenen Beſchwerden zu vermengen, und ihre getheilten Kräfte in einer einzigen drohenden Faktion zu vereinigen. Von jetzt an ſah der Calviniſt in den Lothringern nur die Unterdrücker ſeines Glaubens, und in Jedem, den ihr Haß verfolgte, nur ein Opfer ihrer Intoleranz, welches Rache forderte. Von jetzt an erblickte der Katholike in eben dieſen Lothringern nur die Beſchützer ſeiner Kirche, und in Jedem, der gegen ſie aufſtand, nur den Hugenotten, der die rechtgläubige Kirche zu ſtürzen ſuche. Jede Partei erhielt jetzt einen Anführer, jeder ehrgeizige Große eine mehr oder minder furchtbare Partei. Das Signal zu einer allgemeinen Trennung ward gegeben, und die ganze hintergangene Nation in den Privatſtreit einiger gefährlichen Bürger gezogen.

An die Spitze der Calviniſten ſtellten ſich die Prinzen von Bourbon, Anton von Navarra und Ludwig, Prinz von Condé, nebſt der berühmten Familie der Chatillons, durch den großen Namen des Admirals von Coligny in der Geſchichte verherrlicht. Ungern genug riß ſich der wollüſtige Prinz von Condé aus dem Schooß des Vergnügens, um das Haupt einer Partei gegen die Guiſen zu werden; aber das Uebermaß ihres Stolzes und eine Reihe erlittener Beleidigungen hatten ſeinen ſchlummernden Ehrgeiz endlich aus einer trägen Sinnlichkeit erweckt; die dringenden Aufforderungen der Chatillons zwangen ihn, das Lager der Wolluſt mit dem politiſchen und kriegeriſchen Schauplatz zu vertauſchen. Das Haus Chatillon ſtellte in dieſem Zeitraum drei unvergleichliche Brüder auf,

von denen der älteſte, Admiral Coligny, der öffentlichen Sache durch ſeinen Feldherrngeiſt, ſeine Weisheit, ſeinen ausdauernden Muth; der zweite, Franz von Andelot, durch ſeinen Degen; der dritte, Kardinal von Chatillon, Biſchof von Beauvais, durch ſeine Geſchicklichkeit in Unterhandlunden und ſeine Verſchlagenheit diente. Eine ſeltene Harmonie der Geſinnungen vereinigte dieſe ſich ſonſt ſo ungleichen Charaktere zu einem furchtbaren Dreiblatt, und die Würden, welche ſie bekleideten, die Verbindungen, in denen ſie ſtanden, die Achtung, welche ihr Name zu erwecken gewohnt war, gaben der Unternehmung ein Gewicht, an deren Spitze ſie traten.

Auf einem von den Schlöſſern des Prinzen von Condé, an der Grenze von Picardie, hielten die Mißvergnügten eine geheime Verſammlung, auf welcher ausgemacht wurde, den König aus der Mitte ſeiner Miniſter zu entführen, und ſich zugleich dieſer letztern todt oder lebendig zu bemächtigen. So weit war es gekommen, daß man die Perſon des Monarchen bloß als eine Sache betrachtete, die an ſich ſelbſt nichts bedeutete, aber in den Händen derer, welche ſich ihres Beſitzes rühmten, ein furchtbares Inſtrument der Macht werden konnte. Da dieſer verwegene Entwurf nur mit den Waffen in der Hand konnte durchgeſetzt werden, ſo ward auf eben dieſer Verſammlung beſchloſſen, eine militäriſche Macht aufzubringen, welche ſich alsdann in einzelnen kleinen Haufen, um keinen Verdacht zu erregen, aus allen Diſtrikten des Königreichs in Blois zuſammenziehen ſollte, wo der Hof

das Frühjahr zubringen würde. Da ſich die ganze Unternehmung als eine Religionsſache abſchildern ließ, ſo hielt man ſich der kräftigſten Mitwirkung der Calviniſten verſichert, deren Anzahl im Königreich damals ſchon auf zwei Millionen geſchätzt wurde. Aber auch viele der aufrichtigſten Katholiken zog man durch die Vorſtellung, daß es nur gegen die Guiſen abgeſehen ſey, in die Verſchwörung. Um den Prinzen von Condé, als den eigentlichen Chef der ganzen Unternehmung, der aber für rathſam hielt, für jetzt noch unſichtbar zu bleiben, deſto beſſer zu verbergen, gab man ihr einen untergeordneten ſichtbaren Anführer in der Perſon eines gewiſſen Renaudie, eines Edelmanns aus Perigord, den ſein verwegener, in ſchlimmen Händeln und Gefahren bewährter Muth, ſeine unermüdete Thätigkeit, ſeine Verbindungen im Staat, und der Zuſammenhang mit den ausgewanderten Calviniſten zu dieſem Poſten beſonders geſchickt machten. Verbrechen halber hatte derſelbe längſt ſchon die Rolle eines Flüchtlings ſpielen müſſen, und die Kunſt der Verborgenheit, welche ſein jetziger Auftrag von ihm forderte, zu ſeiner eigenen Erhaltung in Ausübung bringen lernen. Die ganze Partei kannte ihn als ein entſchloſſenes, jedem kühnen Streiche gewachſenes Subjekt, und die enthuſiaſtiſche Zuverſicht, die ihn ſelbſt über jedes Hinderniß erhob, konnte ſich von ihm aus allen Mitgliedern der Verſchwörung mittheilen.

Die Vorkehrungen wurden auf's Beſte getroffen, und alle mögliche Zufälle im Voraus in Berechnung gebracht, um dem Ungefähr ſo wenig als möglich

anzuvertrauen. Renaudie erhielt eine ausführliche Inſtruktion, worin nichts vergeſſen war, was der Unternehmung einen glücklichen Ausſchlag zuſichern konnte. Der eigendliche verborgene Führer derſelben, hieß es, würde ſich nennen und öffentlich hervortreten, ſobald es zur Ausführung käme. Zu Nantes in Bretagne, wo eben damals das Parlament ſeine Sitzungen hielt, und eine Reihe von Luſtbarkeiten, zu denen die Vermählungsfeier einiger Großen dieſer Provinz die zufällige Veranlaſſung gab, die herbeiſtrömende Menge ſchicklich entſchuldigen konnte, verſammelte Renaudie im Jahr 1560 ſeine Edelleute. Aehnliche Umſtände nutzten wenige Jahre nachher die Guiſen in Brüſſel, um ihr Complot gegen den ſpaniſchen Miniſter Granvella zu Stande zu bringen. In einer Rede voll Beredſamkeit und Feuer, welche uns der Geſchichtſchreiber de Thou aufbehalten hat, entdeckte Renaudie denen, die es noch nicht wußten, die Abſicht ihrer Zuſammenberufung, und ſuchten die Uebrigen zu einer thätigen Theilnahme anzufeuern. Nichts wurde darin geſpart, die Guiſen in das gehäſſigſte Licht zu ſetzen, und mit argliſtiger Kunſt alle Uebel, von welchen die Nation ſeit ihrem Eintritt in Frankreich heimgeſucht worden, auf ihre Rechnung geſchrieben. Ihr ſchwarzer Entwurf ſollte ſeyn, durch Entfernung der Prinzen vom Geblüte, der Verdienteſten und Edelſten von des Königs Perſon und der Staatsverwaltung, den jungen Monarchen, deſſen ſchwächliche Perſon, wie man ſich merken ließ, in ſolchen Händen nicht am ſicherſten aufgehoben wäre, zu einem blinden

Werkzeug ihres Willens zu machen, und, wenn es auch durch Ausrottung der ganzen königlichen Familie geſchehen ſollte, ihrem eigenen Geſchlecht den Weg zu dem franzöſiſchen Throne zu bahnen. Dies einmal vorausgeſetzt, war keine Entſchließung ſo kühn, kein Schritt gegen ſie ſo ſtrafbar, den nicht die Ehre ſelbſt und die reinſte Liebe zum Staat rechtfertigen konnte, ja gebot. „Was mich betrifft," ſchloß der Redner mit dem heftigſten Uebergang, „ſo ſchwöre ich, ſo betheure ich und nehme den Himmel zum Zeugen, daß ich weit entfernt bin, etwas gegen den Monarchen, gegen die Königin, ſeine Mutter, gegen die Prinzen ſeines Bluts weder zu denken, noch zu reden, noch zu thun; aber ich betheure und ſchwöre, daß ich bis zu meinem letzten Hauch gegen die Eingriffe dieſer Ausländer vertheidigen werde die Majeſtät des Throns und die Freiheit des Vaterlandes."

Eine Erklärung dieſer Art konnte ihren Eindruck auf Männer nicht verfehlen, die durch ſo viele Privatbeſchwerden aufgebracht, von dem Schwindel der Zeit und einem blinden Religionseifer hingeriſſen, der heftigſten Entſchließungen fähig waren. Alle wiederholten einſtimmig dieſen Eidſchwur, den ſie ſchriftlich aufſetzten und durch Handſchlag und Umarmung beſiegelten. Merkwürdig iſt die Aehnlichkeit, welche ſich zwiſchen dem Betragen dieſer Verſchworenen zu Nantes und dem Verfahren der Conföderirten in Brüſſel entdecken läßt. Dort, wie hier, iſt es der rechtmäßige Oberherr, den man gegen die Anmaßungen ſeines Miniſters zu vertheidigen ſcheinen will, während

daß man kein Bedenken trägt, eines ſeiner heiligſten Rechte, ſeine Freiheit in der Wahl ſeiner Diener, zu kränken; dort, wie hier, iſt es der Staat, den man gegen Unterdrückung ſicher zu ſtellen ſich das Anſehen geben will; indem man ihn doch offenbar allen Schreckniſſen eines Bürgerkriegs überliefert. Nachdem man über die zu nehmenden Maßregeln einig war, und den 15. Mai 1560 zum Termin, die Stadt Blois zu dem Ort der Vollſtreckung beſtimmt hatte, ſchied man aus einander, jeder Edelmann nach ſeiner Provinz, um die nöthige Mannſchaft in Bewegung zu ſetzen. Dies geſchah mit dem beſten Erfolge, und das Geheimniß des Entwurfs litt nichts durch die Menge derer, die zur Vollſtreckung nöthig waren. Der Soldat verdingte ſich dem Kapitän, ohne den Feind zu wiſſen, gegen den er zu fechten beſtimmt war. Aus den entlegenern Provinzen fingen ſchon kleine Haufen an, zu marſchiren, welche immer mehr anſchwellten, je näher ſie ihrem Standorte kamen. Truppen häuften ſich ſchon im Mittelpunkte des Reichs, während die Guiſen zu Blois, wohin ſie den König gebracht hatten, noch in ſorgloſer Sicherheit ſchlummerten. Ein dunkler Wink, der ſie vor einem ihnen drohenden Anſchlage warnte, zog ſie endlich aus dieſer Ruhe, und vermochte ſie, den Hof von Blois nach Amboiſe zu verlegen, welche Stadt, ihrer Citadelle wegen, gegen einen unvermutheten Ueberfall länger, wie man hoffte, zu behaupten war.

Dieſer Querſtrich konnte bloß eine kleine Abänderung in den Maßregeln der Verſchworenen bewirken,

aber im Weſentlichen ihres Entwurfs nichts verändern. Alles ging ungehindert ſeinen Gang, und nicht ihrer Wachſamkeit, nicht der Verrätherei eines Mitverſchwo=renen, dem bloßen Zufall dankten die Guiſen ihre Errettung. Renaudie ſelbſt beging die Unvorſichtigkeit, einem Advokaten zu Paris, mit Namen Avenelles, ſei=nem Freund, bei dem er wohnte, den ganzen Anſchlag zu offenbaren, und das furchtſame Gewiſſen dieſes Mannes verſtattete ihm nicht, ein ſo gefährliches Ge=heimniß bei ſich zu behalten. Er entdeckte es einem Geheimſchreiber des Herzogs von Guiſe, der ihn in größter Eile nach Amboiſe ſchaffen ließ, um dort ſeine Ausſage vor dem Herzog zu wiederholen. So groß die Sorgloßgkeit der Miniſter geweſen, ſo groß war jetzt ihr Schrecken, ihr Mißtrauen, ihre Verwirrung. Was ſie umgab, war ihnen verdächtig. Bis in die Löcher der Gefängniſſe ſuchte man, um dem Complot auf den Grund zu kommen. Weil man nicht mit Un=recht vorausſetzte, daß die Chatillons um den Anſchlag wüßten, ſo berief man ſie unter einem ſchicklichen Vor=wand nach Amboiſe, in der Hoffnung, ſie hier beſſer beobachten zu können. Als man ihnen in Abſicht der gegenwärtigen Umſtände ihr Gutachten abforderte, be=dachte Coligny ſich nicht, auf's Heftigſte gegen die Miniſter zu reden, und die Sache der Reformirten auf's Lebhafteſte zu verfechten. Seine Vorſtellungen, mit der gegenwärtigen Furcht verbunden, wirkten auch ſo viel auf die Mehrheit des Staatsraths, daß ein Edikt abgefaßt wurde, welches die Reformirten, mit Ausnahme ihrer Prediger und Aller, die ſich in

gewaltthätige Anſchläge eingelaſſen, vor der Verfolgung in Sicherheit ſetzte. Aber dieſes Nothmittel kam jetzt zu ſpät, und die Nachbarſchaft von Amboiſe fing an, ſich mit Verſchworenen anzufüllen. Condé ſelbſt erſchien in ſtarker Begleitung an dieſem Ort, um die Aufrührer im entſcheidenden Augenblick unterſtützen zu können. Eine Anzahl derſelben, hatte man ausgemacht, ſollte ſich ganz unbewaffnet und unter dem Vorgeben, eine Bittſchrift überreichen zu wollen, an den Thoren von Amboiſe melden, und, wofern ſie keinen Widerſtand fänden, mit Hülfe ihrer überlegenen Menge von den Straßen und Wällen Beſitz nehmen. Zur Sicherheit ſollten ſie von einigen Schwadronen unterſtützt werden, die auf das erſte Zeichen des Widerſtandes herbeieilen und in Verbindung mit dem um die Stadt herum verbreiteten Fußvolke ſich der Thore bemächtigen würden. Indem dies von Außen her vorginge, würden die in der Stadt ſelbſt verborgenen, meiſtens im Gefolge des Prinzen verſteckten Theilhaber der Verſchwörung zu den Waffen greifen, und ſich unverzüglich der lothringiſchen Prinzen, lebendig oder todt, verſichern. Der Prinz von Condé zeigte ſich dann öffentlich als das Haupt der Partei, und ergriff ohne Schwierigkeit das Steuer der Regierung.

Dieſer ganze Operationsplan wurde dem Herzog von Guiſe verrätheriſcher Weiſe mitgetheilt, der ſich dadurch in den Stand geſetzt ſah, beſtimmtere Maßregeln dagegen zu ergreifen. Er ließ ſchleunig Soldaten werben, und ſchickte allen Statthaltern der Provinzen Befehl zu, jeden Haufen von Bewaffneten, der auf

dem Wege nach Amboiſe begriffen ſey, aufzuheben. Der ganze Adel der Nachbarſchaft wurde aufgeboten, ſich zum Schutz des Monarchen zu bewaffnen. Mittelſt ſcheinbarer Aufträge wurden die Verdächtigſten entfernt, die Chatillons und der Prinz von Condé in Amboiſe ſelbſt beſchäftigt und von Kundſchaftern umringt, die königliche Leibwache abgewechſelt, die zum Angriff bezeichneten Thore vermauert. Außerhalb der Stadt ſtreiften zahlreiche fliegende Corps, die verdächtigen Ankömmlinge zu zerſtreuen oder niederzuwerfen, und der Galgen erwartete Jeden, den das Unglück traf, lebendig in ihre Hände zu gerathen.

Unter dieſen nachtheiligen Umſtänden langte Renaudie vor Amboiſe an. Ein Haufe von Verſchworenen folgte auf den andern, das Unglück ihrer vorangegangenen Brüder ſchreckte die Kommenden nicht ab. Der Anführer unterließ nichts, durch ſeine Gegenwart die Fechtenden zu ermuntern, die Zerſtreuten zu ſammeln, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Allein, und nur von einem einzigen Mann begleitet, ſtreifte er durch das Feld umher, und wurde in dieſem Zuſtand von einem Trupp königlicher Reiter nach dem tapferſten Widerſtand erſchoſſen. Seinen Leichnam ſchaffte man nach Amboiſe, wo er mit der Aufſchrift: „Haupt der Rebellen,“ am Galgen aufgeknüpft wurde.

Ein Edikt folgte unmittelbar auf dieſen Vorfall, welches jedem ſeiner Mitſchuldigen, der die Waffen ſogleich niederlegen würde, Amneſtie zuſicherte. Im Vertrauen auf daſſelbe machten ſich Viele ſchon auf den Rückweg, fanden aber bald Urſache, es zu bereuen.

Ein letzter Verſuch, den die Zurückgebliebenen gemacht hatten, ſich der Stadt Amboiſe zu bemächtigen, der aber wie die vorigen vereitelt wurde, erſchöpfte die Mäßigung der Guiſen, und brachte ſie ſo weit, das königliche Wort zu widerrufen. Alle Provinzſtatthalter erhielten jetzt Befehl, ſich auf die Zurückkehrenden zu werfen, und in Amboiſe ſelbſt ergingen die fürchterlichſten Proceduren gegen Jeden, der den Lothringern verdächtig war. Hier, wie im ganzen Königreiche, floß das Blut der Unglücklichen, die oft kaum das Verbrechen wußten, um deſſentwillen ſie den Tod erlitten. Ohne alle Gerichtsform warf man ſie, Arme und Füße gebunden, in die Loire, weil die Hände der Nachrichter nicht mehr zureichen wollten. Nur Wenige von hervorſtechenderm Range behielt man der Juſtiz vor, um durch ihre ſolenne Verurtheilung das vorhergegangene Blutbad zu beſchönigen.

Indem die Verſchwörung ein ſo unglückliches Ende nahm, und ſo viele unwiſſende Werkzeuge derſelben der Rache der Guiſen aufgeopfert wurden, ſpielte der Prinz von Condé, der Schuldigſte von Allen und der ſichtbare Lenker des Ganzen, ſeine Rolle mit beiſpielloſer Verſtellungskunſt, und wagte es, dem Verdachte Trotz zu bieten, der ihn allgemein anklagte. Auf die Undurchdringlichkeit ſeines Geheimniſſes ſich ſtützend, und überzeugt, daß die Tortur ſelbſt ſeinen Anhängern nicht entreißen könnte, was ſie nicht wußten, verlangte er Gehör bei dem Könige, und drang darauf, ſich förmlich und öffentlich rechtfertigen zu dürfen. Er that dieſes in Gegenwart des ganzen Hofes und der auswärtigen

Geſandten, welche ausdrücklich dazu geladen waren, mit dem edlen Unwillen eines unſchuldig Angeklagten, mit der ganzen Feſtigkeit und Würde, welche ſonſt nur das Bewußtſeyn einer gerechten Sache einzuflößen pflegt. „Sollte,“ ſchloß er, „ſollte Jemand verwegen genug „ſeyn, mich als den Urheber der Verſchwörung anzu„klagen, zu behaupten, daß ich damit umgegangen, die „Franzoſen gegen die geheiligte Perſon ihres Königs „aufzuwiegeln, ſo entſage ich hiemit dem Vorrechte „meines Ranges, und bin bereit, ihm mit dieſem „Degen zu beweiſen, daß er lügt.“ „Und ich,“ nahm Franz von Guiſe das Wort, „ich werde es nimmer„mehr zugeben, daß ein ſo ſchwarzer Verdacht einen „ſo großen Prinzen entehre. Erlauben Sie mir alſo, „Ihnen in dieſem Zweikampfe zu ſecondiren.“ Und mit dieſem Poſſenſpiele ward eine der blutigſten Verſchwörungen geendigt, welche die Geſchichte kennt, eben ſo merkwürdig durch ihren Zweck und durch das große Schickſal, welches dabei auf dem Spiele ſtand, als durch ihre Verborgenheit und Liſt, mit der ſie geleitet wurde.

Noch lange nachher blieben die Meinungen über die wahren Triebfedern und den eigentlichen Zweck dieſer Verſchwörung getheilt; der Privatvortheil beider Parteien verleitete ſie, den richtigen Geſichtspunkt zu verfälſchen. Wenn die Reformirten in ihren öffentlichen Schriften ausbreiteten, daß einzig und allein der Verdruß über die unerträgliche Tyrannei der Guiſen ſie bewaffnet habe, und der Gedanke fern von ihnen geweſen ſey, durch gewaltſame Mittel die Religionsfreiheit

durchzuſetzen, ſo wurde im Gegentheil die Verſchwörung in den königlichen Briefen als gegen die Perſon des Monarchen ſelbſt und gegen das ganze königliche Haus gerichtet vorgeſtellt, welche nichts Geringeres erzielt haben ſolle, als die Monarchie zugleich mit der katholiſchen Religion umzuſtürzen, und Frankreich in einen der Schweiz ähnlichen Republikenbund zu verwandeln. Es ſcheint, daß der beſſere Theil der Nation anders davon geurtheilt, und nur die Verlegenheit der Guiſen ſich hinter dieſen Vorwand geflüchtet habe, um den allgemein gegen ſie erwachenden Unwillen eine andere Richtung zu geben. Das Mitleid mit den Unglücklichen, die ihre Rachſucht ſo grauſam dahin geopfert hatte, machte auch ſogar eifrige Katholiken geneigt, die Schuld derſelben zu verringern, und die Proteſtanten kühn genug, ihren Antheil an dem Complot laut zu bekennen. Dieſe ungünſtige Stimmung der Gemüther erinnerte die Miniſter nachdrücklicher, als offenbare Gewalt es nimmermehr gekonnt hätte, daß es Zeit ſey, ſich zu mäßigen; und ſo verſchaffte ſelbſt der Fehlſchlag des Complots von Amboiſe den Calviniſten im Königreiche auf eine Zeitlang wenigſtens eine gelindere Behandlung.

Um, wie man vorgab, den Samen der Unruhen zu erſticken, und auf einem friedlichen Weg das Königreich zu beruhigen, verfiel man darauf, mit den Vornehmſten des Reichs eine Berathſchlagung anzuſtellen. Zu dieſem Ende beriefen die Miniſter die Prinzen des Geblüts, den hohen Adel, die Ordensritter und die vornehmſten Magiſtratsperſonen nach

Fontainebleau, wo jene wichtigen Materien verhandelt werden ſollten. Dieſe Verſammlung erfüllte aber weder die Erwartung der Nation, noch die Wünſche der Guiſen, weil das Mißtrauen der Bourbons ihnen nicht erlaubte, darauf zu erſcheinen, und die übrigen Anführer der mißvergnügten Partei, die den Ruf nicht wohl ausſchlagen konnten, den Krieg auf die Verſammlung mitbrachten, und durch ein zahlreiches, gewaffnetes Gefolge die Gegenpartei in Verlegenheit ſetzten. Aus den nachherigen Schritten der Miniſter möchte man den Argwohn der Prinzen für nicht ſo ganz ungegründet halten, welche dieſe ganze Verſammlung nur als einen Staatsſtreich der Guiſen betrachteten, um die Häupter der Mißvergnügten ohne Blutvergießen in Einer Schlinge zu fangen. Da die gute Verfaſſung ihrer Gegner dieſen Anſchlag vereitelte, ſo ging die Verſammlung ſelbſt in unnützen Formalitäten und leeren Gezänken vorüber, und zuletzt wurden die ſtreitigen Punkte bis zu einem allgemeinen Reichstag zurückgelegt, welcher mit Nächſtem in der Stadt Orleans eröffnet werden ſollte.

Jeder Theil, voll Mißtrauen gegen den andern, benutzte die Zwiſchenzeit, ſich in Vertheidigungsſtand zu ſetzen, und an dem Untergang ſeiner Gegner zu arbeiten. Der Fehlſchlag des Complots von Amboiſe hatte den Intriguen des Prinzen von Condé kein Ziel ſetzen können. In Dauphiné, Provence und andern Gegenden brachte er durch ſeine geheimen Unterhändler die Calviniſten in Bewegung, und ließ ſeine Anhänger zu den Waffen greifen. Seinerſeits ließ der Herzog

von Guiſe die ihm verdächtigen Plätze mit Truppen beſetzen, veränderte die Befehlshaber der Feſtungen, und ſparte weder Geld noch Mühe, von jedem Schritt der Bourbons Wiſſenſchaft zu erhalten. Mehrere ihrer Unterhändler wurden wirklich entdeckt und in Feſſeln geworfen; verſchiedene wichtige Papiere, welche über die Machinationen des Prinzen Licht gaben, geriethen in ſeine Hände. Dadurch gelang es ihm, den verderblichen Anſchlägen auf die Spur zu kommen, welche Condé gegen ihn ſchmiedete, und auf dem Reichstag zu Orleans Willens war, zur Ausführung zu bringen. Eben dieſer Reichstag beunruhigte die Bourbons nicht wenig, welche gleichviel dabei zu wagen ſchienen, ſie mochten ſich davon ausſchließen, oder auf demſelben erſcheinen. Weigerten ſie ſich, den wiederholten Mahnungen des Königs zu gehorchen, ſo hatten ſie Alles für ihre Beſitzungen, überlieferten ſie ſich ihren Feinden, ſo hatten ſie nicht minder für ihre perſönliche Sicherheit zu fürchten. Nach langen Berathſchlagungen blieb es endlich bei dem Letzten, und beide Bourbons entſchloſſen ſich zu dieſem unglücklichen Gang.

Unter traurigen Vorbedeutungen näherte ſich dieſer Reichstag, und ſtatt des wechſelſeitigen Vertrauens, welches ſo nöthig war, Haupt und Glieder zu Einem Zweck zu vereinigen, und durch gegenſeitige Nachgiebigkeit den Grund zu einer dauerhaften Verſöhnung zu legen, erfüllten Argwohn und Erbitterung die Gemüther. Anſtatt der erwarteten Geſinnungen des Friedens brachte jeder Theil ein unverſöhnliches Herz und ſchwarze Anſchläge in die Verſammlung mit, und das

Heiligthum der Sicherheit und Ruhe war zu einem blutigen Schauplatz des Verraths und der Rache erkoren. Furcht vor Nachſtellungen, welche die Guiſen unaufhörlich ihm vorſpiegelten, vergiftete die Ruhe des Königs, der in der Blüthe ſeiner Jahre ſichtbar dahinwelkte, von ſeinen nächſten Verwandten den Dolch gegen ſich gezogen, und, unter allen Vorzeichen des öffentlichen Elends, unter ſeinen Füßen das Grab ſich ſchon öffnen ſah. Melancholiſch und Unglück weiſſagend war ſein Einzug in die Stadt Orleans, und das dumpfe Getöſe von Bewaffneten erſtickte jeden Ausbruch der Freude. Die ganze Stadt wurde ſogleich mit Soldaten angefüllt, welche jedes Thor, jede Straße beſetzten. So ungewöhnliche Anſtalten verbreiteten überall Unruhe und Angſt, und ließen einen finſtern Anſchlag im Hinterhalt befürchten.

Das Gerücht davon drang bis zu den Bourbons, noch ehe ſie Orleans erreicht hatten, und machte ſie eine Zeitlang unſchlüſſig, ob ſie die Reiſe dahin fortſetzen ſollten.

Aber hätten ſie auch ihren Vorſatz geändert, ſo kam die Reue jetzt zu ſpät; denn ein Obſervationscorps des Königs, welches von allen Seiten ſie umringte, hatte ihnen bereits jeden Rückweg abgeſchnitten. So erſchienen ſie am 30. October 1560 zu Orleans, begleitet von dem Kardinal von Bourbon, ihrem Bruder, den ihnen der König mit den heiligſten Verſicherungen ſeiner aufrichtigſten Abſichten entgegen geſandt hatte.

Der Empfang, den ſie erhielten, widerſprach dieſen Verſicherungen ſehr. Schon von weitem verkündigte ihnen die froſtigen Mienen der Miniſter und die Verlegenheit der Hofleute ihren Fall. Finſterer Ernſt malte ſich auf dem Geſichte des Monarchen, als ſie vor ihn traten, ihn zu begrüßen, welcher bald gegen den Prinzen in die heftigſten Anklagen ausbrach. Alle Verbrechen, deren man Letztern bezüchtigte, wurden ihm der Reihe nach vorgeworfen, und der Befehl zu ſeiner Verhaftung iſt ausgeſprochen, ehe er Zeit hat, auf dieſe überraſchenden Beſchuldigungen zu antworten.

Ein ſo raſcher Schritt durfte nicht bloß zur Hälfte gethan werden. Papiere, die wider den Gefangenen zeugten, waren ſchon in Bereitſchaft, und alle Ausſagen geſammelt, welche ihn zum Verbrecher machten; nichts fehlte als die Form des Gerichts. Zu dieſem Ende ſetzte man eine außerordentliche Commiſſion nieder, welche aus dem Pariſer Parlament gezogen war, und den Kanzler von Hopital an ihrer Spitze hatte. Vergebens berief ſich der Angeklagte auf das Vorrecht ſeiner Geburt, nach welcher er nur von dem Könige ſelbſt, den Pairs und dem Parlamente bei voller Sizzung gerichtet werden konnte. Man zwang ihn, zu antworten, und gebrauchte dabei noch die Argliſt, über einen Privataufſatz, der nur für ſeinen Advokaten beſtimmt, aber unglücklicher Weiſe von des Prinzen Hand unterzeichnet war, als über eine förmliche gerichtliche Vertheidigung zu erkennen. Fruchtlos blieben die Verwendungen ſeiner Freunde, ſeiner Familie; vergeblich der Fußfall ſeiner Gemahlin vor dem Könige,

der in dem Prinzen nur den Räuber ſeiner Krone, ſeinen Mörder erblickte. Vergeblich erniedrigt ſich der König von Navarra vor den Guiſen ſelbſt, die ihn mit Verachtung und Härte zurückwieſen. Indem er für das Leben eines Bruders flehte, hing der Dolch der Verräther an einem dünnen Haare über ſeinem eigenen Haupte. In den eigenen Zimmern des Monarchen erwartete ihn eine Rotte von Meuchelmördern, welche, der genommenen Abrede gemäß, über ihn herfallen ſollten, ſobald der König durch einen heftigen Zank mit demſelben ihnen das Zeichen dazu gäbe. Das Zeichen kam nicht, und Anton von Navarra ging unbeſchädigt aus dem Kabinet des Monarchen, der zwar unedel genug, einen Meuchelmord zu beſchließen, doch zu verzagt war, denſelben in ſeinem Beiſeyn vollſtrecken zu laſſen.

Entſchloſſener gingen die Guiſen gegen Condé zu Werke, um ſo mehr, da die hinſinkende Geſundheit des Monarchen ſie eilen hieß. Das Todesurtheil war gegen ihn geſprochen, die Sentenz von einem Theile der Richter ſchon unterzeichnet, als man den König auf einmal rettungslos darnieder liegen ſah. Dieſer entſcheidende Umſtand machte die Gegner des Prinzen ſtutzig, und erweckte den Muth ſeiner Freunde; bald erfuhr der Verurtheilte ſelbſt die Wirkungen davon in ſeinem Gefängniß. Mit bewundernswürdigem Gleichmuth und unbewölkter Heiterkeit des Geiſtes erwartete er hier, von der ganzen Welt abgeſondert und von lauernden, feindſeligen Wächtern umringt, den Ausſchlag ſeines Schickſals, als ihm unerwartet Vorſchläge

zu einem Vergleich mit den Guiſen gethan wurden. „Kein Vergleich,“ erwiderte er, „als mit der Degenſpitze.“ Der zur rechten Zeit einfallende Tod des Monarchen erſparte es ihm, dieſes unglückliche Wort mit ſeinem Kopfe zu bezahlen.

Franz II. hatte den Thron in ſo zarter Jugend beſtiegen, unter ſo wenig günſtigen Umſtänden und bei ſo wankender Geſundheit beſeſſen und ſo ſchnell wieder geräumt, daß man Anſtand nehmen muß, ihn wegen der Unruhen anzuklagen, die ſeine kurze Regierung ſo ſtürmiſch machten, und ſich auf ſeinen Nachfolger vererbten. Ein willenloſes Organ der Königin, ſeiner Mutter, und der Guiſen, ſeiner Oheime, zeigte er ſich auf der politiſchen Bühne nur, um mechaniſch die Rolle herzuſagen, welche man ihn einlernen ließ, und zuviel war es wohl von ſeinen mittelmäßigen Gaben gefordert, das lügneriſche Gewebe zu durchreißen, worin die Argliſt der Guiſen ihm die Wahrheit verhüllte. Nur ein einziges Mal ſchien es, als ob ſein natürlicher Verſtand und ſeine Gutmüthigkeit die betrügeriſchen Künſte ſeiner Miniſter zu nichte machen wollte. Die allgemeine und heftige Erbitterung, welche bei dem Complot von Amboiſe ſichtbar wurde, konnte, wie ſehr auch die Guiſen ihn hüteten, dem jungen Monarchen kein Geheimniß bleiben. Sein Herz ſagte ihm, daß dieſer Ausbruch des Unwillens nimmermehr ihm ſelbſt gelten konnte, der noch zu wenig gehandelt hatte, um Jemandes Zorn zu verdienen. „Was hab' ich denn gegen mein Volk verbrochen,“ fragte er ſeine Oheime voll Erſtaunen, „daß es ſo ſehr gegen mich

wüthet? Ich will ſeine Beſchwerden vernehmen, und ihm Recht verſchaffen. — Mir däucht,“ fuhr er fort, „es liegt am Tage, daß Ihr dabei gemeint ſeyd. Es wäre mir wirklich lieb, Ihr entferntet euch eine Zeitlang aus meiner Gegenwart, damit es ſich aufkläre, wem von uns Beiden es eigentlich gilt.“ Aber zu einer ſolchen Probe bezeugten die Guiſen keine Luſt, und es blieb bei dieſer flüchtigen Regung.

Franz II. war ohne Nachkommenſchaft geſtorben, und das Scepter kam an den zweiten von Heinrichs Söhnen, einen Prinzen von nicht mehr als zehn Jahren, jenen unglücklichen Jüngling, deſſen Namen das Blutbad der Bartholomäusnacht einer ſchrecklichen Unſterblichkeit weiht. Unter unglücklichen Zeichen begann dieſe finſtere Regierung. Ein naher Verwandter des Monarchen an der Schwelle des Blutgerüſtes, ein anderer aus den Händen der Meuchelmörder nur eben durch einen Zufall entronnen; beide Hälften der Nation gegen einander in Aufruhr begriffen, und ein Theil derſelben ſchon die Hand am Schwert; die Fackel des Fanatismus geſchwungen; von ferne ſchon das hohle Donnern eines bürgerlichen Kriegs; der ganze Staat auf dem Wege zu ſeiner Zertrümmerung; Verrätherei im Innern des Hofes; im Innern der königlichen Familie Zwieſpalt und Argwohn. Im Charakter der Nation eine widerſprechende ſchreckliche Miſchung von blindem Aberglauben, von lächerlicher Myſtik und von Freigeiſterei; von Rohigkeit der Gefühle und verfeinerter Sinnlichkeit; hier die Köpfe durch eine fanatiſche Mönchsreligion verfinſtert, dort durch einen noch

ſchlimmern Unglauben der Charakter verwildert; beide Extreme des Wahnſinns in fürchterlichem Bunde gepaart. Unter den Großen ſelbſt mordgewohnte Hände, truggewohnte Lippen, naturwidrige empörende Laſter, die bald genug alle Klaſſen des Volks mit ihrem Gifte durchdringen werden. Auf dem Throne ein Unmündiger, in machiavelliſchen Künſten aufgeſäugt, heranwachſend unter bürgerlichen Stürmen, durch Fanatiker und Schmeichler erzogen, unterrichtet im Betruge, unbekannt mit dem Gehorſam eines glücklichen Volks, ungeübt im Verzeihen, nur durch das ſchreckliche Recht des Strafens ſeines Herrſcheramtes ſich bewußt, durch Krieg und Henker vertraut gemacht mit dem Blut ſeiner Unterthanen! Von den Drangſalen eines offenbaren Krieges ſtürzt der unglückvolle Staat in die ſchreckliche Schlinge einer verborgen lauernden Verſchwörung; von der Anarchie einer vormundſchaftlichen Regierung befreit ihn nur eine kurze fürchterliche Ruhe, während welcher der Meuchelmord ſeine Dolche ſchleift. Frankreichs traurigſter Zeitraum beginnt mit der Thronbeſteigung Karls IX., um über ein Menſchenalter lang zu dauern, und nicht eher als in der glorreichen Regierung Heinrichs von Navarra zu endigen.

Der Tod ihres Erſtgebornen und Karls IX. zartes Alter führten die Königin Mutter, Katharina von Medicis, auf den politiſchen Schauplatz, eine neue Staatskunſt und neue Scenen des Elends mit ihr. Dieſe Fürſtin, geizig nach Herrſchaft, zur Intrigue geboren, ausgelernt im Betrug, Meiſterin in allen Künſten der Verſtellung, hatte mit Ungeduld die Feſſeln ertragen,

welche der Alles verdrängende Despotismus der Guiſen ihrer herrſchenden Leidenſchaft anlegte. Unterwürfig und einſchmeichelnd gegen ſie, ſo lange ſie des Beiſtands der Königin wider Montmorency und die Prinzen von Bourbon bedurften, vernachläßigten ſie dieſelbe, ſobald ſie ſich nur in ihrer uſurpirten Würde befeſtigt ſahen. Durch Fremdlinge ſich aus dem Vertrauen ihres Sohnes verdrängt und die wichtigſten Staatsgeſchäfte ohne ſie verhandelt zu ſehen, war eine zu empfindliche Kränkung ihrer Herrſchbegierde, um mit Gelaſſenheit ertragen zu werden. Wichtig zu ſeyn, war ihre herrſchende Neigung; ihre Glückſeligkeit, jeder Partei nothwendig ſich zu wiſſen. Nichts gab es, was ſie nicht dieſer Neigung aufopferte, aber alle ihre Thätigkeit war auf das Feld der Intrigue eingeſchränkt, wo ſie ihre Talente glänzend entwickeln konnte. Die Intrigue allein war ihr wichtig, gleichgültig die Menſchen. Als Regentin des Reichs und Mutter von drei Königen, mit der mißlichen Pflicht beladen, die angefochtene Autorität ihres Hauſes gegen wüthende Parteien zu behaupten, hatte ſie dem Trotz der Großen nur Verſchlagenheit, der Gewalt nur Liſt entgegen zu ſetzen. In der Mitte zwiſchen den ſtreitenden Faktionen der Guiſen und der Prinzen von Bourbon beobachtete ſie lange Zeit eine unſichere Staatskunſt, unfähig nach einem feſten und unwiderruflichen Plane zu handeln. Heute, wenn der Verdruß über die Guiſen ihr Gemüth beherrſchte, der reformirten Partei hingegeben, erröthete ſie morgen nicht, wenn ihr Vortheil es heiſchte, ſich eben dieſen Guiſen, die ihrer Neigung zu ſchmeicheln

gewußt hatten, zu einem Werkzeug dazu zu borgen. Dann ſtand ſie keinen Augenblick an, alle Geheimniſſe preiszugeben, die ein unvorſichtiges Vertrauen bei ihr niedergelegt hatte. Nur ein einziges Laſter beherrſchte ſie, aber welches die Mutter iſt von allen: zwiſchen Bös und Gut keinen Unterſchied zu kennen. Die Zeitumſtände ſpielten mit ihrer Moralität, und der Augenblick fand ſie gleich geneigt zur Unmenſchlichkeit und zur Milde, zur Demuth und zum Stolz, zur Wahrheit und zur Lüge. Unter der Herrſchaft ihres Eigennutzes ſtand jede andere Leidenſchaft, und ſelbſt die Rachſucht, wenn das Intereſſe es forderte, mußte ſchweigen. Ein fürchterlicher Charakter; nicht weniger empörend, als jene verrufenen Scheuſale der Geſchichte, welche ein plumper Pinſel in's Ungeheuer malt.

Aber indem ihr alle ſittlichen Tugenden fehlten, vereinigte ſie alle Talente ihres Standes, alle Tugenden der Verhältniſſe, alle Vorzüge des Geiſtes, welche ſich mit einem ſolchen Charakter vertragen; aber ſie entweihte alle, indem ſie ſie zu Werkzeugen dieſes Charakters erniedrigte. Majeſtät und königlicher Anſtand ſprach aus ihr; glänzend und geſchmackvoll war Alles, was ſie anordnete; hingeriſſen jeder Blick, der nur nicht in ihre Seele fiel, Alles was ſich ihr nahte, von der Anmuth ihres Umgangs, von dem geiſtreichen Inhalt ihres Geſprächs, von ihrer zuvorkommenden Güte bezaubert. Nie war der franzöſiſche Hof ſo glanzvoll geweſen, als ſeitdem Katharina Königin dieſes Hofes war. Alle verfeinerten Sitten Italiens verpflanzte ſie auf franzöſiſchen Boden, und ein fröhlicher Leichtſinn

herrſchte an ihrem Hofe, ſelbſt unter den Schreckniſſen des Fanatismus und mitten im Jammer des bürgerlichen Kriegs. Jede Kunſt fand Aufmunterung bei ihr, jedes andere Verdienſt, als um die gute Sache, Bewunderung. Aber im Gefolge der Wohlthaten, die ſie ihrem neuen Vaterlande brachte, verbargen ſich gefährliche Gifte, welche die Sitten der Nation anſteckten und in den Köpfen einen unglücklichen Schwindel erregten. Die Jugend des Hofes, durch ſie von dem Zwange der alten Sitte befreit und zur Ungebundenheit eingeweiht, überließ ſich bald ohne Rückhalt ihrem Hange zum Vergnügen; mit dem Putze der Ahnen lernte man nur zu bald ihre Schamhaftigkeit und Tugend ablegen. Betrug und Falſchheit verdrängten aus dem geſellſchaftlichen Umgang die edle Wahrheit der Ritterzeiten, und das koſtbare Palladium des Staats, Treu und Glauben, verlor ſich, wie aus dem Innern der Familien, ſo aus dem öffentlichen Leben. Durch den Geſchmack an aſtrologiſchen Träumereien, welche ſie mit ſich aus ihrem Vaterlande brachte, führte ſie dem Aberglauben eine mächtige Verſtärkung zu; dieſe Thorheit des Hofes ſtieg ſchnell zu den unterſten Klaſſen herab, um zuletzt ein verderbliches Inſtrument in der Hand des Fanatismus zu werden. Aber das traurigſte Geſchenk, das ſie Frankreich machte, waren drei Könige, ihre Söhne, die ſie in ihrem Geiſte erzog, und mit ihren Grundſätzen auf den Thron ſetzte.

Die Geſetze der Natur und des Staats riefen die Königin Katharina, während der Minderjährigkeit ihres Sohnes, zur Regentſchaft, aber die Umſtände, unter

welchen ſie davon Beſitz nehmen ſollte, ſchlugen ihren Muth ſehr darnieder. Die Stände waren in Orleans verſammelt, der Geiſt der Unabhängigkeit erwacht, und zwei mächtige Parteien gegen einander zum Kampfe gerüſtet. Nach Herrſchaft ſtrebten die Häupter beider Faktionen; keine königliche Gewalt war da, um dazwiſchen zu treten und ihren Ehrgeiz zu beſchränken; und die Anordnung der vormundſchaftlichen Regierung, die jenen Mangel erſetzen ſollte, konnte nur das Werk ihrer beiderſeitigen Uebereinſtimmung werden. Der König war noch nicht todt, als ſich Katharina von beiden Theilen heftig angegangen, und zu den entgegengeſetzteſten Maßregeln aufgefordert ſah. Die Guiſen und ihr Anhang, pochend auf die Hülfe der Stände, deren größter Theil von ihnen gewonnen war, geſtützt auf den Beiſtand der ganzen katholiſchen Partei, lagen ihr dringend an, die Sentenz gegen den Prinzen von Condé vollſtrecken zu laſſen, und mit dieſem einzigen Streiche das Bourbon'ſche Haus zu zerſchmettern, deſſen furchtbares Aufſtreben ihr eigenes bedrohte. Auf der andern Seite beſtürmte ſie Anton von Navarra, die ihr zufallende Macht zur Rettung ſeines Bruders anzuwenden, und ſich dadurch der Unterwürfigkeit ſeiner ganzen Partei zu verſichern. Keinem von beiden Theilen fiel es ein, die Anſprüche der Königin auf die Regentſchaft anzufechten. Das nachtheilige Verhältniß, in welchem der Tod des Königs die Prinzen von Bourbon überraſchte, mochte ſie abſchrecken, für ſich ſelbſt, wie ſie ſonſt wohl gethan hätten, nach dieſem Ziele zu ſtreben; deßwegen verhielten ſie ſich lieber ſtumm,

um nicht durch Zweifel, die ſie gegen die Rechte Katharinens erregt haben würden, dem Ehrgeiz der Guiſen eine Ermunterung zu geben. Auch die Guiſen wollten durch ihren Widerſpruch nicht gern Gefahr laufen, der Nation die nähern Rechte der Bourbons in Erinnerung zu bringen. Durch ſchweigende Anerkennung der Rechte Katharinens ſchloſſen beide Parteien einander gegenſeitig von der Competenz aus, und jede hoffte, unter dem Namen der Königin ihre ehrgeizigen Abſichten leichter erreichen zu können.

Katharina, durch die weiſen Rathſchläge des Kanzlers von Hopital geleitet, erwählte den ſtaatsklugen Ausweg, ſich keiner von den beiden Parteien zum Werkzeug gegen die andere herzugeben, und durch ein wohlgewähltes Mittel zwiſchen beiden den Meiſter über ſie zu ſpielen. Indem ſie den Prinzen von Condé der ungeſtümen Rachſucht ſeiner Gegner entriß, machte ſie dieſen wichtigen Dienſt bei dem König von Navarra geltend, und verſicherte die lothringiſchen Prinzen ihres mächtigſten Beiſtands, wenn ſich die Bourbons unter der neuen Regierung an die Mißhandlungen, welche ſie unter der vorigen erlitten, thätlich erinnern ſollten. Mit Hülfe dieſer Staatskunſt ſah ſie ſich, unmittelbar nach dem Abſterben des Monarchen, ohne Jemands Widerſpruch und ſelbſt ohne Zuthun der in Orleans verſammelten Stände, die unthätig dieſer wichtigen Begebenheit zuſahen, im Beſitz der Regentſchaft, und der erſte Gebrauch, den ſie davon machte, war, durch Emporhebung der Bourbons das Gleichgewicht zwiſchen beiden Parteien wieder herzuſtellen. Condé verließ unter

ehrenvollen Bedingungen ſein Gefängniß, um auf den Gütern ſeines Bruders die Zeit ſeiner Rechtfertigung abzuwarten; dem König von Navarra wurde mit dem Poſten eines Generallieutenants des Königsreichs ein wichtiger Zweig der höchſten Gewalt übergeben. Die Guiſen retteten wenigſtens ihre künftigen Hoffnungen, indem ſie ſich bei Hofe behaupteten, und konnten der Königin wider den Ehrgeiz der Bourbons zu einer mächtigen Stütze dienen.

Ein Schein von Ruhe kehrte jetzt zwar zurück, aber viel fehlte noch, ein aufrichtiges Vertrauen zwiſchen ſo ſehr verwundeten Gemüthern zu begründen. Um dies zu bewerkſtelligen, warf man die Augen auf den Connetable von Montmorency, den der Despotismus der Guiſen unter der vorigen Regierung entfernt gehalten hatte, und die Thronveränderung jetzt auf ſeinen alten Schauplatz zurückführte. Voll redlichen Eifers für das Beſte des Vaterlandes, ſeinem König treu wie ſeinem Glauben, war Montmorency juſt der Mann, der zwiſchen die Regentin und ihren Miniſter in die Mitte treten, ihre Ausſöhnung verbürgen, und die Privatzwecke Beider dem Beſten des Staats unterwerfen konnte. Die Stadt Orleans, von Soldaten angefüllt, wodurch die Guiſen ihre Gegner geſchreckt und den Reichstag beherrſcht hatten, zeigte überall noch Spuren des Kriegs, als der Connetable davor anlangte, und ſogleich die Wache an den Thoren verabſchiedete. „Mein Herr und König,“ ſagte er, „wird fortan in voller Sicherheit und ohne Leibwache in ſeinem ganzen Königreich hin- und herwandeln.“ — „Fürchten Sie

nichts, Sire!“ redete er den jungen Monarchen an, ein Knie vor ihm beugend und ſeine Hand küſſend, auf die er Thränen fallen ließ. „Laſſen Sie ſich von den gegenwärtigen Unruhen nicht in Schrecken ſetzen. Mein Leben geb' ich hin und alle Ihre guten Unterthanen mit mir, Ihnen die Krone zu erhalten.“ — Auch hielt er in ſo fern unverzüglich Wort, daß er die künftige Reichsverwaltung auf einen geſetzmäßigen Fuß ſetzte, und die Grenzen der Gewalt zwiſchen der Königin Mutter und dem König von Navarra beſtimmen half. Der Reichstag von Orleans, in keiner andern Abſicht zuſammen berufen, als um die Prinzen von Bourbon in die Falle zu locken, und müßig, ſobald jene Abſicht vereitelt war, wurde jetzt nach dem theatraliſchen Gepränge einiger unnützen Berathſchlagungen aufgehoben, um ſich im Mai deſſelben Jahrs auf's Neue zu verſammeln. Gerechtfertigt und im vollen Glanze ſeines vorigen Anſehens erſchien der Prinz von Condé wieder am Hof, um über ſeine Feinde zu triumphiren. Seine Partei erhielt an dem Connetable eine mächtige Verſtärkung. Jede Gelegenheit wurde nunmehr hervorgeſucht, um die alten Miniſter zu kränken, und Alles ſchien ſich zu ihrem Untergang vereinigen zu wollen. Ja, wenig fehlte, daß die nun herrſchende Partei die Regentin nicht in die Nothwendigkeit geſetzt hätte, zwiſchen Vertreibung der Lothringer und dem Verluſt ihrer Regentſchaft zu wählen.

Die Staatsklugheit der Königin hielt in dieſem Sturme zwar die Guiſen noch aufrecht, weil für ſie ſelbſt, für die Monarchie, vielleicht auch für die Religion

Alles zu fürchten war, ſobald ſie jene durch die Bourbon'ſche Faktion unterdrücken ließ. Aber eine ſo ſchwache und wandelbare Stütze konnte die Guiſen nicht beruhigen, und noch weniger konnte die untergeordnete Rolle, mit welcher ſie vorlieb nehmen mußten, ihre Ehrſucht befriedigen. Auch hatten ſie es nicht an Thätigkeit fehlen laſſen, die Protektion der Königin ſich künftig entbehrlich zu machen, und der voreilige Triumph ihrer Gegner mußte ihnen ſelbſt dazu helfen, ihre Partei zu verſtärken. Der Haß ihrer Feinde, nicht zufrieden, ſie vom Ruder der Regierung verdrängt zu haben, ſtreckte nun auch die Hand nach ihren Reichthümern aus, und forderte Rechenſchaft von den Geſchenken und Gnadengeldern, welche die lothringiſchen Prinzen und ihre Anhänger unter den vorhergehenden Regierungen zu erpreſſen gewußt hatten. Durch dieſe Forderung war außer den Guiſen noch die Herzogin von Valentinois, der Marſchall von St. André, ein Günſtling Heinrichs II., und zum Unglück der Connetable ſelbſt angegriffen, welcher ſich die Freigebigkeit Heinrichs auf's Beſte zu Nutze gemacht hatte, und noch außerdem durch ſeinen Sohn mit dem Hauſe der Herzogin in Verwandtſchaft ſtand. Religionseifer war die einzige Schwäche und Habſucht das einzige Laſter, welches die Tugenden des Montmorency befleckte, und wodurch er den hinterliſtigen Intriguen der Guiſen eine Blöße gab. Die Guiſen, mit dem Marſchall und der Herzogin durch gemeinſchaftliches Intereſſe verknüpft, benutzten dieſen Umſtand, um den Connetable zu ihrer Partei zu ziehen, und es gelang ihnen nach Wunſch, indem ſie doppelte

Triebfedern des Geizes und des Religionseifers bei ihm in Bewegung ſetzten. Mit argliſtiger Kunſt ſchilderten ſie ihm den Angriff der Calviniſten auf ihre Beſitzungen als einen Schritt ab, der zum Untergang des katholiſchen Glaubens abziele, und der bethörte Greis ging um ſo leichter in dieſe Schlinge, jemehr ihm die Begünſtigungen ſchon mißfallen hatten, welche die Regentin ſeit einiger Zeit den Calviniſten öffentlich angedeihen ließ. Zu dieſem Betragen der Königin, welches ſo wenig mit ihrer übrigen Denkungsart übereinſtimmte, hatten die Guiſen ſelbſt durch ihr verdächtiges Einverſtändniß mit Philipp II., König von Spanien, die Veranlaſſung gegeben. Dieſer furchtbare Nachbar Frankreichs, deſſen unerſättliche Herrſchſucht und Vergrößerungsbegierde fremde Staaten mit lüſternem Auge verſchlang, indem er ſeine eigenen Beſitzungen nicht zu behaupten wußte, hatte auf die inneren Angelegenheiten dieſes Reichs ſchon längſt ſeine Blicke geheftet, mit Wohlgefallen den Stürmen zugeſehen, die es erſchütterten, und durch die erkauften Werkzeuge ſeiner Abſichten den Haß der Faktionen voll Argliſt unterhalten. Unter dem Titel eines Beſchützers despotiſirte er Frankreich. Ein ſpaniſcher Ambaſſadeur ſchrieb in den Mauern von Paris den Katholiken das Betragen vor, welches ſie in Abſicht ihrer Gegner zu beobachten hätten, verwarf oder billigte ihre Maßregeln, je nachdem ſie mit dem Vortheile ſeines Herrn übereinſtimmten, und ſpielte öffentlich und ohne Scheu den Miniſter. Die Prinzen von Lothringen hielten ſich auf's Engſte an denſelben angeſchloſſen, und keine wichtige Entſchließung

wurde von ihnen gefaßt, an welcher der ſpaniſche Hof nicht Theil genommen hätte. Sobald die Verbindung der Guiſen und des Marſchalls von St. André mit Montmorency, welche unter dem Namen des Triumvirats bekannt iſt, zu Stande gekommen war, ſo erkannten ſie, wie man ihnen Schuld gibt, den König von Spanien als ihr Oberhaupt, der ſie im Nothfall mit einer Armee unterſtützen ſollte. So erhub ſich aus dem Zuſammenfluſſe zweier ſonſt ſtreitenden Faktionen eine neue furchtbare Macht in dem Königreich, die, von dem ganzen katholiſchen Theil der Nation unterſtützt, das Gleichgewicht in Gefahr ſetzte, welches zwiſchen beiden Religionsparteien hervor zu bringen, Katharina ſo bemüht geweſen war. Sie nahm daher auch jetzt zu ihrem gewöhnlichen Mittel, zu Unterhandlungen, ihre Zuflucht, um die getrennten Gemüther wenigſtens in der Abhängigkeit von ihr ſelbſt zu erhalten. Zu allen Streitigkeiten der Parteien mußte die Religion gewöhnlich den Namen geben, weil dieſe allein es war, was die Katholiken des Königreichs an die Guiſen, und die Reformirten an die Bourbons feſſelte. Die Ueberlegenheit, welche das Triumvirat zu erlangen ſchien, bedrohte den reformirten Theil mit einer neuen Unterdrückung, die Widerſetzlichkeit des letztern das ganze Königreich mit einem innerlichen Krieg, und einzelne kleine Gefechte zwiſchen beiden Religionsparteien, einzelne Empörungen in der Hauptſtadt, wie in mehrern Provinzen, waren ſchon Vorläufer deſſelben. Katharina that Alles, um die ausbrechende Flamme zu erſticken, und es gelang endlich ihren fortgeſetzten

Bemühungen, ein Edikt zu Stande zu bringen, welches die Reformirten zwar von der Furcht befreite, ihre Ueberzeugungen mit dem Tode zu büßen, aber ihnen nichts deſto weniger jede Ausübung ihres Gottesdienſtes und beſonders die Verſammlungen unterſagte, um welche ſie ſo dringend gebeten hatten. Dadurch ward freilich für die reformirte Partei nur ſehr wenig gewonnen, aber doch für's Erſte der gefährliche Ausbruch ihrer Verzweiflung gehemmt, und zwiſchen den Häuptern der Parteien am Hofe eine ſcheinbare Verſöhnung vorbereitet, welche freilich bewies, wie wenig das Schickſal ihrer Glaubensgenoſſen, welches ſie doch beſtändig im Munde führten, den Anführern der Hugenotten wirklich zu Herzen ging. Die meiſte Mühe koſtete die Ausgleichung, welche zwiſchen dem Prinzen von Condé und dem Herzog von Guiſe unternommen ward, und der König ſelbſt wurde angewieſen, ſich in's Mittel zu ſchlagen. Nachdem man zuvor über Worte, Geberden und Handlungen übereingekommen war, wurde die Komödie im Beiſeyn des Königs eröffnet. „Erzählt uns,“ ſagte dieſer zum Herzog von Guiſe, „wie es in Orleans eigentlich zugegangen iſt?“ Und nun machte der Herzog von dem damaligen Verfahren gegen den Prinzen eine ſolche künſtliche Schilderung, welche ihn ſelbſt von jedem Antheil davon reinigte, und alle Schuld auf den verſtorbenen König wälzte. — „Wer es auch ſey, der mir dieſe Beſchimpfung zufügte,“ antwortete Condé, gegen den Herzog gewendet, „ſo erkläre ich ihn für einen Frevler und einen Niederträchtigen.“ — „Ich auch,“ erwiderte der Herzog; „aber mich trifft das nicht.“

Die Regentſchaft der Königin Katharina war die Periode der Unterhandlungen. Was dieſe nicht ausrichteten, ſollte der Reichstag zu Pontoiſe und das Colloquium zu Poiſſy zu Stande bringen, beide in der Abſicht gehalten, um ſowohl die politiſchen Beſchwerden der Nation beizulegen, als eine wechſelſeitige Annäherung der Religionen zu verſuchen. Der Reichstag zu Pontoiſe war nur die Fortſetzung deſſen, der zu Orleans ohne Wirkung geweſen, und auf den Mai dieſes Jahrs 1561 ausgeſetzt worden war. Auch dieſer Reichstag iſt bloß durch einen heftigen Angriff der Stände auf die Geiſtlichkeit merkwürdig, welche ſich zu einem freiwilligen Geſchenke (Don gratuit) entſchloß, um nicht zwei Drittheile ihrer Güter zu verlieren.

Das gütliche Religionsgeſpräch, welches zu Poiſſy, einem kleinen Städtchen unweit St. Germain, zwiſchen den Lehrern der drei Kirchen gehalten wurde, erregte eben ſo vergebliche Erwartungen. In Frankreich ſowohl als in Deutſchland hatte man ſchon längſt, um die Spaltungen in der Kirche beizulegen, ein allgemeines Concilium gefordert, welches ſich mit Abſtellung der Mißbräuche, mit der Sittenverbeſſerung des Clerus und mit Feſtſetzung der beſtrittenen Dogmen beſchäftigen ſollte. Dieſe Kirchenverſammlung war auch wirklich im Jahr 1542 nach Trient zuſammen berufen und mehrere Jahre fortgeſetzt, aber, ohne die Hoffnung, welche man von ihr geſchöpft hatte, zu erfüllen, durch die Kriegsunruhen in Deutſchland im Jahr 1552 auseinander geſcheucht worden. Seit dieſer Zeit war kein Papſt mehr zu bewegen geweſen, ſie, dem allgemeinen

Wunſch gemäß, zu erneuern, bis endlich das Uebermaß des Elends, welches die fortdauernden Irrungen in der Religion auf die Völker Europens häuften, Frankreich beſonders vermochte, nachdrücklich darauf zu dringen, und Wiederherſtellung deſſelben dem Papſt Pius IV. durch Drohungen abzunöthigen. Die Zögerungen des Papſtes hatten indeſſen dem franzöſiſchen Miniſterium den Gedanken eingegeben, durch eine gütliche Beſprechung zwiſchen den Lehrern der drei Religionen über die beſtrittenen Punkte die Gemüther einander näher zu bringen, und in Widerlegung der ketzeriſchen Behauptungen die Kraft der Wahrheit zu zeigen. Eine Hauptabſicht dabei war, die große Verſchiedenheit bei dieſer Gelegenheit an den Tag zu bringen, welche zwiſchen dem Lutherthum und Calvinismus obwaltete, und dadurch den Anhängern des letztern den Schutz der deutſchen Lutheraner zu entreißen, durch den ſie ſo furchtbar waren. Dieſem Beweggrunde ſchreibt man es vorzüglich zu, daß ſich der Kardinal von Lothringen mit dem größten Nachdruck des Colloquiums annahm, bei welchem er zugleich durch ſeine theologiſche Wiſſenſchaft und ſeine Beredſamkeit ſchimmern wollte. Um den Triumph der wahren Kirche über die falſche deſto glänzender zu machen, ſollten die Sitzungen öffentlich vor ſich gehen. Die Regentin erſchien ſelbſt mit ihrem Sohne, mit den Prinzen des Geblüts, den Staatsminiſtern und allen großen Bedienten der Krone, um die Sitzung zu eröffnen. Fünf Kardinäle, vierzig Biſchöfe, mehrere Doktoren, unter welchen Claude D. Eſpenſa durch Gelehrſamkeit und Scharfſinn hervorragte,

ſtellten ſich für die römiſche Kirche; zwölf auserleſene Theologen führten das Wort für die proteſtantiſche. Der ausgezeichnetſte unter dieſen war Theodor Beza, Prediger aus Genf, ein eben ſo feiner als feuriger Kopf, ein mächtiger Redner, furchtbarer Dialektiker und der geſchickteſte Kämpfer in dieſem Streite.

Aufgefordert, die Lehrſätze ſeiner Partei zuerſt vorzutragen, erhob ſich Beza in der Mitte des Saals, kniete hier nieder, und ſprach mit aufgehobenen Händen ein Gebet. Auf dieſes ließ er ſein Glaubensbekenntniß folgen, mit allen Gründen unterſtützt, welche die Kürze der Zeit ihm erlaubte, und endigte mit einem rührenden Blick auf die ſtrenge Begegnung, welche man ſeinen Glaubensbrüdern bis jetzt in dem Königreich widerfahren ließ. Schweigend hörte man ihm zu; nur als er auf die Gegenwart des Leibes Chriſti im Abendmahl zu reden kam, entſtand ein unwilliges Gemurmel in der Verſammlung. Nachdem Beza geendigt, fragte man bei einander erſt herum, ob man ihn einer Antwort würdigen ſollte, und es koſtete dem Kardinal von Lothtingen nicht wenig Mühe, die Einwilligung der Biſchöfe dazu zu erlangen. Endlich trat er auf, und widerlegte in einer Rede voll Kunſt und Beredſamkeit die wichtigſten Lehrſätze ſeines Gegners, diejenigen beſonders, wodurch die Autorität der Kirche und die katholiſche Lehre vom Abendmahl angegriffen war. Man hatte es ſchon bereut, den jungen König zum Zeugen einer Unterredung gemacht zu haben, wobei die heiligſten Artikel der Kirche mit ſo viel Freiheit behandelt wurden. Sobald daher der Kardinal ſeinen

Vortrag geendigt hatte, ſtanden alle Biſchöfe auf, umringten den König, und riefen: „Sire, das iſt der wahre Glaube! das iſt die reine Lehre der Kirche! Dieſe ſind wir bereit, mit unſerm Blute zu verſiegeln.“

In den darauf folgenden Sitzungen, von denen man aber rathſam gefunden, den König wegzulaſſen, wurden die übrigen Streitpunkte der Reihe nach vorgenommen, und die Artikel vom Abendmahl beſonders in Erwägung gebracht, um dem genfiſchen Prediger ſeine eigentliche und poſitive Meinung davon zu entreißen. Da das Dogma der Lutheraner über dieſen Punkt ſich von dem der Reformirten bekanntlich noch weiter als von der Lehrmeinung der katholiſchen Kirche entfernt, ſo hoffte man, jene beiden Kirchen dadurch mit einander in Streit zu bringen. Aber nun wurde aus einem ernſthaften Geſpräche, welches Ueberzeugung zum Zweck haben ſollte, ein ſpitzfindiges Wortgefecht, wobei man ſich mehr der Schlingen und der Fechterkünſte als der Waffen der Vernunft bediente. Ein engerer Ausſchuß von fünf Doktoren auf jeder Seite, dem man zuletzt die Vollendung der ganzen Streitigkeit übergab, ließ ſie eben ſo unentſchieden, und jeder Theil erklärte ſich, als man auseinander ging, für den Sieger.

So erfüllte alſo auch dieſes Colloquium in Frankreich die Erwartung nicht beſſer als ein ähnliches in Deutſchland, und man kam wieder zu den alten politiſchen Intriguen zurück, welche ſich bisher immer am wirkſamſten bewieſen. Beſonders zeigte ſich der römiſche Hof durch ſeine Legaten ſehr geſchäftig, die Macht

des Triumvirats zu erheben, als auf welchem das Heil der katholiſchen Kirche zu beruhen ſchien. Zu dieſem Ende ſuchte man den König von Navarra für daſſelbe zu gewinnen, und der reformirten Partei ungetreu zu machen; ein Entwurf, der auf den unſteten Charakter dieſes Prinzen ſehr gut berechnet war. Anton von Navarra, merkwürdiger durch ſeinen großen Sohn Heinrich IV. als durch eigene Thaten, verkündigte durch nichts als durch ſeine Galanterien und ſeine kriegeriſche Tapferkeit den Vater Heinrichs IV. Ungewiß, ohne Selbſtſtändigkeit, wie ſein kleiner Erbthron zwiſchen zwei furchtbaren Nachbarn erzitterte, ſchwankte ſeine verzagte Politik von einer Partei zur andern, ſein Glaube von einer Kirche zur andern, ſein Charakter zwiſchen Laſter und Tugend umher. Sein ganzes Leben lang das Spiel fremder Leidenſchaften, verfolgte er mit ſtets betrogener Hoffnung ein lügneriſches Phantom, welches ihm die Argliſt ſeiner Nebenbuhler vorzuhalten wußte. Spanien, durch päpſtliche Ränke unterſtützt, hatte dem Hauſe Navarra einen beträchtlichen Theil dieſes Königreichs entriſſen, und Philipp II., nicht dazu gemacht, eine Ungerechtigkeit, die ihm Nutzen brachte, wieder gut zu machen, fuhr fort, dieſen Raub ſeiner Ahnen dem rechtmäßigen Erben zurückzuhalten. Einem ſo mächtigen Feinde hatte Anton von Navarra nichts als die Waffen der Unmacht entgegen zu ſetzen. Bald ſchmeichelte er ſich, der Billigkeit und Großmuth ſeines Gegners durch Geſchmeidigkeit abzugewinnen, was er von der Furcht deſſelben zu ertrotzen aufgab; bald, wenn dieſe Hoffnung ihn betrog, nahm er zu

Frankreich ſeine Zuflucht, und hoffte, mit Hülfe dieſer Macht in den Beſitz ſeines Eigenthums wieder eingeſetzt zu werden. Von beiden Erwartungen getäuſcht, widmete er ſich im Unmuth ſeines Herzens der proteſtantiſchen Sache, die er kein Bedenken trug zu verlaſſen, ſobald nur ein Strahl von Hoffnung ihm leuchtete, daß derſelbe Zweck durch ihre Gegner zu erreichen ſey. Sklave ſeiner eigennützigen furchtſamen Staatskunſt, in ſeinen Entſchlüſſen, wie in ſeinen Hoffnungen wandelbar, gehörte er nie ganz der Partei, deren Namen er führte, und erkaufte ſich, mit ſeinem Blute ſelbſt, den Dank keiner einzigen, weil er es für beide verſpritzte.

Auf dieſen Fürſten richteten jetzt die Guiſen ihr Augenmerk, um durch ſeinen Beitritt die Macht des Triumvirats zu verſtärken; aber das Verſprechen einer Zurückgabe von Navarra war bereits zu verbraucht, um bei dem oft getäuſchten Fürſten noch einigen Eindruck machen zu können. Sie nahmen deßfalls ihre Zuflucht zu einer neuen Erfindung, welche, obgleich nicht weniger grundlos, als die vorigen, die Abſicht ihrer Urheber auf's Vollkommenſte erfüllte. Nachdem es ihnen fehlgeſchlagen war, den mißtrauiſchen Prinzen durch das Anerbieten einer Vermählung mit der verwittweten Königin Maria Stuart und der daran haftenden Ausſicht auf die Königreiche Schottland und England zu blenden, mußte ihm Philipp II. von Spanien zum Erſatz für das entriſſene Navarra die Inſel Sardinien anbieten. Zugleich unterließ man nicht, um ſein Verlangen darnach zu reizen, die prächtigſten

Schilderungen von den Vorzügen dieſes Königreichs auszubreiten. Man zeigte ihm die nicht ſehr entfernten Ausſichten auf den franzöſiſchen Thron, wenn der regierende Stamm in den ſchwächlichen Söhnen Heinrichs II. erlöſchen ſollte; eine Ausſicht, die er ſich durch ſein längeres Beharren auf proteſtantiſcher Seite unausbleiblich verſchließen würde. Endlich reizte man ſeine Eitelkeit durch die Betrachtung, daß er durch Aufopferung ſo großer Vortheile nicht einmal gewinne, die erſte Rolle bei einer Partei zu ſpielen, die der Geiſt des Prinzen von Condé unumſchränkt leite. So nachdrücklichen Vorſtellungen konnte das ſchwache Gemüth des Königs von Navarra nicht lange widerſtehen. Um bei der reformirten Partei nicht der Zweite zu ſeyn, überließ er ſich unbedingt der katholiſchen, um dort noch viel weniger zu bedeuten; und um an dem Prinzen von Condé keinen Nebenbuhler zu haben, gab er ſich an dem Herzog von Guiſe einen Herrn und Gebieter. Die Pomeranzenwälder von Sardinien, in deren Schatten er ſich ſchon im Voraus ein paradieſiſches Leben träumte, umgaukelten ſeine Einbildungskraft, und blind warf er ſich in die ihm gelegte Schlinge. Die Königin Katharina ſelbſt wurde von ihm verlaſſen, um ſich ganz dem Triumvirat hinzugeben, und die reformirte Partei ſah einen Freund, der ihr nicht viel genutzt hatte, in einen offenbaren Feind verwandelt, der ihr noch weniger ſchadete.

Zwiſchen den Anführern beider Religionsparteien hatten die Bemühungen der Königin Katharina einen Schein des Friedens bewirkt, aber nicht eben ſo bei

den Parteien, welche fortfuhren, einander mit dem grimmigſten Haſſe zu verfolgen. Jede unterdrückte oder neckte, wo ſie die mächtigere war, die andere, und die beiderſeitigen Oberhäupter ſahen, ohne ſich ſelbſt einzumiſchen, dieſem Schauſpiele zu, zufrieden, wenn nur der Eifer nicht verglimmte, und der Parteigeiſt dadurch in der Uebung blieb. Obgleich das letztere Edikt der Königin Katharina den Reformirten alle öffentlichen Verſammlungen unterſagte, ſo kehrte man ſich dennoch nirgends daran, wo man ſich ſtark genug fühlte, ihm zu trotzen. In Paris ſowohl als in den Provinzſtädten wurden, dieſes Edikts ungeachtet, öffentlich Predigten gehalten, und die Verſuche, ſie zu ſtören, liefen nicht immer glücklich ab. Die Königin bemerkte dieſen Zuſtand der Anarchie mit Furcht, indem ſie vorausſah, daß durch dieſen Krieg im Kleinen nur die Schwerter zu einem größern geſchliffen würden. Es war daher dem ſtaatsklugen und duldſamen Kanzler von Hopital, ihrem vornehmſten Rathgeber, nicht ſchwer, ſie zu Aufhebung eines Edikts geneigt zu machen, welches, da es nicht konnte behauptet werden, nur das Anſehn der geſetzgebenden Macht entkräftete, die reformirte Partei mit Ungehorſam und Widerſetzlichkeit vertraut machte, und durch die Beſtrebungen der katholiſchen, es geltend zu machen, einen unglücklichen Verfolgungsgeiſt zwiſchen beiden Theilen unterhielt. Auf Veranlaſſung dieſes weiſen Patrioten ließ die Regentin einen Ausſchuß von allen Parlamenten ſich in St. Germain verſammeln, welcher berathſchlagen ſollte: „was in Abſicht der Reformirten und ihrer Verſammlungen (den innern Werth

oder Unwerth ihrer Religion durchaus bei Seite gelegt) zum Beſten des Staats zu verfügen ſey?" — Die Antwort war in der Frage ſchon enthalten, und ein den Reformirten ſehr günſtiges Edikt die Folge dieſer Berathſchlagung. In demſelben geſtattete man ihnen förmlich, ſich, wiewohl außerhalb der Mauern und unbewaffnet, zu gottesdienſtlichen Handlungen zu verſammeln, und legte allen Obrigkeiten auf, dieſe Zuſammenkünfte in ihren Schutz zu nehmen. Dagegen ſollten ſie gehalten ſeyn, den Katholiſchen alle denſelben entzogenen Kirchen und Kirchengeräthe zurückzuſtellen, der katholiſchen Geiſtlichkeit, gleich den Katholiken ſelbſt, die Gebühren zu entrichten, übrigens die Feſt- und Feiertage, und die Verwandtſchaftsgrade bei ihren Heirathen nach den Vorſchriften der herrſchenden Kirche zu beobachten. Nicht ohne großen Widerſpruch des Pariſer Parlaments wurde dieſes Edikt, vom Jänner 1562, wo es bekannt gemacht wurde, das Edikt des Jänners genannt, regiſtrirt, und von den ſtrengen Katholiken und der ſpaniſchen Partei mit eben ſo viel Unwillen als von den Reformirten mit triumphirender Freude aufgenommen. Der ſchlimme Wille ihrer Feinde ſchien durch daſſelbe entwaffnet, und für's Erſte zu einer geſetzmäßigen Exiſtenz in dem Königreich ein wichtiger Schritt gethan. Auch die Regentin ſchmeichelte ſich, durch dieſes Edikt zwiſchen beiden Kirchen eine unüberſchreitbare Grenze gezogen, dem Ehrgeiz der Großen heilſame Feſſeln angelegt, und den Zunder des Bürgerkriegs auf lange erſtickt zu haben. Doch war es eben dieſes Edikt des Friedens, welches durch die

Verletzung, die es erlitt, die Reformirten zu den gewaltſamen Entſchließungen brachte, und den Krieg herbeiführte, welchen zu verhüten es gegeben war.

Dieſes Edikt vom Jänner 1562 alſo, weit entfernt, die Abſichten ſeiner Urheberin zu erfüllen, und beide Religionsparteien in den Schranken der Ordnung zu halten, ermunterte die Feinde der Letztern nur, deſto verdecktere und ſchlimmere Plane zu entwerfen. Die Begünſtigungen, welche dieſes Edikt den Reformirten ertheilt hatte, und der bedeutende Vorzug, den ihre Anführer, Condé und die Chatillons, bei der Königin genoſſen, verwundete tief den bigotten Geiſt und die Ehrſucht des alten Montmorency, der beiden Guiſen und der mit ihnen verbundenen Spanier. Schweigend zwar, aber nicht müßig, beobachteten ſich die Anführer wechſelsweiſe unter einander, und ſchienen nur den Moment zu erwarten, der dem Ausbruch ihrer verhaltenen Leidenſchaften günſtig war. Jeder Theil, feſt entſchloſſen, Feindſeligkeit mit Feindſeligkeit zu erwidern, vermied ſorgfältig, ſie zu eröffnen, um in den Augen der Welt nicht als der Schuldige zu erſcheinen. Ein Zufall leiſtete endlich, was Beide in gleichem Grade wünſchten und fürchteten.

Der Herzog von Guiſe und der Kardinal von Lothringen hatten ſeit einiger Zeit den Hof der Regentin verlaſſen, und ſich nach den deutſchen Grenzen gezogen, wo ſie den gefürchteten Eintritt der deutſchen Proteſtanten in das Königreich deſto leichter verhindern konnten. Bald aber fing die katholiſche Partei an, ihre Anführer zu vermiſſen, und der zunehmende Credit

der Reformirten bei der Königin machte den Wunſch nach ihrer Wiederkunſt dringend. Der Herzog trat alſo den Weg nach Paris an, begleitet von einem ſtarken Gefolge, welches ſich, ſo wie er fortſchritt, vergrößſerte. Der Weg führte ihn durch Baſſy, an der Grenze von Champagne, wo zufälliger Weiſe die reformirte Gemeine bei einer öffentlichen Predigt verſammelt war. Das Gefolge des Herzogs, trotzig wie ſein Gebieter, gerieth mit dieſer ſchwärmeriſchen Menge in Streit, welcher ſich bald in Gewaltthätigkeiten endigte; im unordentlichen Gewühl dieſes Kampfes wurde der Herzog ſelbſt, der herbei geeilt war, Frieden zu ſtiften, mit einem Steinwurf im Geſichte verwundet. Der Anblick ſeiner blutigen Wange ſetzte ſeine Begleiter in Wuth, die jetzt gleich raſenden Thieren über die Wehrloſen herſtürzen, ohne Anſehen des Geſchlechts noch Alters, was ihnen vorkommt, erwürgen, und an den gottesdienſtlichen Geräthſchaften, die ſie finden, die größten Entweihungen begehen. Das ganze reformirte Frankreich gerieth über dieſe Gewaltthätigkeit in Bewegung, und an dem Thron der Regentin wurden durch den Mund des Prinzen von Condé und einer eigenen Deputation die heftigſten Klagen dagegen erhoben. Katharina that Alles, um den Frieden zu erhalten, und weil ſie überzeugt war, daß es nur auf die Häupter ankäme, um die Parteien zu beruhigen, ſo rief ſie den Herzog von Guiſe dringend an den Hof, der ſich damals zu Monceaux aufhielt, wo ſie die Sache zwiſchen ihm und dem Prinzen von Condé zu vermitteln hoffte.

Aber ihre Bemühungen waren vergebens. Der Herzog wagte es, ihr ungehorſam zu ſeyn, und ſeine Reiſe nach Paris fortzuſetzen, wo er, von einem zahlreichen Anhang begleitet und von einer ihm ganz ergebenen Menge tumultuariſch empfangen, einen triumphirenden Einzug hielt. Umſonſt ſuchte Condé, der ſich kurz zuvor nach Paris geworfen, das Volk auf ſeine Seite zu neigen. Die fanatiſchen Pariſer ſahen in ihm nichts als den Hugenotten, den ſie verabſcheuten, und in dem Herzog nur den heldenmüthigen Verfechter ihrer Kirche. Der Prinz mußte ſich zurückziehen und den Schauplatz dem Ueberwinder einräumen. Nunmehr galt es, welcher von beiden Theilen es dem andern an Geſchwindigkeit, an Macht, an Kühnheit zuvorthäte. Indeß der Prinz in aller Eile zu Meaux, wohin er entwichen war, Truppen zuſammenzog und mit den Chatillons ſich vereinigte, um den Triumvirn die Spitze zu bieten, waren dieſe ſchon mit einer ſtarken Reiterei nach Fontainebleau aufgebrochen, um durch Beſitznehmung der Perſon des jungen Königs ihre Gegner in die Nothwendigkeit zu ſetzen, als Rebellen gegen ihren Monarchen zu erſcheinen.

Schrecken und Verwirrung hatten ſich gleich auf die erſte Nachricht von dem Einzug des Herzogs in Paris der Regentin bemächtigt; in ſeiner ſteigenden Gewalt ſah ſie den Umſturz der ihrigen voraus. Das Gleichgewicht der Faktionen, wodurch allein ſie bisher geherrſcht hatte, war zerſtört, und nur ihr offenbarer Beitritt konnte die reformirte Partei in den Stand ſetzzen, es wieder herzuſtellen. Die Furcht, unter die

Tyrannei der Guiſen und ihres Anhangs zu gerathen, Furcht für das Leben des Königs, für ihr eigenes Leben, ſiegte über jede Bedenklichkeit. Jetzt unbeſorgt vor dem ſonſt ſo gefürchteten Ehrgeiz der proteſtantiſchen Häupter, ſuchte ſie ſich nur vor dem Ehrgeiz der Guiſen in Sicherheit zu ſetzen. Die Macht der Proteſtanten, welche allein ihr dieſe Sicherheit verſchaffen konnte, bot ſich ihrer erſten Beſtürzung dar; vor der drohenden Gefahr mußte jetzt jede andere Rückſicht ſchweigen. Bereitwillig nahm ſie den Beiſtand an, der ihr von dieſer Partei angeboten wurde, und der Prinz von Condé ward, welche Folgen auch dieſer Schritt haben mochte, auf's Dringendſte aufgefordert, Sohn und Mutter zu vertheidigen. Zugleich flüchtete ſie ſich, um von ihren Gegnern nicht überfallen zu werden, mit dem Könige nach Melün und von da nach Fontainebleau; welche Vorſicht aber die Schnelligkeit der Triumvirn vereitelte.

Sogleich bemächtigten ſich dieſe des Königs, und der Mutter wird freigeſtellt, ihn zu begleiten, oder ſich nach Belieben einen andern Aufenthalt zu wählen. Ehe ſie Zeit hat, einen Entſchluß zu faſſen, ſetzt man ſich in Marſch, und unwillkührlich wird ſie mit fortgeriſſen. Schreckniſſe zeigen ſich ihr, wohin ſie blickt, überall gleiche Gefahr, auf welche Seite ſie ſich neige. Sie erwählt endlich die gewiſſe, um ſich nicht in den größern Bedrängniſſen einer ungewiſſen zu verſtricken, und iſt entſchloſſen, ſich an das Glück der Guiſen anzuſchließen. Man führt den König im Triumphe nach Paris, wo ſeine Gegenwart dem fanatiſchen Eifer der

Katholiken die Loſung gibt, ſich gegen die Reformirten Alles zu erlauben. Alle ihre Verſammlungsplätze werden von dem wüthenden Pöbel geſtürmt, die Thüren eingeſprengt, Kanzeln und Kirchenſtühle zerbrochen und in Aſche gelegt; der Kronfeldherr von Frankreich, der ehrwürdige Greis Montmorency, war es, der dieſe Heldenthat vollführte. Aber dieſe lächerliche Schlacht war das Vorſpiel eines deſto ernſthafteren Krieges.

Nur um wenige Stunden hatte der Prinz von Condé den König in Fontainebleau verfehlt. Mit einem zahlreichen Gefolge war er, dem Wunſch der Regentin gemäß, ſogleich aufgebrochen, ſie und ihren Sohn unter ſeine Obhut zu nehmen, aber er langte nur an, um zu erfahren, daß die Gegenpartei ihm zuvorgekommen, und der große Augenblick verloren ſey. Dieſer erſte Fehlſtreich ſchlug jedoch ſeinen Muth nicht nieder. „Da wir einmal ſo weit ſind,“ ſagte er zu dem Admiral Coligny, „ſo müſſen wir durchwaten, oder wir ſinken unter.“ Er flog mit ſeinen Truppen nach Orleans, wo er eben noch recht kam, dem Obriſten von Andelot, der hier mit großem Nachtheil gegen die Katholiſchen focht, den Sieg zu verſchaffen. Aus dieſer Stadt beſchloß er ſeinen Waffenplatz zu machen, ſeine Partei in derſelben zu verſammeln, und ſeiner Familie, ſo wie ihm ſelbſt nach einem Unglücksfall eine Zuflucht darin offen zu halten.

Von beiden Seiten fing nun der Krieg mit Manifeſten und Gegenmanifeſten an, worin alle Bitterkeit des Parteihaſſes ausgegoſſen war, und nichts als die Aufrichtigkeit vermißt wurde. Der Prinz von Condé

forderte in den ſeinigen alle redlich denkenden Franzoſen auf, ihren König und ihres Königs Mutter aus der Gefangenſchaft befreien zu helfen, in welcher ſie von den Guiſen und deren Anhang gehalten würden. Durch eben dieſen Beſitz von des Königs Perſon ſuchten Letztere die Gerechtigkeit ihrer Sache zu beweiſen, und alle getreue Unterthanen zu bewegen, ſich unter die Fahnen ihres Königs zu verſammeln. Er ſelbſt, der minderjährige Monarch, mußte in ſeinem Staatsrath erklären, daß er frei ſey, ſo wie auch ſeine Mutter, und das Edikt des Jänners beſtätigen. Dieſelbe Vorſtellung wurde von beiden Seiten auch gegen auswärtige Mächte gebraucht. Um die deutſchen Proteſtanten einzuſchläfern, erklärten die Guiſen, daß die Religion nicht im Spiele ſey, und der Krieg bloß den Aufrührern gelte. Der nämliche Kunſtgriff ward auch von dem Prinzen von Condé angewendet, um die auswärtigen katholiſchen Mächte von dem Intereſſe ſeiner Feinde abzuziehen. In dieſem Wettſtreite des Betruges verläugnete Katharina ihren Charakter und ihre Staatskunſt nicht, und von den Umſtänden gezwungen, eine doppelte Perſon zu ſpielen, verſtand ſie es meiſterlich, die widerſprechendſten Rollen in ſich zu vereinigen. Sie läugnete öffentlich die Bewilligungen, welche ſie dem Prinzen von Condé ertheilt hatte, und empfahl ihm ernſtlich den Frieden, während daß ſie im Stillen, wie man ſagt, ſeine Werbungen begünſtigte, und ihn zu lebhafter Führung des Kriegs ermunterte. Wenn die Ordres des Herzogs von Guiſe an die Befehlshaber der Provinzen, Alles, was reformirt

ſey, zu erwürgen befahlen, ſo enthielten die Briefe der Regentin ganz entgegengeſetzte Befehle zur Schonung.

Bei dieſen Maßregeln der Politik verlor man die Hauptſache, den Krieg ſelbſt, nicht aus den Augen, und dieſe ſcheinbaren Bemühungen zu Erhaltung des Friedens verſchafften dem Prinzen von Condé nur deſto mehr Zeit, ſich in wehrhaften Stand zu ſetzen. Alle reformirten Kirchen wurden von ihm aufgefordert, zu einem Kriege, der ſie ſo nahe betraf, die nöthigen Koſten herzuſchießen, und der Religionseifer dieſer Partei öffnete ihm ihre Schätze. Die Werbungen wurden auf's Fleißigſte betrieben, ein tapferer getreuer Adel bewaffnete ſich für den Prinzen, und eine ſolenne ausführliche Akte ward aufgeſetzt, die ganze zerſtreute Partei in Eins zu verbinden, und den Zweck dieſer Confoͤderation zu beſtimmen. Man erklärte in derſelben, daß man die Waffen ergriffen habe, um die Geſetze des Reichs, das Anſehn und ſelbſt die Perſon des Königs gegen die gewaltthätigen Anſchläge gewiſſer ehrſüchtiger Köpfe in Schutz zu nehmen, die den ganzen Staat in Verwirrung ſtürzten. Man verpflichtete ſich durch ein heiliges Gelübde, allen Gottesläſterungen, allen Entweihungen der Religion, allen abergläubiſchen Meinungen und Gebräuchen, allen Ausſchweifungen u. dgl. nach Vermögen ſich zu widerſetzen, welches eben ſo viel war, als der katholiſchen Kirche förmlich den Krieg ankündigen. Endlich und ſchließlich erkannte man den Prinzen von Condé als das Haupt der ganzen Verbindung, und verſprach ihm Gut und Blut und den ſtrengſten Gehorſam. Die Rebellion

bekam von jetzt an eine mehr regelmäßige Geſtalt, die einzelnen Unternehmungen mehr Beziehung auf's Ganze, mehr Zuſammenhang; jetzt erſt wurde die Partei zu einem organiſchen Körper, den ein denkender Geiſt beſeelte. Zwar hatten ſich Katholiſche und Reformirte ſchon lange vorher in einzelnen und kleinen Kämpfen gegen einander verſucht; einzelne Edelleute hatten in verſchiedenen Provinzen zu den Waffen gegriffen, Soldaten geworben, Städte durch Ueberfall gewonnen, das platte Land verheert, kleine Schlachten geliefert; aber dieſe einzelnen Operationen, ſo viel Drangſale ſie auch auf die Gegenden häuften, die der Schauplatz derſelben waren, blieben für das Ganze ohne Folgen, weil es ſowohl an einem bedeutenden Platz als an einer Hauptarmee fehlte, die nach einer Niederlage den flüchtigen Truppen eine Zuflucht gewähren konnte.

Im ganzen Königreiche waffnete man ſich jetzt, hier zum Angriffe und dort zur Gegenwehr; beſonders erklärten ſich die vornehmſten Städte der Normandie, und Rouen zuerſt, zu Gunſten der Reformirten. Ein ſchrecklicher Geiſt der Zwietracht, der auch die heiligſten Bande der Natur und der politiſchen Geſellſchaft auflöste, durchlief die Provinzen. Raub, Mord und mörderiſche Gefechte bezeichneten jeden Tag; der grauſenvolle Anblick rauchender Städte verkündigte das allgemeine Elend. Brüder trennten ſich von Brüdern, Väter von ihren Söhnen, Freunde von Freunden, um ſich zu verſchiedenen Führern zu ſchlagen, und im blutigen Gemenge der Bürgerſchaft ſich ſchrecklich wieder zu finden. Unterdeſſen zog ſich eine regelmäßige Armee

unter den Augen des Prinzen von Condé in Orleans, eine andere in Paris unter Anführung des Connetable von Montmorency und der Guiſen, zuſammen, beide gleich ungeduldig, das große Schickſal der Religion und des Vaterlandes zu entſcheiden.

Ehe es dazu kam, verſuchte Katharina, gleich verlegen über jeden möglichen Ausſchlag des Krieges, der ihr, welchen von beiden Theilen er auch begünſtige, einen Herrn zu geben drohte, noch einmal den Weg zur Vermittlung. Auf ihre Veranſtaltung unterhandelten die Anführer zu Toury in Perſon, und als dadurch nichts ausgerichtet ward, wurde zu Talſy zwiſchen Chateandun und Orleans eine neue Conferenz angefangen. Der Prinz von Condé drang auf Entfernung des Herzogs von Guiſe, des Marſchalls von Saint-André und des Connetable, und die Königin hatte auch wirklich ſo viel von dieſen erhalten, daß ſie ſich während der Conferenz auf einige Meilen von dem königlichen Lager entfernten. Nachdem auf dieſe Art der hauptſächlichſte Grund des Mißtrauens aus dem Wege geräumt war, wußte dieſe verſchlagene Fürſtin, der es eigentlich nur darum zu thun war, ſich der Tyrannei ſowohl des einen als des andern Theils zu entledigen, den Prinzen von Condé, durch den Biſchof von Valence, ihren Unterhändler, mit argliſtiger Kunſt dahin zu vermögen, daß er ſich erbot, mit ſeinem ganzen Anhange das Königreich zu verlaſſen, wenn nur ſeine Gegner das Nämliche thäten. Sie nahm ihn ſogleich beim Worte, und war im Begriff, über ſeine Unbeſonnenheit zu triumphiren, als die allgemeine

Unzufriedenheit der proteſtantiſchen Armee und eine reifere Erwägung des übereilten Schrittes den Prinzen beſtimmte, die Conferenz ſchleunig abzubrechen und der Königin Betrug mit Betrug zu bezahlen. So mißlang auch der letzte Verſuch zu einer gütlichen Beilegung, und der Ausſchlag beruhte nun auf den Waffen.

Die Geſchichtſchreiber ſind unerſchöpflich in Beſchreibung der Grauſamkeiten, welche dieſen Krieg bezeichneten. Ein einziger Blick in das Menſchenherz und in die Geſchichte wird hinreichen, uns alle dieſe Unthaten begreiflich zu machen. Die Bemerkung iſt nichts weniger als neu, daß keine Kriege zugleich ſo ehrlos und ſo unmenſchlich geführt werden, als die, welche Religionsfanatismus und Parteihaß im Innern eines Staats entzünden. Antriebe, welche in Ertödtung Alles deſſen, was den Menſchen ſonſt das Heiligſte iſt, bereits ihre Kraft bewieſen, welche das ehrwürdige Verhältniß zwiſchen dem Souverain und dem Unterthan und den noch ſtärkern Trieb der Natur übermeiſterten, finden an den Pflichten der Menſchlichkeit keinen Zügel mehr; und die Gewalt ſelbſt, welche Menſchen anwenden müſſen, um jene ſtarken Bande zu ſprengen, reißt ſie blindlings und unaufhaltſam zu jedem Aeußerſten fort. Die Gefühle für Gerechtigkeit, Anſtändigkeit und Treue, welche ſich auf anerkannte Gleichheit der Rechte gründen, verlieren in Bürgerkriegen ihre Kraft, wo jeder Theil in dem andern einen Verbrecher ſieht, und ſich ſelbſt das Strafamt über ihn zueignet. Wenn ein Staat mit dem andern kriegt, und nur der Wille des Souverains ſeine Völker bewaffnet, nur der Antrieb

zur Ehre ſie zur Tapferkeit ſpornt, ſo bleibt ſie ihnen auch heilig gegen den Feind, und eine edelmüthige Tapferkeit weiß ſelbſt ihre Opfer zu ſchonen. Hier iſt der Gegenſtand der Begierden des Kriegers etwas ganz Verſchiedenes von dem Gegenſtande ſeiner Tapferkeit, und es iſt fremde Leidenſchaft, die durch ſeinen Arm ſtreitet. In Bürgerkriegen ſtreitet die Leidenſchaft des Volks, und der Feind iſt der Gegenſtand derſelben. Jeder einzelne Mann iſt hier Beleidiger, weil jeder Einzelne aus freier Wahl die Partei ergriff, für die er ſtreitet. Jeder einzelne Mann iſt hier Beleidigter, weil man verachtet, was er ſchätzt, weil man anfeindet, was er liebt, weil man verdammt, was er erwählte. Hier, wo Leidenſchaft und Noth dem friedlichen Ackermann, dem Handwerker, dem Künſtler das ungewohnte Schwert in die Hände zwingen, kann nur Erbitterung und Wuth den Mangel an Kriegskunſt, nur Verzweiflung den Mangel wahrer Tapferkeit erſetzen. Hier, wo man Herd, Heimat, Familie, Eigenthum verließ, wirft man mit ſchadenfrohem Wohlgefallen den Feuerbrand in Fremdes, und achtet nicht auf fremden Lippen die Stimme der Natur, die zu Hauſe vergeblich erſchallte. Hier endlich, wo die Quellen ſelbſt ſich trüben, aus denen dem gemeinen Volk alle Sittlichkeit fließt, wo das Ehrwürdige geſchändet, das Heilige entweiht, das Unwandelbare aus ſeinen Fugen gerückt iſt, wo die Lebensorgane der allgemeinen Ordnung erkranken, ſteckt das verderbliche Beiſpiel des Ganzen jeden einzelnen Buſen an, und in jedem Gehirne tobt der Sturm, der Grundfeſten

des Staats erſchüttert. Dreimal ſchreckliches Loos, wo ſich religiöſe Schwärmerei mit Parteihaß gattet, und die Fackel des Bürgerkrieges ſich an der unreinen Flamme des prieſterlichen Eifers entzündet!

Und dies war der Charakter dieſes Krieges, der jetzt Frankreich verwüſtete. Aus dem Schooße der reformirten Religion ging der finſtere grauſame Geiſt hervor, der ihm dieſe unglückliche Richtung gab, der alle dieſe Unthaten erzeugte. Im Lager dieſer Partei erblickte man nichts Lachendes, nichts Erfreuliches; alle Spiele, alle geſelligen Lieder hatte der finſtere Eifer verbannt. Pſalmen und Gebete ertönten an deren Stelle, und die Prediger waren ohne Aufhören beſchäftigt, dem Soldaten die Pflichten gegen ſeine Religion einzuſchärfen, und ſeinen fanatiſchen Eifer zu ſchüren. Eine Religion, welche der Sinnlichkeit ſolche Martern auflegte, konnte die Gemüther nicht zur Menſchlichkeit einladen; der Charakter der ganzen Partei mußte mit dieſem düſtern und knechtiſchen Glauben verwildern. Jede Spur des Papſtthums ſetzte den Schwärmergeiſt des Calviniſten in Wuth; Altäre und Menſchen wurden ohne Unterſchied ſeinem unduldſamen Stolz aufgeopfert. Wohin ihn der Fanatismus allein nicht gebracht hatte, dazu zwangen ihn Mangel und Noth. Der Prinz von Condé ſelbſt gab das Beiſpiel einer Plünderung, welches bald durch das ganze Königreich nachgeahmt wurde. Von den Hülfsmitteln verlaſſen, womit er die Unkoſten des Kriegs bisher beſtritten hatte, legte er ſeine Hand an die katholiſchen Kirchengeräthe, deren er habhaft werden konnte, und ließ die heiligen Gefäße

und Zierrathen einſchmelzen. Der Reichthum der Kirchen war eine zu große Lockung für die Habſucht der Proteſtanten, und die Entweihung der Heiligthümer für die Rachbegierde ein viel zu ſüßer Genuß, um der Verſuchung zu widerſtehen. Alle Kirchen, deren ſie ſich bemeiſtern konnten, die Klöſter beſonders, mußten den doppelten Ausbruch ihres Geizes und ihres frommen Eifers erfahren. Mit dem Raub allein nicht zufrieden, entweihten ſie die Heiligthümer ihrer Feinde durch den bitterſten Spott, und befliſſen ſich mit abſichtlicher Grauſamkeit, die Gegenſtände ihrer Anbetung durch einen barbariſchen Muthwillen zu entehren. Sie riſſen die Kirchen ein, ſchleiften die Altäre, verſtümmelten die Bilder der Heiligen, traten die Reliquien mit Füßen, oder ſchändeten ſie durch den niedrigſten Gebrauch, durchwühlten ſogar die Gräber, und ließen die Gebeine der Todten den Glauben der Lebenden entgelten. Kein Wunder, daß ſo empfindliche Kränkungen zur ſchrecklichſten Wiedervergeltung reizten, daß alle katholiſchen Kanzeln von Verwünſchungen gegen die ruchloſen Schänder des Glaubens ertönten, daß der ergriffene Hugenotte bei dem Papiſten keine Barmherzigkeit fand, daß Greuelthaten gegen die vermeintliche Gottheit durch Greuelthaten gegen Natur und Menſchheit geahndet wurden!

Von den Anführern ſelbſt ging das Beiſpiel dieſer barbariſchen Thaten aus, aber die Ausſchweifungen, zu welchen der Pöbel beider Parteien dadurch hingeriſſen ward, ließen ſie bald ihre leidenſchaftliche Uebereilung bereuen. Jede Partei wetteiferte, es der andern

an erfinderiſcher Grauſamkeit zuvorzuthun. Nicht zufrieden mit der blutig befriedigten Rache, ſuchte man noch durch neue Künſte der Tortur dieſe ſchreckliche Luſt zu verlängern. Menſchenleben war zu einem Spiel geworden, und das Hohnlachen des Mörders ſchärfte noch die Stacheln eines ſchmerzhaften Todes. Keine Freiſtätte, kein beſchworner Vertrag, kein Menſchen- und Völkerrecht ſchützte gegen die blinde thieriſche Wuth; Treu und Glauben war dahin, und durch Eidſchwüre lockte man nur die Opfer. Ein Schluß des Pariſer Parlaments, welcher der reformirten Lehre förmlich und feierlich das Verdammungsurtheil ſprach, und alle Anhänger derſelben dem Tode weihte, ein anderer nachdrücklicherer Urtheilsſpruch, der aus dem Conſeil des Königs ausging, und alle Anhänger des Prinzen von Condé, ihn ſelbſt ausgenommen, als Beleidiger der Majeſtät in die Acht erklärte, konnte nicht wohl dazu beitragen, die erbitterten Gemüther zu beſänftigen, denn nun feuerte der Name ihres Königs und die gewiſſe Abſicht der Beute den Verfolgungseifer der Papiſten an, und den Muth der Hugenotten ſtärkte Verzweiflung.

Umſonſt hatte Katharina von Medicis alle Künſte ihrer Politik aufgeboten, die Wuth der Parteien zu beſänftigen, umſonſt hatte ein Schluß des Conſeils alle Anhänger des Prinzen von Condé als Rebellen und Hochverräther erklärt, umſonſt das Pariſer Parlament die Partei gegen die Calviniſten ergriffen; der Bürgerkrieg war da, und ganz Frankreich ſtand in Flammen. Wie groß aber auch das Zutrauen der

Letztern zu ihren Kräften war, ſo entſprach der Erfolg doch keineswegs den Erwartungen, welche ihre Zurüſtung erweckt hatte. Der reformirte Adel, welcher die Hauptſtärke der Armee des Prinzen von Condé ausmachte, hatte in kurzer Zeit ſeinen kleinen Vorrath verzehrt, und, außer Stande, ſich, da nichts Entſcheidendes geſchah und der Krieg in die Länge geſpielt wurde, forthin ſelbſt zu verköſtigen, gab er den dringenden Aufforderungen der Selbſtliebe nach, welche ihn heim rief, ſeinen eigenen Herd zu vertheidigen. Zerronnen war in kurzer Zeit dieſe, ſo große Thaten verſprechende Armee, und dem Prinzen, jetzt viel zu ſchwach, um einem überlegenen Feind im Felde zu begegnen, blieb nichts übrig, als ſich mit dem Ueberreſt ſeiner Truppen in der Stadt Orleans einzuſchließen.

Hier erwartete er nun die Hülfe, zu welcher einige auswärtige proteſtantiſche Mächte ihm Hoffnung gemacht hatten. Deutſchland und die Schweiz waren für beide kriegführende Parteien eine Vorrathskammer von Soldaten, und ihre feile Tapferkeit, gleichgültig gegen die Sache, wofür gefochten werden ſollte, ſtand den Meiſtbietenden zu Gebot. Deutſche ſowohl als ſchweizeriſche Miethtruppen ſchlugen ſich, je nachdem ihr eigener und ihrer Anführer Vortheil es erheiſchte, zu entgegengeſetzten Fahnen, und das Intereſſe der Religion wurde wenig dabei in Betracht gezogen. Indem dort an den Ufern des Rheins ein deutſches Heer für den Prinzen geworben ward, kam zugleich ein wichtiger Vertrag mit der Königin Eliſabeth von England zu Stande. Die nämliche Politik, welche dieſe

Fürſtin in der Folge veranlaßte, ſich zur Beſchützerin der Niederlande gegen ihren Unterdrücker, Philipp von Spanien, aufzuwerfen, und dieſen neu aufblühenden Staat in ihre Obhut zu nehmen, legte ihr gegen die franzöſiſchen Proteſtanten gleiche Pflichten auf, und das große Intereſſe der Religion erlaubte ihr nicht, dem Untergange ihrer Glaubensgenoſſen in einem benachbarten Königreich gleichgültig zuzuſehen. Dieſe Antriebe ihres Gewiſſens wurden nicht wenig durch politiſche Gründe verſtärkt. Ein bürgerlicher Krieg in Frankreich ſicherte ihren eigenen noch wankenden Thron vor einem Angriff von dieſer Seite, und eröffnete ihr zugleich eine erwünſchte Gelegenheit, auf Koſten dieſes Staats ihre eigenen Beſitzungen zu erweitern. Der Verluſt von Calais war eine noch friſche Wunde für England; mit dieſem wichtigen Grenzplatz hatte es den freien Eintritt in Frankreich verloren. Dieſen Schaden zu erſetzen, und von einer andern Seite in dem Königreich feſten Fuß zu faſſen, beſchäftigte ſchon längſt die Politik der Eliſabeth, und der Bürgerkrieg, der ſich nunmehr in Frankreich entzündet hatte, zeigte ihr die Mittel, es zu bewerkſtelligen. Sechstauſend Mann engliſcher Hülfstruppen wurden dem Prinzen von Condé unter der Bedingung bewilligt, daß die eine Hälfte derſelben die Stadt Havre de Grace, die andere die Städte Rouen und Dieppe in der Normandie, als eine Zuflucht der verfolgten Religionsverwandten, beſetzt halten ſollte. So löſchte ein wüthender Parteigeiſt auf eine Zeitlang alle patriotiſchen Gefühle bei den franzöſiſchen Proteſtanten

aus, und der verjährte Nationalhaß gegen die Britten wich auf Augenblicke dem glühendern Sektenhaß und dem Verfolgungsgeiſt erbitterter Faktionen.

Der gefürchtete nahe Eintritt der Engländer in die Normandie zog die königliche Armee nach dieſer Provinz, und die Stadt Rouen wurde belagert. Das Parlament und die vornehmſten Bürger hatten ſich ſchon vorher aus dieſer Stadt geflüchtet, und die Vertheidigung derſelben blieb einer fanatiſchen Menge überlaſſen, die, von ſchwärmeriſchen Prädikanten erhitzt, bloß ihrem blinden Religionseifer und dem Geſetz der Verzweiflung Gehör gab. Aber alles Widerſtandes von Seiten der Bürgerſchaft ungeachtet, wurden die Wälle nach einer monatlangen Gegenwehr im Sturme erſtiegen, und die Halsſtarrigkeit ihrer Vertheidiger durch eine barbariſche Behandlung geahndet, welche man zu Orleans auf proteſtantiſcher Seite nicht lang unvergolten ließ. Der Tod des Königs von Navarra, welcher auf eine vor dieſer Stadt empfangene Wunde erfolgte, macht die Belagerung von Rouen im Jahr 1562 berühmt, aber nicht eben merkwürdig; denn der Hintritt dieſes Prinzen blieb gleich unbedeutend für beide kämpfende Parteien.

Der Verluſt von Rouen und die ſiegreichen Fortſchritte der feindlichen Armee in der Normandie drohten dem Prinzen von Condé, der jetzt nur noch wenige große Städte unter ſeiner Botmäßigkeit ſah, den nahen Untergang ſeiner Partei, als die Erſcheinung der deutſchen Hülfs-Truppen, mit denen ſich ſein Obriſter Andelot, nach überſtandenen unſäglichen Schwierigkeiten, glücklich vereinigt hatte, auf's Neue ſeine Hoffnungen

belebte. An der Spitze dieſer Truppen, welche in Verbindung mit ſeinen eigenen ein bedeutendes Heer ausmachten, fühlte er ſich ſtark genug, nach Paris aufzubrechen, und dieſe Hauptſtadt durch ſeine unverhoffte gewaffnete Ankunft in Schrecken zu ſetzen. Ohne die politiſche Klugheit Katharinens wäre diesmal entweder Paris erobert, oder wenigſtens ein vortheilhafter Friede von den Proteſtanten errungen worden. Mit Hülfe der Unterhandlungen, ihrem gewöhnlichen Rettungsmittel, wußte ſie den Prinzen mitten im Lauf ſeiner Unternehmung zu feſſeln, und durch Vorſpiegelung günſtiger Traktate Zeit zur Rettung zu gewinnen. Sie verſprach, das Edikt des Jänners, welches den Proteſtanten die freie Religionsübung zuſprach, zu beſtätigen, bloß mit Ausnahme derjenigen Städte, in welchen die ſouverainen Gerichtshöfe ihre Sitzung hätten. Da der Prinz die Religionsduldung auch auf dieſe letztern ausgedehnt wiſſen wollte, ſo wurden die Unterhandlungen in die Länge gezogen, und Katharina erhielt die erwünſchte Friſt, ihre Maßregeln zu ergreifen. Der Waffenſtillſtand, den ſie während dieſer Traktate geſchickt von ihm zu erhalten wußte, ward für die Conföderirten verderblich, und, indem die Königlichen innerhalb der Mauern von Paris neue Kräfte ſchöpften und ſich durch ſpaniſche Hülfstruppen verſtärkten, ſchmolz die Armee des Prinzen durch Deſertion und ſtrenge Kälte dahin, daß er in Kurzem zu einem ſchimpflichen Aufbruch gezwungen wurde. Er richtete ſeinen Marſch nach der Normandie, wo er Geld und Truppen aus England erwartete, ſah ſich aber unweit der Stadt Dreux

von der nacheilenden Armee der Königin eingeholt, und zu einem entſcheidenden Treffen genöthigt. Beſtürzt und unſchlüſſig, gleich als hätten die unterdrückten Gefühle der Natur auf einen Augenblick ihre Rechte zurückgefordert, ſtaunten beide Heere einander an, ehe die Kanonen die Loſung des Todes gaben; der Gedanke an das Bürger- und Bruderblut, das jetzt verſpritzt werden ſollte, ſchien jeden einzelnen Kämpfer mit flüchtigem Entſetzen zu durchſchauern. Nicht lange aber dauerte dieſer Gewiſſenskampf; der wilde Ruf der Zwietracht übertäubte bald der Menſchlichkeit leiſe Stimme. Ein deſto wüthenderer Sturm folgte auf dieſe bedeutungsvolle Stille. Sieben ſchreckliche Stunden fochten beide Theile mit gleich kühnem Muthe, mit gleich heftiger Erbitterung. Ungewiß ſchwankte der Sieg von einer Seite zur andern, bis die Entſchloſſenheit des Herzogs von Guiſe ihn endlich auf die Seite des Königs neigte. Unter den Verbundenen wurde der Prinz von Condé und unter den Königlichen der Connetable von Montmorency zu Gefangenen gemacht, und von den Letztern blieb noch der Marſchall von St. André auf dem Platze. Das Schlachtfeld blieb dem Herzog von Guiſe, welchen dieſer entſcheidende Sieg zugleich von einem furchtbaren öffentlichen Feind und von zwei Nebenbuhlern ſeiner Macht befreite.

Hatte Katharina mit Widerwillen die Abhängigkeit ertragen, in welche ſie durch die Triumvirn verſetzt war, ſo mußte ihr nunmehr die Alleinherrſchaft des Herzogs, deſſen Ehrgeiz keine Grenzen, deſſen gebieteriſcher Stolz keine Mäßigung kannte, doppelt empfindlich

fallen. Der Sieg bei Dreux, weit entfernt ihre Wünſche zu befördern, hatte ihr einen Herrn in ihm gegeben, der nicht lange ſäumte, ſich der erlangten Ueberlegenheit zu bedienen und die zuverſichtlich ſtolze Sprache des Herrſchers zu führen. Alles ſtand ihm zu Gebot, und die unumſchränkte Macht, die er beſaß, verſchaffte ihm die Mittel, ſich Freunde zu erkaufen, und den Hof ſowohl als die Armee mit ſeinen Geſchöpfen anzufüllen. Katharina, ſo ſehr ihr die Staatsklugheit anrieth, die geſunkene Partei der Proteſtanten wieder aufzurichten, und durch Wiederherſtellung des Prinzen von Condé die Anmaßungen des Herzogs zu beſchränken, wurde durch den überlegenen Einfluß des Letztern zu entgegengeſetzten Maßregeln fortgeriſſen. Der Herzog verfolgte ſeinen Sieg und rückte vor die Stadt Orleans, um durch Ueberwältigung dieſes Platzes, welcher die Hauptmacht der Proteſtanten einſchloß, ihrer Partei auf Einmal ein Ende zu machen. Der Verluſt einer Schlacht und die Gefangenſchaft ihres Anführers hatte den Muth derſelben zwar erſchüttern, aber nicht ganz niederbeugen können. Admiral Coligny ſtand an ihrer Spitze, deſſen erfinderiſcher, an Hülfsmitteln unerſchöpflicher Geiſt ſich in der Widerwärtigkeit immer am glänzendſten zu entfalten pflegte. Er hatte die Trümmer der geſchlagenen Armee in Kurzem unter ſeinen Fahnen verſammelt, und ihr, was noch mehr war, in ſeiner Perſon einen Feldherrn gegeben. Durch engliſche Truppen verſtärkt und mit engliſchem Gelde befriedigt, führte er ſie in die Normandie, um ſich in dieſer Provinz durch kleine Wageſtücke zu einer größern Unternehmung zu ſtärken.

Unterdeſſen fuhr Franz von Guiſe fort, die Stadt Orleans zu ängſtigen, um durch Eroberung derſelben ſeinen Triumphen die Krone aufzuſetzen. Andelot hatte ſich mit dem Kern der Armee und den verſuchteſten Anführern in dieſe Stadt geworfen, wo noch überdies der gefangene Connetable in Verwahrung gehalten wurde. Die Einnahme eines ſo wichtigen Platzes hätte den Krieg auf Einmal geendigt, und darum ſparte der Herzog keine Mühe, ſie in ſeine Gewalt zu bekommen. Aber anſtatt der gehofften Lorbeern fand er an ihren Mauern das Ziel ſeiner Größe. Ein Meuchelmörder, Johann Poltrot de Mere, verwundete ihn mit vergifteten Kugeln, und machte mit dieſer blutigen That den Anfang des Trauerſpiels, welches der Fanatismus nachher in einer Reihe von ähnlichen Greuelthaten ſo ſchrecklich entwickelte. Unſtreitig wurde die calviniſche Partei in ihm eines furchtbaren Gegners, Katharina eines gefährlichen Theilhabers ihrer Macht entledigt; aber Frankreich verlor mit ihm zugleich einen Helden und einen großen Mann. Wie hoch ſich auch die Anmaßungen dieſes Fürſten verſtiegen, ſo war er doch gewiß auch der Mann für ſeine Plane; wie viel Stürme auch ſein Ehrgeiz im Staate erregt hatte, ſo fehlte demſelben doch, ſelbſt nach dem Geſtändniß ſeiner Feinde, der Schwung der Geſinnungen nicht, welcher in großen Seelen jede Leidenſchaft adelt. Wie heilig ihm auch mitten unter den verwilderten Sitten des Bürgerkriegs, wo die Gefühle der Menſchlichkeit ſonſt ſo gerne verſtummen, die Pflicht der Ehre war, beweist die Behandlung, welche er dem Prinzen von Condé

ſeinem Gefangenen nach der Schlacht bei Dreux, widerfahren ließ. Mit nicht geringem Erſtaunen ſah man die zwei erbitterten Gegner, ſo viel Jahre lang beſchäftigt, ſich zu vertilgen, durch ſo viele erlittene Beleidigungen zur Rache, ſo viele ausgeübte Feindſeligkeiten zum Mißtrauen gereizt, an einer Tafel vertraulich zuſammen ſpeiſen, und, nach der Sitte jener Zeit, in demſelbigen Bette ſchlafen.

Der Tod ihres Anführers hemmte ſchnell die Thätigkeit der katholiſchen Partei, und erleichterte Katharinens Bemühungen, die Ruhe wieder herzuſtellen. Frankreichs immer zunehmendes Elend erregte dringende Wünſche nach Frieden, wozu die Gefangenſchaft der beiden Oberhäupter, Condé und Montmorency, gegründete Hoffnung machte. Beide, gleich ungeduldig nach Freiheit, von der Königin Mutter unabläſſig zur Verſöhnung gemahnt, vereinigten ſich endlich in dem Vergleiche von Amboiſe 1563, worin das Edikt des Jänners mit wenigen Ausnahmen beſtätigt, den Reformirten die öffentliche Religionsübung in denjenigen Städten, welche ſie zur Zeit in Beſitz hatten, zugeſtanden, auf dem Lande hingegen auf die Ländereien der hohen Gerichtsherren und zu einem Privatgottesdienſt in den Häuſern des Adels eingeſchränkt, übrigens das Vergangene einer allgemeinen ewigen Vergeſſenheit überliefert ward.

So erheblich die Vortheile ſcheinen, welche der Vergleich von Amboiſe den Reformirten verſchaffte, ſo hatte Coligny dennoch vollkommen recht, ihn als ein Werk der Uebereilung von Seiten des Prinzen, und

von Seiten der Königin als ein Werk des Betrugs zu verwünſchen. Dahin waren mit dieſem unzeitigen Frieden alle glänzende Hoffnungen ſeiner Partei, die im ganzen Laufe dieſes Bürgerkriegs vielleicht noch nie ſo gegründet geweſen waren. Der Herzog von Guiſe, die Seele der katholiſchen Partei, der Marſchall von St. André, der König von Navarra im Grabe, der Connetable gefangen, die Armee ohne Anführer und ſchwierig wegen des ausbleibenden Soldes, die Finanzen erſchöpft; auf der andern Seite eine blühende Armee, Englands mächtige Hülfe, Freunde in Deutſchland, und in dem Religionseifer der franzöſiſchen Proteſtanten Hülfsquellen genug, den Krieg fortzuſetzen. Die wichtigſten Waffenplätze Lyon und Orleans, mit ſo vielem Blute erworben und vertheidigt, gingen nunmehr durch einen Federzug verloren; die Armee mußte auseinander, die Deutſchen nach Hauſe gehen. Und für alle dieſe Aufopferungen hatte man, weit entfernt, einen Schritt vorwärts zu der bürgerlichen Gleichheit der Religion zu thun, nicht einmal die vorigen Rechte zurück erhalten.

Die Auswechſelungen der gefangenen Anführer und die Verjagung der Engländer aus Havre de Grace, welche Montmorency durch die Ueberreſte des abgedankten proteſtantiſchen Heeres bewerkſtelligte, waren die erſte Frucht dieſes Friedens, und der gleiche Wetteifer beider Parteien, dieſe Unternehmung zu beſchleunigen, bewies nicht ſowohl den wiederauflebenden Gemeingeiſt der Franzoſen als die unvertilgbare Gewalt des Nationalhaſſes, den weder die Pflicht der Dankbarkeit noch

das ſtärkſte Intereſſe der Leidenſchaft überwinden konnte. Nicht ſobald war der gemeinſchaftliche Feind von dem vaterländiſchen Boden vertrieben, als alle Leidenſchaften, welche der Sektengeiſt entflammt, in ihrer vorigen Stärke zurückkehrten, und die traurigen Scenen der Zwietracht erneuerten. So gering der Gewinn auch war, den die Calviniſten aus dem neu errichteten Vergleiche ſchöpften, ſo wurde ihnen auch dieſes Wenige mißgönnt, und unter dem Vorwande, die Vergleichspunkte zur Vollziehung zu bringen, maßte man ſich an, ihnen durch eine willkührliche Auslegung die engſten Grenzen zu ſetzen. Montmorency's herrſchbegieriger Geiſt war geſchäftig, den Frieden zu untergraben, wozu er doch ſelbſt das Werkzeug geweſen war; denn nur der Krieg konnte ihn der Königin unentbehrlich machen. Der unduldſame Glaubenseifer, welcher ihn ſelbſt beſeelte, theilte ſich mehrern Befehlshabern in den Provinzen mit, und wehe den Proteſtanten in denjenigen Diſtrikten, wo ſie die Mehrheit nicht auf ihrer Seite hatten! Umſonſt reklamirten ſie die Rechte, welche der ausdrückliche Buchſtabe des Vertrags ihnen zugeſtand; der Prinz von Condé, ihr Beſchützer, von dem Netze der Königin umſtrickt und der undankbaren Rolle eines Parteiführers müde, entſchädigte ſich in der wolluſtigen Ruhe des Hoflebens für die langen Entbehrungen, welche der Krieg ſeiner herrſchenden Neigung auferlegt hatte. Er begnügte ſich mit ſchriftlichen Gegenvorſtellungen, welche, von keiner Armee unterſtützt, natürlicher Weiſe ohne Folgen blieben, während daß ein Edikt auf das andere erſchien, die geringen Freiheiten ſeiner Partei noch mehr zu beſchränken.

Mittlerweile führte Katharina den jungen König, der im Jahr 1563 für volljährig erklärt ward, in ganz Frankreich umher, um den Unterthanen ihren Monarchen zu zeigen, die Empörungsſucht der Faktionen durch die königliche Gegenwart niederzuſchlagen und ihrem Sohne die Liebe der Nation zu erwerben. Der Anblick ſo vieler zerſtörten Klöſter und Kirchen, welche von der fanatiſchen Wuth des proteſtantiſchen Pöbels furchtbare Zeugen abgaben, konnte ſchwerlich dazu dienen, dieſem jungen Fürſten einen günſtigen Begriff von der neuen Religion einzuflößen, und es iſt wahrſcheinlich genug, daß ſich bei dieſer Gelegenheit ein glühender Haß gegen die Anhänger Calvins in ſeine Seele prägte.

Indem ſich unter den mißvergnügten Parteien der Zunder zu einem neuen Kriegsfeuer ſammelte, zeigte ſich Katharina am Hofe geſchäftig, zwiſchen den nicht minder erbitterten Anführern ein Gaukelſpiel verſtellter Verſöhnung aufzuführen. Ein ſchwerer Verdacht befleckte ſchon ſeit lange die Ehre des Admirals von Coligny. Franz von Guiſe war durch die Hände des Meuchelmords gefallen, und der Untergang eines ſolchen Feindes war für den Admiral eine zu glückliche Begebenheit, als daß die Erbitterung ſeiner Gegner ſich hätte enthalten können, ihn eines Antheils daran zu beſchuldigen. Die Ausſagen des Mörders, der ſich, um ſeine eigene Schuld zu verringern, hinter den Schirm eines großen Namens flüchtete, gaben dieſem Verdacht einen Schein von Gerechtigkeit. Nicht genug, daß die bekannte Ehrliebe des Admirals dieſe Verläumdung widerlegte — es gibt Zeitumſtände, wo man an keine

Tugend glaubt. Der verwilderte Geiſt des Jahrhunderts duldete keine Stärke des Gemüths, die ſich über ihn hinweg ſchwingen wollte. Antoinette von Bourbon, die Wittwe des Ermordeten, klagte den Admiral laut und öffentlich als den Mörder an, und ſein Sohn, Heinrich von Guiſe, in deſſen jugendlicher Bruſt ſchon die künftige Größe pochte, hatte ſchon den furchtbaren Vorſatz der Rache gefaßt. Dieſen gefährlichen Zunder neuer Feindſeligkeiten erſtickte Katharinens geſchäftige Politik; denn ſo ſehr die Zwietracht den Parteien ihren Trieb nach Herrſchaft begünſtigte, ſo ſorgfältig unterdrückte ſie jeden offenbaren Ausbruch derſelben, der ſie in die Nothwendigkeit ſetzte, zwiſchen der ſtreitenden Faktionen Partei zu ergreifen, und ihrer Unabhängigkeit verluſtig zu werden. Ihrem unermüdeten Beſtreben gelang es, von der Wittwe und dem Bruder des Entleibten eine Ehrenerklärung gegen den Admiral zu erhalten, welche dieſen von der angeſchuldigten Mordthat reinigte, und zwiſchen beiden Häuſern eine verſtellte Verſöhnung bewirkte.

Aber unter dem Schleier der erkünſtelten Eintracht entwickelten ſich die Keime zu einem neuen und wüthenden Bürgerkrieg. Jeder noch ſo geringe, den Reformirten bewilligte Vortheil dünkte den eifrigen Katholiken ein nie zu verzeihender Eingriff in die Hoheit ihrer Religion, eine Entweihung des Heiligthums, ein Raub an der Kirche begangen, die auch das kleinſte von ihren Rechten ſich nicht vergeben dürfte. Kein noch ſo feierlicher Vertrag, der dieſe unverletzbaren Rechte kränkte, konnte nach ihrem Syſteme Anſpruch auf Gültigkeit

haben; und Pflicht war es jedem Rechtgläubigen, dieſer fremden fluchwürdigen Religionspartei dieſe Vorrechte, gleich einem geſtohlenen Gut, wieder zu entreißen. Indem man von Rom aus geſchäftig war, dieſe widrigen Geſinnungen zu nähren und noch mehr zu erhitzen, indem die Anführer der Katholiſchen dieſen fanatiſchen Eifer durch das Anſehen ihres Beiſpiels bewaffneten, verſäumte unglücklicher Weiſe die Gegen-Partei nichts, den Haß der Papiſten durch immer kühnere Forderungen noch mehr gegen ſich zu reizen und ihre Anſprüche in eben dem Verhältniß, als ſie jenen unerträglicher fielen, weiter auszudehnen. „Vor Kurzem,“ erklärte ſich Karl IX. gegen Coligny, „begnügtet ihr euch damit, von uns geduldet zu werden; jetzt wollt ihr gleiche Rechte mit uns haben; bald will ich erleben, daß ihr uns aus dem Königreich treibt, um das Feld allein zu behaupten.“

Bei dieſer widrigen Stimmung der Gemüther konnte ein Friede nicht beſtehen, der beide Parteien gleich wenig befriedigt hatte. Katharina ſelbſt, durch die Drohungen der Calviniſten aus ihrer Sicherheit aufgeſchreckt, dachte ernſtlich auf einen öffentlichen Bruch, und die Frage war bloß, wie die nöthige Kriegsmacht in Bewegung zu ſetzen ſey, um einen argwöhniſchen und wachſamen Feind nicht zu frühzeitig von ſeiner Gefahr zu belehren. Der Marſch einer ſpaniſchen Armee nach den Niederlanden, unter der Anführung des Herzogs von Alba, welche bei ihrem Vorüberzug die franzöſiſche Grenze berührte, gab den erwünſchten Vorwand zu der Kriegsrüſtung her, welche man gegen die innern Feinde des

Königreichs machte. Es ſchien der Klugheit gemäß, eine ſo gefährliche Macht, als der ſpaniſche Generaliſſimus commandirte, nicht unbeobachtet und unbewacht an den Pforten des Reichs vorüber ziehen zu laſſen, und ſelbſt der argwöhniſche Geiſt der proteſtantiſchen Anführer begriff die Nothwendigkeit, eine Obſervations-Armee aufzuſtellen, welche dieſe gefährlichen Gäſte im Zaum halten und die bedrohten Provinzen gegen einen Ueberfall decken könnte. Um auch ihrerſeits von dieſem Umſtande Vortheil zu ziehen, erboten ſie ſich voll Argliſt, ihre eigene Partei zum Beiſtand des Königreichs zu bewaffnen; ein Stratagem, wodurch ſie, wenn es gelungen wäre, das Nämliche gegen den Hof zu erreichen hofften, was dieſer gegen ſie ſelbſt beabſichtet hatte. In aller Eile ließ nun Katharina Soldaten werben und ein Heer von ſechstauſend Schweizern bewaffnen, über welche ſie, mit Uebergehung der Calviniſten, lauter katholiſche Befehlshaber ſetzte. Dieſe Kriegsmacht blieb, ſo lange ſein Zug dauerte, dem Herzog von Alba zur Seite, dem es nie in den Sinn gekommen war, etwas Feindliches gegen Frankreich zu unternehmen. Anſtatt aber nun nach Entfernung der Gefahr auseinander zu gehen, richteten die Schweizer ihren Marſch nach dem Herzen des Königreichs, wo man die vornehmſten Anführer der Hugenotten unvorbereitet zu überfallen hoffte. Dieſer verrätheriſche Anſchlag wurde noch zu rechter Zeit laut, und mit Schrecken erkannten die Letztern die Nähe des Abgrunds, in welchen man ſie ſtürzen wollte. Ihr Entſchluß mußte ſchnell ſeyn. Man hielt Rath bei Coligny,

in wenig Tagen ſah man die ganze Partei in Bewegung. Der Plan war, dem Hofe den Vorſprung abzugewinnen, und den König auf ſeinem Landſitz zu Monceaux aufzuheben, wo er ſich bei geringer Bedekkung in tiefer Sicherheit glaubte. Das Gerücht von dieſen Bewegungen verſcheuchte ihn nach Meaux, wohin man die Schweizer auf's Eilfertigſte beorderte. Dieſe fanden ſich zwar noch frühzeitig genug ein; aber die Reiterei des Prinzen von Condé rückte immer näher und näher, immer zahlreicher ward das Heer der Verbundenen, und drohte den König in ſeinem Zufluchtsort zu belagern. Die Entſchloſſenheit der Schweizer riß den König aus dieſer dringenden Gefahr. Sie erboten ſich, ihn mitten durch den Feind nach Paris zu führen, und Katharina bedachte ſich nicht, die Perſon des Königs ihrer Tapferkeit anzuvertrauen. Der Aufbruch geſchah gegen Mitternacht; den Monarchen nebſt ſeiner Mutter in ihrer Mitte, den ſie in einem gedrängten Viereck umſchloß, wandelte dieſe bewegliche Feſtung fort, und bildete mit vorgeſtreckten Piken eine ſtachliche Mauer, welche die feindliche Reiterei nicht durchbrechen konnte. Der herausfordernde Muth, mit dem die Schweizer einherſchritten, angefeuert durch das heilige Palladium der Majeſtät, das ihre Mitte beherbergte, ſchlug die Herzhaftigkeit des Feindes darnieder, und die Ehrfurcht vor der Perſon des Königs, welche die Bruſt der Franzoſen ſo ſpät verläßt, erlaubte dem Prinzen von Condé nicht, etwas mehr, als einige unbedeutende Scharmützel zu wagen. Und ſo erreichte der König noch an demſelben Abende Paris, und glaubte, dem Degen der

Schweizer nichts Geringeres als Leben und Freiheit zu verdanken.

Der Krieg war nun erklärt, und zwar unter der gewöhnlichen Förmlichkeit, daß man nicht gegen den König, ſondern gegen ſeine und des Staats Feinde die Waffen ergriffen habe. Unter dieſen war der Kardinal von Lothringen der Verhaßteſte, und überzeugt, daß er der proteſtantiſchen Sache die ſchlimmſten Dienſte zu leiſten pflegte, hatte man auf den Untergang dieſes Mannes ein vorzügliches Abſehen gerichtet. Glücklicher Weiſe entfloh er noch zu rechter Zeit dem Streich, welcher gegen ihn geführt werden ſollte, indem er ſeinen Hausrath der Wuth des Feindes überließ.

Die Kavallerie des Prinzen ſtand zwar im Felde, aber durch die Zurüſtungen des Königs übereilt, hatte ſie nicht Zeit gehabt, ſich mit dem erwarteten deutſchen Fußvolk zu vereinigen und eine ordentliche Armee zu formiren. So muthig der franzöſiſche Adel war, der die Reiterei des Prinzen größtentheils ausmachte, ſo wenig taugte er doch zu Belagerungen, auf welche es doch bei dieſem Kriege vorzüglich ankam. Nichts deſto weniger unternahm dieſer kleine Haufe, Paris zu berennen, drang eilfertig gegen dieſe Hauptſtadt vor, und machte Anſtalten, ſie durch Hunger zu überwältigen. Die Verheerung, welche die Feinde in der ganzen Nachbarſchaft von Paris anrichteten, erſchöpfte die Geduld der Bürger, welche den Ruin ihres Eigenthums nicht länger müßig anſehen konnten. Einſtimmig drangen ſie darauf, gegen den Feind geführt zu werden, der ſich mit jedem Tag an ihren Thoren verſtärkte.

Man mußte eilen, etwas Entſcheidendes zu thun, ehe es ihm gelang, die deutſchen Truppen an ſich zu ziehen, und durch dieſen Zuwachs das Uebergewicht zu erlangen. So kam es am zehnten November des Jahres 1567 zu dem Treffen bei St. Denis, in welchem die Calviniſten nach einem hartnäckigen Widerſtand zwar den Kürzern zogen, aber durch den Tod des Connetable, der in dieſer Schlacht ſeine merkwürdige Laufbahn beſchloß, reichlich entſchädigt wurden. Die Tapferkeit der Seinigen entriß dieſen ſterbenden General den Händen des Feindes, und verſchaffte ihm noch den Troſt, in Paris unter den Augen ſeines Herrn den Geiſt aufzugeben. Er war es, der ſeinen Beichtvater mit dieſen lakoniſchen Worten von ſeinem Sterbebette wegſchickte: „Laßt es gut ſeyn, Herr Pater! es wäre Schande, wenn ich in achtzig Jahren nicht gelernt hätte, eine Viertelſtunde lang zu ſterben.“

Die Calviniſten zogen ſich nach ihrer Niederlage bei St. Denis eilfertig gegen die lothringiſchen Grenzen des Königreichs, um die deutſchen Hülfsvölker an ſich zu ziehen, und die königliche Armee ſetzte ihnen unter dem jungen Herzog von Anjou nach. Sie litten Mangel an dem Nothwendigſten, indem es den Königlichen an keiner Bequemlichkeit fehlte, und die feindliche Jahreszeit erſchwerte ihnen die Flucht und ihren Unterhalt noch mehr. Nachdem ſie endlich unter einem unausgeſetzten Kampf mit Hunger und rauher Witterung das jenſeitige Ufer der Maas erreicht hatten, zeigte ſich keine Spur eines deutſchen Heeres, und man war nach einem ſo langwierigen beſchwerdevollen Marſche nicht

weiter, als man im Angeſicht von Paris geweſen war. Die Geduld war erſchöpft, der gemeine Mann wie der Adel murrte; kaum vermochte der Ernſt des Admirals und die Jovialität des Prinzen von Condé eine gefährliche Trennung zu verhindern. Der Prinz beſtand darauf, daß kein Heil ſey, als in der Vereinigung mit den deutſchen Völkern, und daß man ſie ſchlechterdings bis zum bezeichneten Ort der Zuſammenkunft aufſuchen müſſe. „Aber,“ fragte man ihn nachher, „wenn ſie nun auch dort nicht wären zu finden geweſen, was würden die Hugenotten alsdann vorgenommen haben?“ — „In die Hände gehaucht und die Finger gerieben, vermuthe ich,“ erwiderte der Prinz, denn es war eine ſchneidende Kälte.

Endlich näherte ſich der Pfalzgraf Kaſimir mit der ſehnlichſt erwarteten deutſchen Reiterei; aber nun befand man ſich in einer neuen und größern Verlegenheit. Die Deutſchen ſtanden in dem Ruf, daß ſie nicht eher zu fechten pflegten, als bis ſie Geld ſähen; und anſtatt der hunderttauſend Thaler, worauf ſie ſich Rechnung machten, hatte man ihnen kaum einige Tauſend anzubieten. Man lief Gefahr, im Augenblick der Vereinigung auf's Schimpflichſte von ihnen verlaſſen zu werden, und alle auf dieſen Succurs gegründeten Hoffnungen auf einmal ſcheitern zu ſehen. Hier in dieſem kritiſchen Moment nahm der Anführer der Franzoſen ſeine Zuflucht zu der Eitelkeit ſeiner Landsleute und ihrer zarten Empfindlichkeit für die Nationalehre; und ſeine Hoffnung täuſchte ihn nicht. Er geſtand den Offizieren ſein Unvermögen, die Forderungen der Deutſchen zu

befriedigen, und ſprach ſie um Unterſtützung an. Dieſe beriefen die Gemeinen zuſammen, entdeckten denſelben die Noth des Generals, und ſtrengten alle ihre Beredſamkeit an, ſie zu einer Beiſteuer zu ermuntern. Sie wurden dabei auf's Nachdrücklichſte von den Predigern unterſtützt, die mit dreiſter Stirn zu beweiſen ſuchten, daß es die Sache Gottes ſey, die ſie durch ihre Mildthätigkeit beförderten. Der Verſuch glückte, der geſchmeichelte Soldat beraubte ſich freiwillig ſeines Putzes, ſeiner Ringe und aller ſeiner Koſtbarkeiten; ein allgemeiner Wetteifer ſtellte ſich ein, und es brachte Schande, von ſeinen Kameraden an Großmuth übertroffen zu werden. Man verwandelte Alles in Geld, und brachte eine Summe von faſt hunderttauſend Livres zuſammen, mit der ſich die Deutſchen einſtweilen abfinden ließen. Gewiß das einzige Beiſpiel ſeiner Art in der Geſchichte, daß eine Armee die andere beſoldete! Aber der Hauptzweck war doch nun erreicht, und beide vereinigte Heere erſchienen nunmehr am Anfang des Jahrs 1568 wieder auf franzöſiſchem Boden.

Ihre Macht war jetzt beträchtlich, und wuchs noch mehr durch die Verſtärkung an, welche ſie aus allen Enden des Königreichs an ſich zogen. Sie belagerten Chartres, und ängſtigten die Hauptſtadt ſelbſt durch ihre angedrohte Erſcheinung. Aber Condé zeigte bloß die Stärke ſeiner Partei, um dem Hof einen deſto günſtigern Vergleich abzulocken. Mit Widerwillen hatte er ſich den Laſten des Kriegs unterzogen, und wünſchte ſehnlich den Frieden, der ſeinem Hang zum Vergnügen weit mehr Befriedigung verſprach. Er ließ ſich deßwegen

auch zu den Unterhandlungen bereitwillig finden, welche Katharina von Medicis, um Zeit zu gewinnen, eingeleitet hatte. Wie viel Urſache auch die Reformirten hatten, ein Mißtrauen in die Anerbietungen dieſer Fürſtin zu ſetzen, und wie wenig ſie durch die bisherigen Verträge gebeſſert waren, ſo begaben ſie ſich doch zum zweiten Mal ihres Vortheils, und ließen unter fruchtloſen Negociationen die koſtbare Zeit zu kriegeriſchen Unternehmungen verſtreichen. Das zu rechter Zeit ausgeſtreute Geld der Königin verminderte mit jedem Tage die Armee; und die Unzufriedenheit der Truppen, welche Katharina geſchickt zu nähren wußte, nöthigte die Anführer am zehnten März 1568 zu einem unreifen Frieden. Der König verſprach eine allgemeine Amneſtie, und beſtätigte das Edikt des Jänners 1562, das die Reformirten begünſtigte. Zugleich machte er ſich anheiſchig, die deutſchen Völker zu befriedigen, die noch beträchtliche Rückſtände zu fordern hatten; aber bald entdeckte ſich, daß er mehr verſprochen hatte, als er halten konnte. Man glaubte, ſich dieſer fremden Gäſte nicht ſchnell genug entledigen zu können, und doch wollten ſie ohne Geld nicht von dannen ziehen. Ja, ſie drohten, Alles mit Feuer und Schwert zu verheeren, wenn man ihnen den ſchuldigen Sold nicht entrichtete. Endlich, nachdem man ihnen einen Theil der verlangten Summe auf Abſchlag bezahlt und den Ueberreſt noch während ihres Marſches nachzuliefern verſprochen hatte, traten ſie ihren Rückzug an, und der Hof ſchöpfte Muth, je mehr ſie ſich von dem Centrum des Reichs entfernten. Kaum aber fanden ſie, daß die

verſprochenen Zahlungen unterblieben, ſo erwachte ihre Wuth auf's Neue, und alle Landſtriche, durch welche ſie kamen, mußten die Wortbrüchigkeit des Hofes entgelten. Die Gewaltthätigkeiten, die ſie ſich bei dieſem Durchzuge erlaubten, zwangen die Königin, ſich mit ihnen abzufinden, und, mit ſchwerer Beute beladen, räumten ſie endlich das Reich. Auch die Anführer der Reformirten zerſtreuten ſich nach abgeſchloſſenem Frieden jeder in ſeine Provinz auf ſeine Schlöſſer, und gerade dieſe Trennung, welche man als gefährlich und unklug beurtheilte, rettete ſie vom Verderben. Bei allen noch ſo ſchlimmen Anſchlägen, die man gegen ſie gefaßt hatte, durfte man ſich an keinem Einzigen unter ihnen vergreifen, wenn man nicht Alle zugleich zu Grunde richten konnte. Um aber Alle zugleich aufzuheben, hätte man, wie Laboureur ſagt, das Netz über ganz Frankreich ausbreiten müſſen.

Die Waffen ruhten jetzt auf eine Zeitlang, aber nicht ſo die Leidenſchaften; es war bloß die bedenkliche Stille vor dem heranziehenden Sturme. Die Königin, von dem Joch eines mürriſchen Montmorency und eines gebieteriſchen Herzogs von Guiſe befreit, regierte mit dem überlegenen Anſehen der Mutter und Staatsverſtändigen beinahe unumſchränkt unter ihrem zwar mündigen, aber der Führung noch ſo bedürftigen Sohn, und ſie ſelbſt wurde von den verderblichen Rathſchlägen des Kardinals von Lothringen geleitet. Der überwiegende Einfluß dieſes unduldſamen Prieſters unterdrückte bei ihr allen Geiſt der Mäßigung, nach dem ſie bisher gehandelt hatte. Zugleich mit den Umſtänden hatte ſie

auch ihre ganze Staatskunſt verändert. Voll Schonung gegen die Reformirten, ſo lange ſie noch ihrer Hülfe bedurfte, um dem Ehrgeize eines Guiſe und Montmorency ein Gegengewicht zu geben, überließ ſie ſich nunmehr ganz ihrem natürlichen Abſcheu gegen dieſe aufſtrebende Sekte, ſobald ihre Herrſchaft befeſtigt war. Sie gab ſich keine Mühe, dieſe Geſinnungen zu verbergen, und die Inſtruktionen, die ſie den Gouverneurs der Provinzen ertheilte, athmeten dieſen Geiſt. Sie ſelbſt verfolgte jetzt diejenige Partei unter den Katholiſchen, die für Duldung und Frieden geſtimmt, und deren Grundſätze ſie in den vorhergehenden Jahren ſelbſt zu den ihrigen gemacht hatte. Der Kanzler wurde von dem Antheil an der Regierung entfernt, und endlich gar auf ſeine Güter verwieſen. Man bezeichnete ſeine Anhänger mit dem zweideutigen Namen der Politiker, der auf ihre Gleichgültigkeit gegen das Intereſſe der Kirche anſpielte, und den Vorwurf enthielt, als ob ſie die Sache Gottes bloß weltlichen Rückſichten aufopferten. Dem Fanatismus der Geiſtlichkeit wurde vollkommene Freiheit gegeben, von Kanzeln, Beichtſtühlen und Altären auf die Sektirer loszuſtürmen; und jedem tollkühnen Schwärmer aus der katholiſchen Kleriſei war erlaubt, in öffentlichen Reden den Frieden anzugreifen, und die verabſcheuungswürdige Maxime zu predigen, daß man Ketzern keine Treue noch Glauben ſchuldig ſey. Es konnte nicht fehlen, daß bei ſolchen Aufforderungen der blutdürſtige Geiſt des Fanatismus bei dem ſo leicht entzündbaren Volk der Franzoſen nur allzuſchnell Feuer fing, und in die wildeſten

Bewegungen ausbrach. Mißtrauen und Argwohn zerriſſen die heiligſten Bande; der Meuchelmord ſchliff ſeinen Dolch im Innern der Häuſer, und auf dem Lande, wie in den Städten, in den Provinzen wie in Paris wurde die Fackel der Empörung geſchwungen.

Die Calviniſten ließen es ihrerſeits nicht an den bitterſten Repreſſalien fehlen; doch, an Anzahl zu ſchwach, hatten ſie dem Dolch der Katholiken bloß ihre Federn entgegen zu ſetzen. Vor Allem ſahen ſie ſich nach feſten Zufluchtsörtern um, wenn der Kriegsſturm auf's Neue ausbrechen ſollte. Zu dieſem Zweck war ihnen die Stadt Rochelle am weſtlichen Ocean ſehr gelegen; eine mächtige Seeſtadt, welche ſich ſeit ihrer freiwilligen Unterwerfung unter franzöſiſche Herrſchaft der wichtigſten Privilegien erfreute, und beſeelt mit republikaniſchem Geiſte, durch einen ausgebreiteten Handel bereichert, durch eine gute Flotte vertheidigt, durch das Meer mit England und Holland verbunden, ganz vorzüglich dazu gemacht war, der Sitz eines Freiſtaats zu ſeyn, und der verfolgten Partei der Hugenotten zum Mittelpunkt zu dienen. Hierher verpflanzten ſie die Hauptſtärke ihrer Macht, und es gelang ihnen viele Jahre lang, hinter den Wällen dieſer Feſtung der ganzen Macht Frankreichs zu trotzen.

Nicht lange ſtand es an, ſo mußte der Prinz von Condé ſelbſt ſeine Zuflucht in Rochelle's Mauern ſuchen. Katharina, um demſelben alle Mittel zum Krieg zu rauben, forderte von ihm die Wiedererſtattung der beträchtlichen Geldſummen, die ſie in ſeinem Namen den deutſchen Hülfsvölkern vorgeſtreckt hatte, und für

die er mit den übrigen Anführern Bürge geworden war. Der Prinz konnte nicht Wort halten, ohne zum Bettler zu werden, und Katharina, die ihn auf's Aeußerſte bringen wollte, beſtand auf der Zahlung. Das Unvermögen des Prinzen, dieſe Schuld zu entrichten, berechtigte ſie zu einem Bruch der Traktaten, und der Marſchall von Tavannes erhielt Befehl, den Prinzen auf ſeinem Schloß Noyers in Burgund aufzuheben. Schon war die ganze Provinz von den Soldaten der Königin erfüllt, alle Zugänge zu dem Landſitze des Prinzen verſperrt, alle Wege zur Flucht abgeſchnitten, als Tavannes ſelbſt, der zum Untergang des Prinzen nicht gern die Hand bieten wollte, Mittel fand, ihn von der nahen Gefahr zu belehren und ſeine Flucht zu befördern. Condé entwiſchte durch die offen gelaſſenen Päſſe glücklich mit dem Admiral Coligny und ſeiner ganzen Familie, und erreichte Rochelle am 18. September 1568. Auch die verwittwete Königin von Navarra, Mutter Heinrichs IV., welche Montlüc hatte aufheben ſollen, rettete ſich mit ihrem Sohn, ihren Truppen und ihren Schätzen in dieſe Stadt, welche ſich in kurzer Zeit mit einer kriegeriſchen und zahlreichen Mannſchaft anfüllte. Der Kardinal von Chatillon entfloh in Matroſenkleidern nach England, wo er ſeiner Partei durch Unterhandlung nützlich wurde, und die übrigen Häupter derſelben ſäumten nicht, ihre Anhänger zu bewaffnen, und die Deutſchen auf's Eilfertigſte zurück zu berufen. Beide Theile greifen zum Gewehre, und der Krieg kehrt in ſeiner ganzen Furchtbarkeit zurück. Das Edikt des Jänners wird förmlich widerrufen, die Verfolgung mit

größerer Wuth gegen die Reformirten erneuert, jede Ausübung der neuen Religion bei Todesſtrafe unterſagt. Alle Schonung, alle Mäßigung hört auf, und Katharina, ihrer wahren Stärke vergeſſend, wagt an die ungewiſſen Entſcheidungen der blinden Gewalt die gewiſſen Vortheile, welche ihr die Intrigue verſchaffte.

Ein kriegeriſcher Eifer beſeelte die ganze reformirte Partei, und die Wortbrüchigkeit des Hofs, die unerwartete Aufhebung aller ihnen günſtigen Verordnungen ruft mehr Soldaten in's Feld, als alle Ermahnungen ihrer Anführer und alle Predigten ihrer Geiſtlichkeit nicht vermocht haben würden. Alles wird Bewegung nnd Leben, ſobald die Trommel ertönt. Fahnen wehen auf allen Straßen; aus allen Enden des Königreichs ſieht man bewaffnete Schaaren gegen den Mittelpunkt zuſammen ſtrömen. Mit der Menge der erlittenen und erwieſenen Kränkungen iſt die Wuth der Streiter geſtiegen; ſo viele zerriſſene Verträge, ſo viele getäuſchte Erwartungen hatten die Gemüther unverſöhnlich gemacht, und längſt ſchon war der Charakter der Nation in der langen Anarchie des bürgerlichen Krieges verwildert. Daher keine Mäßigung, keine Menſchlichkeit, keine Achtung gegen das Völkerrecht, wenn man einen Vortheil über den Feind erlangte; weder Stand noch Alter wird geſchont, und der Marſch der Truppen überall durch verwüſtete Felder und eingeäſcherte Dörfer bezeichnet. Schrecklich empfindet die katholiſche Geiſtlichkeit die Rache des Hugenottenpöbels, und nur das Blut dieſer unglücklichen Schlachtopfer kann die finſtere Grauſamkeit dieſer rohen Schaaren erſättigen. An

Klöſtern und Kirchen rächen ſie die Unterdrückungen, welche ſie von der herrſchenden Kirche erlitten hatten. Das Ehrwürdige iſt ihrer blinden Wuth nicht ehrwürdig, das Heilige nicht heilig; mit barbariſcher Schadenfreude entkleiden ſie die Altäre ihres Schmuckes, zerbrechen und entweihen ſie die heiligen Gefäße, zerſchmettern ſie die Bildſäulen der Apoſtel und Heiligen, und ſtürzen die herrlichſten Tempel in Trümmer. Ihre Mordgier öffnet ſich die Zellen der Mönche und Nonnen, und ihre Schwerter werden mit dem Blute dieſer Unſchuldigen befleckt. Mit erfinderiſcher Wuth ſchärften ſie durch den bitterſten Hohn noch die Qualen des Todes, und oft konnte der Tod ſelbſt ihre thieriſche Luſt nicht ſtillen. Sie verſtümmelten ſelbſt noch die Leichname, und einer unter ihnen hatte den raſenden Geſchmack, ſich aus den Ohren der Mönche, die er niedergemacht hatte, ein Halsband zu verfertigen, und es öffentlich als ein Ehrenzeichen zu tragen. Ein anderer ließ eine Hydra auf ſeine Fahnen malen, deren Köpfe mit Kardinalshüten, Biſchofsmützen und Mönchskapuzzen auf das Seltſamſte ausſtaffirt waren. Er ſelbſt war daneben als ein Herkules abgebildet, der alle dieſe Köpfe mit ſtarken Fäuſten herunterſchlug. Kein Wunder, wenn ſo handgreifliche Symbole die Leidenſchaften eines fanatiſchen rohen Haufens noch heftiger entflammten, und dem Geiſt der Grauſamkeit eine immerwährende Nahrung gaben. Die Ausſchweifungen der Hugenotten wurden von den Papiſten durch ſchreckliche Repreſſalien erwidert, und wehe dem Unglücklichen, der lebendig in ihre Hände fiel. Sein Urtheil war

einmal für immer geſprochen, und eine freiwillige Unterwerfung konnte ſein Verderben höchſtens nur wenige Stunden verzögern.

Mitten im Winter brachen beide Armeen, die königliche unter dem jungen Herzog von Anjou, dem der kriegserfahrene Tavannes an die Seite gegeben war, und die proteſtantiſche unter Condé und Coligny auf, und ſtießen bei Loudûn ſo nahe an einander, daß weder Fluß noch Graben ihre Schlachtordnungen trennte. Vier Tage blieben ſie in dieſer Stellung einander gegenüber ſtehen, ohne etwas Entſcheidendes zu wagen, weil die Kälte zu ſtreng war. Der zunehmende Froſt zwang endlich die Königlichen zuerſt zum Aufbruch; die Hugenotten folgten ihrem Beiſpiel, und der ganze Feldzug endigte ſich ohne Entſcheidung.

Unterdeſſen verſäumten die Letztern nicht, in der Ruhe der Winterquartiere neue Kräfte zu dem folgenden Feldzug zu ſammeln. Sie hatten die eroberten Provinzen glücklich behauptet, und viele andere Städte des Königreichs erwarteten bloß einen günſtigen Augenblick, um ſich laut für ſie zu erklären. Anſehnliche Summen wurden aus dem Verkauf der Kirchengüter und den Confiskationen gezogen und von den Provinzen beträchtliche Steuern erhoben. Mit Hülfe derſelben ſah ſich der Prinz von Condé in den Stand geſetzt, ſeine Armee zu verſtärken und in eine blühende Verfaſſung zu ſetzen. Fähige Generale commandirten unter ihm, und ein tapferer Adel hatte ſich unter ſeinen Fahnen verſammelt. Zugleich waren ſeine Agenten, in England ſowohl als in Deutſchland, geſchäftig, ſeine

dortigen Bundesgenoſſen zu bewaffnen und ſeine Geg= ner neutral zu erhalten. Es gelang ihm, Truppen, Geld und Geſchütz aus England zu ziehen, und aus Deutſchland führten ihm der Markgraf von Baden und der Herzog von Zweibrücken beträchtliche Hülfsvölker zu, ſo daß er ſich mit dem Antritt des Jahrs 1569 an der Spitze einer furchtbaren Macht erblickte, die einen merkwürdigen Feldzug verſprach.

Er hatte ſich eben aus den Winterquartieren hervor= gemacht, um den deutſchen Truppen den Eintritt in das Königreich zu öffnen, als ihn die königliche Armee am 13. März d. J. unweit Jarnac an der Grenze von Limouſin unter ſehr nachtheiligen Umſtänden zum Tref= fen nöthigte. Abgeſchnitten von dem Ueberreſt ſeiner Armee, wurde er von der ganzen königlichen Macht angegriffen, und ſein kleiner Haufe, des tapferſten Wi= derſtandes ungeachtet, von der überlegenen Zahl über= wältigt. Er ſelbſt, ob ihm gleich der Schlag eines Pferdes einige Augenblicke vor der Schlacht das Bein zerſchmetterte, kämpfte mit der heldenmüthigſten Ta= pferkeit, und von ſeinem Pferde herabgeriſſen, ſetzte er noch eine Zeitlang auf der Erde knieend das Gefecht fort, bis ihn endlich der Verluſt ſeiner Kräfte zwang, ſich zu ergeben. Aber in dieſem Augenblick nähert ſich ihm Montesquiou, ein Kapitän von der Garde des Herzogs von Anjou, von hinten, und tödtet ihn meu= chelmörderiſch mit einer Piſtole.

Und ſo hatte auch Condé mit allen damaligen Häuptern der Parteien das Schickſal gemein, daß ein gewaltſamer Tod ihn dahinraffte. Franz von Guiſe war

durch Meuchelmördershand vor Orleans gefallen, Anton von Navarra bei der Belagerung von Rouen, der Marſchall von St. André in der Schlacht bei Dreux und der Connetable bei St. Denis geblieben. Den Admiral erwartete ein ſchrecklicheres Loos in der Bartholomäus-Nacht, und Heinrich von Guiſe ſank wie ſein Vater unter dem Dolche der Verrätherei.

Der Tod ihres Anführers war ein empfindlicher Schlag für die proteſtantiſche Partei, aber bald zeigte ſich's, daß die katholiſche zu früh triumphirt hatte. Condé hatte ſeiner Partei große Dienſte geleiſtet, aber ſein Verluſt war nicht unerſetzlich. Noch lebte das heldenreiche Geſchlecht der Chatillons, und der ſtandhafte, unternehmende, an Hülfsquellen unerſchöpfliche Geiſt des Admirals von Coligny riß ſie bald wieder aus ihrer Erniedrigung empor. Es war mehr ein Name, als ein Oberhaupt, was die Hugenotten durch den Tod des Prinzen Ludwig von Condé verloren; aber auch ſchon ein Name war ihnen wichtig und unentbehrlich, um den Muth der Partei zu beleben und ſich ein Anſehen in dem Königreich zu erwerben. Der nach Unabhängigkeit ſtrebende Geiſt des Adels ertrug mit Widerwillen das Joch eines Führers, der nur ſeines Gleichen war, und ſchwer, ja unmöglich ward es einem Privatmann, dieſe ſtolze Soldateske im Zaum zu erhalten. Dazu gehörte ein Fürſt, den ſeine Geburt ſchon über jede Concurrenz hinwegrückte, und der eine erbliche und unbeſtrittene Gewalt über die Gemüther ausübte. Und auch dieſer fand ſich nun in der Perſon des jungen Heinrichs von Bourbon, des Helden dieſes

Werks, den wir jetzt zum erſten Male auf die politiſche Schaubühne führen.

Heinrich der Vierte, der Sohn Antons von Navarra und Johannens von Albret, war im Jahre 1553 zu Pau in der Provinz Bearn geboren. Schon von den früheſten Jahren einer harten Lebensart unterworfen, ſtählte ſich ſein Körper zu ſeinen künftigen Kriegsthaten. Eine einfache Erziehung und ein zweckmäßiger Unterricht entwickelten ſchnell die Keime ſeines lebhaften Geiſtes. Sein junges Herz ſog ſchon mit der Muttermilch den Haß gegen das Papſtthum und gegen den ſpaniſchen Despotismus ein; der Zwang der Umſtände machte ihn ſchon in den Jahren der Unſchuld zum Anführer von Rebellen. Ein früher Gebrauch der Waffen bildete ihn zum künftigen Helden, und frühes Unglück zum vortrefflichen König. Das Haus der Valois, welches Jahrhunderte lang über Frankreich geherrſcht hatte, neigte ſich unter den ſchwächlichen Söhnen Heinrichs II. zum Untergang, und wenn dieſe drei Brüder dem Reich keinen Erben gaben, ſo rief die Verwandtſchaft mit dem regierenden Hauſe, ob ſie gleich nur im 21ſten Grade ſtatt hatte, das Haus von Navarra auf den Thron. Die Ausſicht auf den glänzendſten Thron Europens umſchimmerte ſchon Heinrichs IV. Wiege, aber ſie war es auch, die ihn ſchon in der früheſten Jugend den Nachſtellungen mächtiger Feinde bloßſtellte. Philipp II., König von Spanien, der unverſöhnlichſte aller Feinde des proteſtantiſchen Glaubens, konnte nicht mit Gelaſſenheit zuſehen, daß die verhaßte Sekte der Neuerer von dem herrlichſten aller chriſtlichen

Throne Beſitz nahm, und durch denſelben ein entſcheidendes Uebergewicht der Macht in Europa erlangte. Und er war um ſo weniger geneigt, die franzöſiſche Krone dem ketzeriſchen Geſchlecht von Navarra zu gönnen, da ihn ſelbſt nach dieſer koſtbaren Erwerbung gelüſtete. Der junge Heinrich ſtand ſeinen ehrgeizigen Hoffnungen im Wege, und ſeine Beichtväter überzeugten ihn, daß es verdienſtlich ſey, einen Ketzer zu berauben, um ein ſo großes Königreich im Gehorſam gegen den apoſtoliſchen Stuhl zu erhalten. Ein ſchwarzes Complot ward nun mit Zuziehung des berüchtigten Herzogs von Alba und des Kardinals von Lothringen geſchmiedet, den jungen Heinrich mit ſeiner Mutter aus ihren Staaten zu entführen, und in ſpaniſche Hände zu liefern. Ein ſchreckliches Schickſal erwartete dieſe Unglücklichen in den Händen dieſes blutgierigen Feindes, und ſchon jauchzte die ſpaniſche Inquiſition dieſem wichtigen Schlachtopfer entgegen. Aber Johanna ward noch zu rechter Zeit, und zwar, wie man behauptet, durch Philipps eigene Gemahlin, Eliſabeth, gewarnt, und der Anſchlag in der Entſtehung vereitelt. Eine ſo ſchwere Gefahr umſchwebte das Haupt des Knaben, und weihte ihn ſchon frühe zu den harten Kämpfen und Leiden ein, die er in der Folge beſtehen ſollte.

Jetzt, als die Nachricht von dem Tode des Prinzen von Condé die Anführer der Proteſtanten in Beſtürzung und Verlegenheit ſetzte, die ganze Partei ſich ohne Oberhaupt, die Armee ohne Führer ſah, erſchien die heldenmüthige Johanna mit dem ſechzehnjährigen Heinrich und dem älteſten Sohn des ermordeten Condé,

der um einige Jahre jünger war, zu Cognac in Angoumois, wo die Armee und die Anführer verſammelt waren. Beide Knaben an den Händen führend, trat ſie vor die Truppen, und machte ſchnell ihrer Unentſchloſſenheit ein Ende: „Die gute Sache," hub ſie an, „hat an dem Prinzen von Condé einen vortrefflichen Beſchützer verloren, aber ſie iſt nicht mit ihm untergegangen. Gott wacht über ſeine Verehrer. Er gab dem Prinzen von Condé tapfre Streitgefährten an die Seite, da er noch lebend unter uns wandelte; er gibt ihm heldenmüthige Offiziere zu Nachfolgern, die ſeinen Verluſt uns vergeſſen machen werden. Hier iſt der junge Bearner, mein Sohn. Ich biete ihn euch an zum Fürſten, hier iſt der Sohn des Mannes, deſſen Verluſt ihr betrauert. Euch übergeb' ich Beide. Möchten ſie ihrer Ahnherren werth ſeyn durch ihre künftigen Thaten! Möchte der Anblick dieſer heiligen Pfänder euch Einigkeit lehren, und begeiſtern zum Kampf für die Religion!"

Ein lautes Geſchrei des Beifalls antwortete der königlichen Rednerin, worauf der junge Heinrich mit edlem Anſtand das Wort nahm: „Freunde!" rief er aus, „ich gelobe euch an, für die Religion und die gemeine Sache zu ſtreiten, bis uns Sieg oder Tod die Freiheit verſchafft haben, um die es uns Allen zu thun iſt." Sogleich wurde er zum Oberhaupt der Partei uud zum Führer der Armee ausgerufen, und empfing als ſolcher die Huldigung. Die Eiferſucht der übrigen Anführer verſtummte, und bereitwillig unterwarf man ſich jetzt der Führung des Admirals von

Coligny, der dem jungen Helden ſeine Erfahrung lieh, und unter dem Namen ſeines Pupillen das Ganze beherrſchte.

Die deutſchen Proteſtanten, immer die vornehmſte Stütze und die letzte Zuflucht ihrer Glaubensbrüder in Frankreich, waren es auch jetzt, die nach dem unglücklichen Tage bei Jarnac das Gleichgewicht der Waffen zwiſchen den Hugenotten und Katholiſchen wieder herſtellen halfen. Der Herzog Wolfgang von Zweibrücken brach mit einem dreizehntauſend Mann ſtarken Heere in das Königreich ein, durchzog mitten unter Feinden, nicht ohne große Hinderniſſe, faſt den ganzen Strich zwiſchen dem Rhein und dem Weltmeer, und hatte die Armee der Reformirten beinahe erreicht, als der Tod ihn dahinraffte. Wenige Tage nachher vereinigte ſich der Graf von Mannsfeld, ſein Nachfolger im Commando (im Junius 1569), in der Provinz Guienne mit dem Admiral von Coligny, der ſich nach einer ſo beträchtlichen Verſtärkung wieder im Stande ſah, den Königlichen die Spitze zu bieten. Aber mißtrauiſch gegen das Glück, deſſen Unbeſtändigkeit er ſo oft erfahren hatte, und ſeines Unvermögens ſich bewußt, bei ſo geringen Hülfsmitteln einen erſchöpfenden Krieg auszuhalten, verſuchte er noch vorher, auf einem friedlichen Wege zu erhalten, was er allzu mißlich fand, mit den Waffen in der Hand zu erzwingen. Der Admiral liebte aufrichtig den Frieden, ganz gegen die Sinnesart der Anführer von Parteien, die die Ruhe als das Grab ihrer Macht betrachten, und in der allgemeinen Verwirrung ihre Vortheile finden.

Mit Widerwillen übte er die Bedrückungen aus, die ſein Poſten, die Noth und die Pflicht der Selbſtvertheidigung erheiſchten, und gern hätte er ſich überhoben geſehen, mit dem Degen in der Fauſt eine Sache zu verfechten, die ihm gerecht genug ſchien, um durch Vernunftgründe vertheidigt zu werden. Er machte jetzt dem Hofe die dringendſten Vorſtellungen, ſich des allgemeinen Elendes zu erbarmen, und den Reformirten, die nichts als die Beſtätigung der ehemaligen, ihnen günſtigen Edikte verlangten, ein ſo billiges Geſuch zu gewähren. Dieſen Vorſchlägen glaubte er um ſo eher eine günſtige Aufnahme verſprechen zu können, da ſie nicht Werk der Verlegenheit waren, ſondern durch eine anſehnliche Macht unterſtützt wurden. Aber das Selbſtvertrauen der Katholiken war mit ihrem Glücke geſtiegen. Man forderte eine unbedingte Unterwerfung, und ſo blieb es denn bei der Entſcheidung des Schwerts.

Um die Stadt Rochelle und die Beſitzungen der Proteſtanten längs der dortigen Seeküſte vor einem Angriffe ſicher zu ſtellen, rückte der Admiral mit ſeiner ganzen Macht vor Poitiers, welche Stadt er ihres großen Umfanges wegen keines langen Widerſtandes fähig glaubte. Aber auf die erſte Nachricht der ſie bedrohenden Gefahr hatten ſich die Herzoge von Guiſe und von Mayenne, würdige Söhne des verſtorbenen Franz von Guiſe, nebſt einem zahlreichen Adel in dieſe Stadt geworfen, entſchloſſen, ſie bis auf's Aeußerſte zu vertheidigen. Fanatismus und Erbitterung machten dieſe Belagerung zu einer der blutigſten Handlungen im ganzen Laufe des Krieges, und die

Hartnäckigkeit des Angriffs konnte gegen den beharrlichen Widerſtand der Beſatzung nichts ausrichten.

Trotz der Ueberſchwemmungen, die die Außenwerke unter Waſſer ſetzten, trotz des feindlichen Feuers und des ſiedenden Oels, das von den Wällen herab auf ſie regnete, trotz des unüberwindlichen Widerſtandes, den der ſchroffe Abhang der Werke und die heroiſche Tapferkeit der Beſatzung ihnen entgegenſetzte, wiederholten die Belagerer ihre Stürme, ohne jedoch mit allen dieſen Anſtrengungen einen einzigen Vortheil erkaufen, oder die Standhaftigkeit der Belagerten ermüden zu können. Vielmehr zeigten dieſe durch wiederholte Ausfälle, wie wenig ihr Muth zu erſchöpfen ſey. Ein reicher Vorrath von Kriegs- und Mundbedürfniſſen, den man Zeit gehabt hatte, in der Stadt aufzuhäufen, ſetzte ſie in Stand, auch der langwierigſten Belagerung zu trotzen, da im Gegentheil Mangel, üble Witterung und Seuchen im Lager der Reformirten bald große Verwüſtungen anrichteten. Die Ruhr raffte einen großen Theil der deutſchen Kriegsvölker dahin, und warf endlich ſelbſt den Admiral von Coligny darnieder, nachdem die meiſten unter ihm ſtehenden Befehlshaber zum Dienſt unbrauchbar gemacht waren. Da bald darauf auch der Herzog von Anjou im Feld erſchien, und Chatellerault, einen feſten Ort in der Nachbarſchaft, wohin man die Kranken geflüchtet hatte, mit einer Belagerung bedrohte, ſo ergriff der Admiral dieſen Vorwand, ſeiner unglücklichen Unternehmung noch mit einigem Schein von Ehre zu entſagen. Es gelang ihm auch, den Verſuch des Herzogs auf Chatellerault zu vereiteln; aber die

immer mehr anwachſende Macht des Feindes nöthigte ihn bald, auf ſeinen Rückzug zu denken.

Alles vereinigte ſich, die Standhaftigkeit dieſes groſſen Mannes zu erſchüttern. Er hatte wenige Wochen nach dem Unglück bei Jarnac ſeinen Bruder d'Andelot durch den Tod verloren, den treuſten Theilnehmer ſeiner Unternehmungen und ſeinen rechten Arm im Felde. Jetzt erfuhr er, daß das Pariſer Parlament — dieſer Gerichtshof, der zuweilen ein wohlthätiger Damm gegen die Unterdrückung, oft aber auch ein verächtliches Werkzeug derſelben war — ihm als einem Aufrührer und Beleidiger der Majeſtät das Todesurtheil geſprochen, und einen Preis von fünfzigtauſend Goldſtücken auf ſeinen Kopf geſetzt habe. Abſchriften dieſes Urtheils wurden nicht nur in ganz Frankreich, ſondern auch durch Ueberſetzungen in ganz Europa zerſtreut, um durch den Schimmer der verſprochenen Belohnung Mörder aus andern Ländern anzulocken, wenn ſich etwa in dem Königreich ſelbſt zu Vollziehung dieſes Bubenſtücks keine entſchloſſene Fauſt finden ſollte. Aber ſie fand ſich ſelbſt im Gefolge des Admirals, und ſein eigener Kammerdiener war es, der einen Anſchlag gegen ſein Leben ſchmiedete. Dieſe nahe Gefahr wurde zwar durch eine zeitige Entdeckung noch von ihm abgewandt, aber der unſichtbare Dolch der Verrätherei verſcheuchte von jetzt an ſeine Ruhe auf immer.

Dieſe Widerwärtigkeiten, die ihn ſelbſt betrafen, wurden durch die Laſt ſeines Heerführeramtes und durch die öffentlichen Unfälle ſeiner Partei noch drückender gemacht. Durch Deſertion, Krankheiten und das Schwert

des Feindes war ſeine Armee ſehr geſchmolzen, während daß die königliche immer mehr anwuchs und immer hitziger ihn verfolgte. Die Ueberlegenheit der Feinde war viel zu groß, als daß er es auf den bedenklichen Ausſchlag eines Treffens durfte ankommen laſſen, und doch verlangten dieſes die Soldaten, beſonders die Deutſchen, mit Ungeſtüm. Sie ließen ihm die Wahl, entweder zu ſchlagen, oder ihnen den rückſtändigen Sold zu bezahlen; und da ihm das Letztere unmöglich war, ſo mußte er ihnen nothgedrungen in dem Erſtern willfahren.

Die Armee des Herzogs von Anjou überraſchte ihn (am 3. October des Jahrs 1569) bei Moncontour in einer ſehr ungünſtigen Stellung, und beſiegte ihn in einer entſcheidenden Schlacht. Alle Entſchloſſenheit des proteſtantiſchen Adels, alle Tapferkeit der Deutſchen, alle Geiſtesgegenwart des Generals konnte die völlige Niederlage ſeines Heers nicht verhindern. Beinahe die ganze deutſche Infanterie ward niedergehauen, der Admiral ſelbſt verwundet, der Reſt der Armee zerſtreut, der größte Theil des Gepäckes verloren. Keinen unglücklichern Tag hatten die Hugenotten während dieſes ganzen Krieges erlebt. Die Prinzen von Bourbon rettete man noch während der Schlacht nach St. Jean d'Angely, wo ſich auch der geſchlagene Coligny mit dem kleinen Ueberreſt der Truppen einfand. Von einem fünf und zwanzig tauſend Mann ſtarken Heere konnte er kaum ſechstauſend wieder ſammeln; dennoch hatte der Feind wenig Gefangene gemacht. Die Wuth des Bürgerkrieges machte alle Gefühle der Menſchlichkeit

ſchweigen, und die Rachbegier der Katholiſchen konnte nur durch das Blut ihrer Gegner geſättigt werden. Mit kalter Grauſamkeit ſtieß man den, der die Waffen ſtreckte und um Quartier bat, nieder; die Erinnerung an eine ähnliche Barbarei, welche die Hugenotten gegen die Papiſten bewieſen hatten, machte die Letztern unverſöhnlich.

Die Muthloſigkeit war jetzt allgemein, und man hielt Alles für verloren. Viele ſprachen ſchon von einer gänzlichen Flucht aus dem Königreich, und wollten ſich in Holland, in England, in den nordiſchen Reichen ein neues Vaterland ſuchen. Ein großer Theil des Adels verließ den Admiral, dem es an Geld, an Mannſchaft, an Anſehen, an Allem, nur nicht an Heldenmuth fehlte. Sein ſchönes Schloß und die anliegende Stadt Chatillon waren ungefähr um eben dieſe Zeit von den Königlichen überfallen, und mit Allem, was darin niedergelegt war, ein Raub des Feuers geworden. Dennoch war er der Einzige von Allen, der in dieſer drangvollen Lage die Hoffnung nicht ſinken ließ. Seinem durchdringenden Blicke entgingen die Rettungsmittel nicht, die der reformirten Partei noch immer geöffnet waren, und er wußte ſie mit großem Erfolg bei ſeinen Anhängern geltend zu machen. Ein Hugenottiſcher Anführer, Montgommery, hatte in der Provinz Bearn glücklich gefochten, und war bereit, ihm ſein ſiegreiches Heer zuzuführen. Deutſchland war noch immer ein reiches Magazin von Soldaten, und auch von England durfte man Beiſtand erwarten. Dazu kam, daß die Königlichen, anſtatt ihren Sieg mit

raſcher Thätigkeit zu benutzen, und den geſchlagenen Feind bis zu ſeinen letzten Schlupfwinkeln zu verfolgen, mit unnützen Belagerungen eine koſtbare Zeit verloren, und dem Admiral die gewünſchte Friſt zur Erholung vergönnten.

Das ſchlechte Einverſtändniß unter den Katholiſchen ſelbſt trug nicht wenig zu ſeiner Rettung bei. Nicht alle Provinzſtatthalter thaten ihre Schuldigkeit; vorzüglich wurde Damville, Gouverneur von Languedoc, ein Sohn des berühmten Connetable von Montmorency, beſchuldigt, die Flucht des Admirals durch ſein Gouvernement begünſtigt zu haben. Dieſer ſtolze Vaſall der Krone, ſonſt ein erbitterter Feind der Hugenotten, glaubte ſich von dem Hofe vernachläßigt, und ſein Ehrgeiz war empfindlich gereizt, daß Andere in dieſem Krieg ſich Lorbeern ſammelten und Andere den Commandoſtab führten, den er doch als ein Erbſtück ſeines Hauſes betrachtete. Selbſt in der Bruſt des jungen Königs und der ihn zunächſt umgebenden Groſſen hatten die glänzenden Succeſſe des Herzogs von Anjou, die doch gar nicht auf Rechnung des Prinzen geſetzt werden konnten, Neid und Eiferſucht angefacht. Der ruhmbegierige Monarch erinnerte ſich mit Verdruß, daß er ſelbſt noch nichts für ſeinen Ruhm gethan habe; die Vorliebe der Königin Mutter für den Herzog von Anjou, und das Lob dieſes begünſtigten Lieblings auf den Lippen der Hofleute beleidigte ſeinen Stolz. Da er den Herzog von Anjou mit guter Art von der Armee nicht entfernen konnte, ſo ſtellte er ſich ſelbſt an die Spitze derſelben, um ſich gemeinſchaftlich mit

demſelben den Ruhm der Siege zuzueignen, an welche Beide gleich wenig Anſprüche hatten. Die ſchlechten Maßregeln, welche dieſer Geiſt der Eiferſucht und Intrigue die katholiſchen Anführer ergreifen ließ, vereitelten alle Früchte der erfochtenen Siege. Vergebens beſtand der Marſchall von Tavannes, deſſen Kriegserfahrung man das bisherige Glück allein zu verdanken hatte, auf Verfolgung des Feindes. Sein Rath war, dem flüchtigen Admiral mit dem größern Theil der Armee ſo lange nachzuſetzen, bis man ihn entweder aus Frankreich hinausgejagt oder genöthigt hätte, irgend in einen feſten Ort ſich zu werfen, der alsdann unvermeidlich das Grab der ganzen Partei werden müßte. Da dieſe Vorſtellungen keinen Eingang fanden, ſo legte Tavannes ſein Commando nieder, und zog ſich in ſein Gouvernement Burgund zurück.

Jetzt ſäumte man nicht, die Städte anzugreifen, die den Hugenotten ergeben waren. Der erſte Anfang war glücklich, und ſchon ſchmeichelte man ſich, alle Vormauern von Rochelle mit gleich wenig Mühe zu zertrümmern, und alsdann dieſen Mittelpunkt der ganzen Bourbon'ſchen Macht deſto leichter zu überwältigen. Aber der tapfere Widerſtand, den St. Jean d'Angely leiſtete, ſtimmte dieſe ſtolzen Erwartungen ſehr herunter. Zwei Monate lang hielt ſich dieſe Stadt, von ihrem unerſchrockenen Commandanten de Piles vertheidigt; und als endlich die höchſte Noth ſie zwang, ſich zu ergeben, war der Winter herbei gerückt und der Feldzug geendigt. Der Beſitz einiger Städte war alſo die ganze Frucht eines Sieges, deſſen weiſe Benutzung

den Bürgerkrieg vielleicht auf immer hätte endigen können.

Unterdeſſen hatte Coligny nichts verſäumt, die ſchlechte Politik des Feindes zu ſeinem Vortheil zu kehren. Sein Fußvolk war im Treffen bei Moncontour beinahe gänzlich aufgerieben worden, und dreitauſend Pferde machten ſeine ganze Kriegsmacht aus, die es kaum mit dem nachſetzenden Landvolk aufnehmen konnte. Aber dieſer kleine Haufe verſtärkte ſich in Languedoc und Dauphiné mit neu geworbenen Völkern und mit dem ſiegreichen Heer des Montgommery, das er an ſich zog. Die vielen Anhänger, welche die Reformation in dieſem Theil Frankreichs zählte, begünſtigten ſowohl die Rekrutirung als den Unterhalt der Truppen, und die Leutſeligkeit der Bourbon'ſchen Prinzen, die alle Beſchwerden dieſes Feldzugs theilten und frühzeitige Proben des Heldenmuths ablegten, lockte manchen Freiwilligen unter ihre Fahnen. Wie ſparſam auch die Geldbeiträge einfloſſen, ſo wurde dieſer Mangel einigermaßen durch die Stadt Rochelle erſetzt. Aus dem Hafen derſelben liefen zahlreiche Kaperſchiffe aus, die viele glückliche Priſen machten, und dem Admiral den Zehnten von jeder Beute entrichten mußten. Mit Hülfe aller dieſer Vorkehrungen erholten ſich die Hugenotten während des Winters ſo vollkommen von ihrer Niederlage, daß ſie im Frühjahr des 1570ſten Jahres gleich einem reißenden Strom aus Languedoc hervorbrachen, und furchtbarer als jemals im Felde erſcheinen konnten.

Sie hatten keine Schonung erfahren, und übten auch keine aus. Gereizt durch ſo viele erlittene Mißhandlungen,

und durch eine lange Reihe von Unglücksfällen verwildert, ließen ſie das Blut ihrer Feinde in Strömen fließen, drückten mit ſchweren Brandſchatzungen alle Diſtrikte, durch die ſie zogen, oder verwüſteten ſie mit Feuer und Schwert. Ihr Marſch war gegen die Hauptſtadt des Reichs gerichtet, wo ſie mit dem Schwert in der Hand einen billigen Frieden zu ertrotzen hofften. Eine königliche Armee, die ſich ihnen in dem Herzogthum Burgund unter dem Marſchall von Coſſé, dreizehntauſend Mann ſtark, entgegenſtellte, konnte ihren Lauf nicht aufhalten. Es kam zu einem Gefecht, worin die Proteſtanten über einen weit überlegenern Feind verſchiedene Vortheile davon trugen. Längs der Loire verbreitet, bedrohten ſie Orleanois und Isle de France mit ihrer nahen Erſcheinung, und die Schnelligkeit ihres Zugs ängſtigte ſchon Paris.

Dieſe Entſchloſſenheit that Wirkung, und der Hof fing endlich an vom Frieden zu ſprechen. Man ſcheute den Kampf mit einer, wenn gleich nicht zahlreichen, doch von Verzweiflung beſeelten Schaar, die nichts mehr zu verlieren hatte, und bereit war, ihr Leben um einen theuren Preis zu verkaufen. Der königliche Schatz war erſchöpft, die Armee durch den Abzug der italieniſchen, deutſchen und ſpaniſchen Hülfsvölker ſehr vermindert, und in den Provinzen hatte ſich das Glück faſt überall zum Vortheil der Rebellen erklärt. Wie hart es auch die Katholiſchen ankam, dem Trotz der Sektirer nachgeben zu müſſen, wie ungern ſich ſogar viele der Letztern dazu verſtanden, die Waffen aus den Händen zu legen, und ihren Hoffnungen auf Beute,

ihrer geſetzloſen Freiheit zu entſagen: ſo machte doch die überhandnehmende Noth jeden Widerſpruch ſchweigen, und die Neigung der Anführer entſchied ſo ernſtlich für den Frieden, daß er endlich im Auguſt dieſes Jahrs unter folgenden Bedingungen wirklich erfolgte.

Den Reformirten wurde von beiden Seiten des Hofes eine allgemeine Vergeſſenheit des Vergangenen, eine freie Ausübung ihrer Religion in jedem Theile des Reichs, nur den Hof ausgenommen, die Zurückgabe aller der Religion wegen eingezogenen Güter, und ein gleiches Recht zu allen öffentlichen Bedienungen zugeſtanden. Außerdem überließ man ihnen noch auf zwei Jahre lang vier Sicherheitsplätze, die ſie mit ihren eigenen Truppen zu beſetzen und Befehlshabern ihres Glaubens zu untergeben berechtigt ſeyn ſollten. Die Prinzen von Bourbon nebſt zwanzig aus dem vornehmſten Adel mußten ſich durch einen Eid verbindlich machen, dieſe vier Plätze (man hatte Rochelle, Montauban, Cognac und la Charité gewählt) nach Ablauf der geſetzten Zeit wieder zu räumen. So war es abermals der Hof, welcher nachgab, und weit entfernt, durch Bewilligungen, die ihm nicht von Herzen gehen konnten, bei den Religionsverbeſſerern Dank zu verdienen, bloß ein erniedrigendes Geſtändniß ſeiner Ohnmacht ablegte.

Alles trat jetzt wieder in ſeine Ordnung zurück, und die Reformirten überließen ſich mit der vorigen Sorgloſigkeit dem Genuß ihrer ſchwer errungenen Glaubensfreiheit. Je mehr ſie überzeugt ſeyn mußten, daß ſie die eben erhaltenen Vortheile nicht dem guten Willen,

ſondern der Schwäche ihrer Feinde und ihrer eigenen Furchtbarkeit verdankten, deſto nothwendiger war es, ſich in dieſem Verhältniß der Macht zu erhalten, und die Schritte des Hofs zu bewachen. Die Nachgiebigkeit des Letztern war auch wirklich viel zu groß, als daß man Vertrauen dazu faſſen konnte, und ohne gerade aus dem Erfolg zu argumentiren, kann man mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit behaupten, daß der erſte Entwurf zu der Greuelthat, welche zwei Jahre darauf in Ausübung gebracht wurde, in dieſe Zeit zu ſetzen iſt.

So viele Fehlſchläge, ſo viele überraſchende Wendungen des Kriegsglücks, ſo viele unerwartete Hülfsquellen der Hugenotten, hatten endlich den Hof überzeugen müſſen, daß es ein vergebliches Unternehmen ſey, dieſe immer friſch auflebende und immer mehr ſich verſtärkende Partei durch offenbare Gewalt zu beſiegen, und auf dem bisher betretenen Wege einen entſcheidenden Vortheil über ſie zu erlangen. Durch ganz Frankreich ausgebreitet, war ſie ſicher, nie eine totale Niederlage zu erleiden, und die Erfahrung hatte gelehrt, daß alle Wunden, die man ihr theilweiſe ſchlug, ihrem Leben ſelbſt nie gefährlich werden konnten. An einer Grenze des Königreichs unterdrückt, erhob ſie ſich nur deſto furchtbarer an der andern, und jeder neu erlittene Verluſt ſchien bloß ihren Muth anzufeuern und ihren Anhang zu vermehren. Was ihr an innern Kräften gebrach, das erſetzte die Standhaftigkeit, Klugheit und Tapferkeit ihrer Anführer, die durch keine Unfälle zu ermüden, durch keine Liſt einzuwiegen, durch keine Gefahr zu erſchüttern waren. Schon der einzige Coligny

galt für eine ganze Armee. „Wenn der Admiral heute ſterben ſollte,“ erklärten die Abgeordneten des Hofs, als ſie des Friedens wegen mit den Hugenotten in Unterhandlungen traten, „ſo werden wir euch morgen nicht ein Glas Waſſer anbieten. Glaubet ſicher, daß ſein einziger Name euch mehr Anſehen gibt, als eure ganze Armee doppelt genommen.“ — So lange die Sache der Reformirten in ſolchen Händen war, mußten alle Verſuche zu ihrer Unterdrückung fehlſchlagen. Er allein hielt die zerſtreute Partei in ein Ganzes zuſammen, lehrte ſie ihre innern Kräfte kennen und benutzen, verſchaffte ihr Anſehen und Unterſtützung von Außen, richtete ſie von jedem Falle wieder auf, und hielt ſie mit feſtem Arm am Rand des Verderbens.

Ueberzeugt, daß auf dem Untergang dieſes Mannes das Schickſal der ganzen Partei beruhe, hatte man ſchon im vorhergehenden Jahre das Pariſer Parlament jene ſchimpfliche Achtserklärung gegen ihn ausſprechen laſſen, die den Dolch der Meuchelmörder gegen ſein Leben bewaffnen ſollte. Da aber dieſer Zweck nicht erreicht wurde, vielmehr der jetzt geſchloſſene Friede jenen Parlamentsſpruch wieder vernichtete, ſo mußte man daſſelbe Ziel auf einem andern Wege verfolgen. Ermüdet von den Hinderniſſen, die der Freiheitsſinn der Hugenotten der Befeſtigung des königlichen Anſehens ſchon ſo lange entgegengeſetzt hatte, zugleich aufgefordert von dem römiſchen Hof, der keine Rettung für die Kirche ſah, als in dem gänzlichen Untergang dieſer Sekte, von einem finſtern und grauſamen Fanatismus erhitzt, der alle Gefühle der Menſchlichkeit ſchweigen machte,

beſchloß man endlich, ſich dieſer gefährlichen Partei durch einen einzigen entſcheidenden Schlag zu entledigen. Gelang es nämlich, ſie auf einmal aller ihrer Anführer zu berauben und durch ein allgemeines Blutbad ihre Anzahl ſchnell und beträchtlich zu vermindern, ſo hatte man ſie — wie man ſich ſchmeichelte — auf immer in ihr Nichts zurückgeſtürzt, von einem geſunden Körper ein brandiges Glied abgeſondert, die Flamme des Kriegs auf ewige Zeiten erſtickt, und Staat und Kirche durch ein einziges hartes Opfer gerettet. Durch ſolche betrügliche Gründe fanden ſich Religionshaß, Herrſchſucht und Rachbegierde mit der Stimme des Gewiſſens und der Menſchlichkeit ab, und ließen die Religion eine That verantworten, für welche ſelbſt die rohe Natur keine Entſchuldigung hat.

Aber um dieſen entſcheidenden Streich zu führen, mußte man ſich der Opfer, die er treffen ſollte, vorher verſichert haben, und hier zeigte ſich eine kaum zu überwindende Schwierigkeit. Eine lange Kette von Treuloſigkeit hatte das wechſelſeitige Vertrauen erſtickt, und von katholiſcher Seite hatte man zu viele und zu unzweideutige Proben der Maxime gegeben, daß „gegen Ketzer kein Eid bindend, keine Zuſage heilig ſey.“ Die Anführer der Hugenotten erwarteten keine andere Sicherheit, als welche ihnen ihre Entfernung und die Feſtigkeit ihrer Schlöſſer verſchafften. Selbſt nach geſchloſſenem Frieden vermehrten ſie die Beſatzungen in ihren Städten, und zeigten durch ſchleunige Ausbeſſerung ihrer Feſtungswerke, wie wenig ſie dem königlichen Worte vertrauten. Welche Möglichkeit, ſie aus dieſen

Verſchanzungen hervorzulocken und dem Schlachtmeſſer entgegenzuführen? Welche Wahrſcheinlichkeit, ſich Aller zugleich zu bemächtigen, geſetzt, daß auch Einzelne ſich überliſten ließen? Längſt ſchon gebrauchten ſie die Vorſicht, ſich zu trennen, und wenn auch Einer unter ihnen ſich der Redlichkeit des Hofs anvertraute, ſo blieb der Andere deſto gewiſſer zurück, um ſeinem Freund einen Rächer zu erhalten. Und doch hatte man gar nichts gethan, wenn man nicht Alles thun konnte! der Streich mußte ſchlechterdings tödtlich, allgemein und entſcheidend ſeyn, oder ganz und gar unterlaſſen werden.

Es kam alſo darauf an, den Eindruck der vorigen Treuloſigkeiten gänzlich auszulöſchen, und das verlorene Vertrauen der Reformirten, welchen Preis es auch koſten möchte, wieder zu gewinnen. Dieſes in's Werk zu richten, änderte der Hof ſein ganzes bisheriges Syſtem. Anſtatt der Parteilichkeit in den Gerichten, über welche die Reformirten auch mitten im Frieden ſo viele Urſache gehabt hatten, ſich zu beklagen, wurde von jetzt an die gleichförmigſte Gerechtigkeit beobachtet, alle Beeinträchtigungen, die man ſich von katholiſcher Seite bisher ungeſtraft gegen ſie erlaubte, eingeſtellt, alle Friedensſtörungen auf das Strengſte geahndet, alle billigen Forderungen derſelben ohne Anſtand erfüllt. In Kurzem ſchien aller Unterſchied des Glaubens vergeſſen, und die ganze Monarchie glich einer ruhigen Familie, deren ſämmtliche Glieder Karl der Neunte als gemeinſchaftlicher Vater mit gleicher Liebe umfaßte. Mitten unter den Stürmen, welche die benachbarten Reiche erſchütterten, welche Deutſchland beunruhigten, die ſpaniſche

Macht in den Niederlanden umzuſtürzen drohten, Schottland verheerten und in England den Thron der Königin Eliſabeth wankend machten, genoß Frankreich einer ungewohnten tiefen Ruhe, die von einer gänzlichen Revolution in den Geſinnungen und einer allgemeinen Umänderung der Maximen zu zeugen ſchien, da keine Entſcheidung der Waffen vorhergegangen war, auf die ſie gegründet werden konnte.

Margaretha von Valois, die jüngſte Tochter Heinrichs II., war noch unverheirathet, und der Ehrgeiz des jungen Herzogs von Guiſe vermaß ſich, ſeine Hoffnungen zu dieſer Schweſter ſeines Monarchen zu erheben. Um die Hand dieſer Prinzeſſin hatte ſchon der König von Portugal geworben, aber ohne Erfolg, da der noch immer mächtige Kardinal von Lothringen ſie keinem Andern als ſeinem Neffen gönnte. „Der älteſte Prinz meines Hauſes,“ erklärte ſich der ſtolze Prälat gegen den Geſandten Sebaſtians, „hat die ältere Schweſter davon getragen; dem jüngern gebührt die jüngere.“ Da aber Karl IX., dieſer auf ſeine Hoheit eiferſüchtige Monarch, die dreiſte Anmaßung ſeines Vaſallen mit Unwillen aufnahm, ſo eilte der Herzog von Guiſe, durch eine geſchwinde Heirath mit der Prinzeſſin von Cleves ſeinen Zorn zu beſänftigen. Aber einen Feind und Nebenbuhler im Beſitz derjenigen zu ſehen, zu der ihm nicht erlaubt worden war, die Augen zu erheben, mußte den Stolz des Herzogs deſto empfindlicher kränken, da er ſich ſchmeicheln konnte, das Herz der Prinzeſſin zu beſitzen.

Der junge Heinrich, Prinz von Bearn, war es, auf den die Wahl des Königs fiel; ſey es, daß Letzterer

wirklich die Abſicht hatte, durch dieſe Heirath eine enge Verbindung zwiſchen dem Hauſe Valois und Bourbon zu ſtiften, und dadurch den Samen der Zwietracht auf ewige Zeiten zu erſticken, oder daß er dem Argwohn der Hugenotten nur dieſes Blendwerk vormachte, um ſie deſto gewiſſer in die Schlinge zu locken. Genug, man erwähnte dieſer Heirath ſchon bei den Friedenstraktaten, und ſo groß auch das Mißtrauen der Königin von Navarra ſeyn mochte, ſo war der Antrag doch viel zu ſchmeichelhaft, als daß ſie ihn ohne Beleidigung hätte zurückweiſen können. Da aber dieſer ehrenvolle Antrag nicht mit der Lebhaftigkeit erwidert ward, die man wünſchte und die ſeiner Wichtigkeit angemeſſen ſchien, ſo zögerte man nicht lange, ihn zu erneuern, und die furchtſamen Bedenklichkeiten der Königin Johanna durch wiederholte Beweiſe der aufrichtigſten Verſöhnung zu zerſtreuen.

Um dieſelbe Zeit hatte ſich Graf Ludwig von Naſſau, Bruder des Prinzen Wilhelm von Oranien, in Frankreich eingefunden, um die Hugenotten zum Beiſtand ihrer niederländiſchen Brüder gegen Philipp von Spanien in Bewegung zu ſetzen. Er fand den Admiral von Coligny in der günſtigſten Stimmung, dieſe Aufforderung anzunehmen. Neigung ſowohl als Staatsgründe vermochten dieſen ehrwürdigen Helden, die Religion und Freiheit, die er in ſeinem Vaterland mit ſo viel Heldenmuth verfochten, auch im Ausland nicht ſinken zu laſſen. Leidenſchaftlich hing er an ſeinen Grundſätzen und an ſeinem Glauben, und ſein großes Herz hatte der Unterdrückung, wo und gegen wen ſie

auch ſtatt finden möchte, einen ewigen Krieg geſchwo-
ren. Dieſer Geſinnung gemäß betrachtete er jede An-
gelegenheit, ſobald ſie Sache des Glaubens und der
Freiheit war, als die ſeinige, und jedes Schlachtopfer
des geiſtlichen oder weltlichen Despotismus konnte auf
ſeinen Weltbürgerſinn und ſeinen thätigen Eifer zählen.
Es iſt ein charakteriſtiſcher Zug der vernünftigen Frei-
heitsliebe, daß ſie Geiſt und Herz weiter macht, und
im Denken wie im Handeln ihre Sphäre ausbreitet.
Gegründet auf ein lebhaftes Gefühl der menſchlichen
Würde, kann ſie Rechte, die ſie an ſich ſelbſt reſpek-
tirt, an Andern nicht gleichgültig zu Boden treten ſehen.

Aber dieſes leidenſchaftliche Intereſſe des Admirals
für die Freiheit der Niederländer, und der Entſchluß,
ſich an der Spitze der Hugenotten zum Beiſtand dieſer
Republikaner zu bewaffnen, wurde zugleich durch die
wichtigſten Staatsgründe gerechtfertigt. Er kannte und
fürchtete den leicht zu entzündenden und geſetzloſen Geiſt
ſeiner Partei, der, wund durch ſo viele erlittene Be-
leidigungen, ſchnell aufgeſchreckt von jedem vermeint-
lichen Angriff und mit tumultuariſchen Scenen vertraut,
der Ordnung ſchon zu lange entwöhnt war, um ohne
Rückfälle darin verharren zu können. Dem nach Un-
abhängigkeit ſtrebenden und kriegeriſchen Adel konnte die
Unthätigkeit auf ſeinen Schlöſſern und der Zwang nicht
willkommen ſeyn, den der Friede ihm auflegte. Auch
war nicht zu erwarten, daß der Feuereifer der calvini-
ſtiſchen Prediger ſich in den engen Schranken der Mä-
ßigung halten würde, welche die Zeitumſtände erforder-
ten. Um alſo den Uebeln zuvorzukommen, die ein

mißverſtandner Religionseifer, und das immer noch unter der Aſche glimmende Mißtrauen der Parteien früher oder ſpäter herbeizuführen drohte, mußte man darauf denken, dieſe müßige Tapferkeit zu beſchäftigen, und einen Muth, welchen ganz zu unterdrücken man weder hoffen noch wünſchen durfte, ſo lange in ein anderes Reich abzuleiten, bis man in dem Vaterland ſeiner bedürfen würde. Dazu nun kam der niederländiſche Krieg wie gerufen; und ſelbſt das Intereſſe und die Ehre der franzöſiſchen Krone ſchien einen nähern Antheil an demſelben nothwendig zu machen. Frankreich hatte den verderblichen Einfluß der ſpaniſchen Intriguen bereits auf das Empfindlichſte gefühlt, und es hatte noch weit mehr in der Zukunft davon zu befürchten, wenn man dieſen gefährlichen Nachbar nicht innerhalb ſeiner eigenen Grenzen beſchäftigte. Die Aufmunterung und Unterſtützung, die er den mißvergnügten Unterthanen des Königs von Frankreich hatte angedeihen laſſen, ſchien zu Repreſſalien zu berechtigen, wozu ſich jetzt die günſtige Veranlaſſung darbot. Die Niederländer erwarteten Hülfe von Frankreich, die man ihnen nicht verweigern konnte, ohne ſie in eine Abhängigkeit von England zu ſetzen, die für das Intereſſe des franzöſiſchen Reichs nicht anders als nachtheilig ausſchlagen konnte. Warum ſollte man einem gefährlichen Nebenbuhler einen Einfluß gönnen, den man ſich ſelbſt verſchaffen konnte, und der noch dazu gar nichts koſtete? denn es waren die Hugenotten, die ihren Arm dazu anboten, und bereit waren, ihre der Ruhe der Monarchie ſo gefährlichen Kräfte in einem ausländiſchen Kriege zu verzehren.

Karl IX. ſchien das Gewicht dieſer Gründe zu empfinden, und bezeigte großes Verlangen, ſich mit dem Admiral ausführlich und mündlich darüber zu berathſchlagen. Dieſem Beweiſe des königlichen Vertrauens konnte Coligny um ſo weniger widerſtehen, da es eine Sache zum Gegenſtand hatte, die ihm nächſt ſeinem Vaterlande am meiſten am Herzen lag. Man hatte die einzige Schwachheit ausgekundſchaftet, an der er zu faſſen war; der Wunſch, ſeine Lieblingsangelegenheit bald befördert zu ſehen, half ihm jede Bedenklichkeit überwinden. Seine eigene, über jeden Verdacht erhabene Denkart, ja ſeine Klugheit ſelbſt lockte ihn in die Schlinge. Wenn Andere ſeiner Partei das veränderte Betragen des Hofs einem verdeckten Anſchlage zuſchrieben, ſo fand er in den Vorſchriften einer weiſern Politik, die ſich nach ſo vielen unglücklichen Erfahrungen endlich der Regierung aufdringen mußten, einen viel natürlichern Schlüſſel zur Erklärung deſſelben. Es gibt Unthaten, die der Rechtſchaffene kaum eher für möglich halten darf, als bis er die Erfahrung davon gemacht hat; und einem Mann von Coligny's Charakter war es zu verzeihen, wenn er ſeinem Monarchen lieber eine Mäßigung zutraute, von der dieſer Prinz bisher noch keine Beweiſe gegeben hatte, als ihn einer Niederträchtigkeit fähig glaubte, welche die Menſchheit überhaupt und noch weit mehr die Würde des Fürſten ſchändet. So viele zuvorkommende Schritte von Seiten des Hofes forderten überdies auch von dem proteſtantiſchen Theil eine Probe des Zutrauens; und wie leicht konnte man einen empfindlichen Feind durch längeres Mißtrauen

reizen, die ſchlechte Meinung wirklich zu verdienen, welche zu widerlegen man ihm unmöglich machte.

Der Admiral beſchloß demnach am Hofe zu erſcheinen, der damals nach Touraine vorgerückt war, um die Zuſammenkunft mit der Königin von Navarra zu erleichtern. Mit widerſtrebendem Herzen that Johanna dieſen Schritt, dem ſie nicht länger ausweichen konnte, und überlieferte dem König ihren Sohn Heinrich und den Prinzen von Condé. Coligny wollte ſich dem Monarchen zu Füßen werfen, aber dieſer empfing ihn in ſeinen Armen. „Endlich habe ich Sie," rief der König. „Ich habe Sie, und es ſoll Ihnen nicht ſo leicht werden, wieder von mir zu gehen. Ja, meine Freunde," ſetzte er mit triumphirendem Blick hinzu, „das iſt der glücklichſte Tag in meinem Leben." Dieſelbe gütige Aufnahme widerfuhr dem Admiral von der Königin, von den Prinzen, von allen anweſenden Großen; der Ausdruck der höchſten Freude und Bewunderung war auf allen Geſichtern zu leſen. Man feierte dieſe glückliche Begebenheit mehrere Tage lang mit den glänzendſten Feſten, und keine Spur des vorigen Mißtrauens durfte die allgemeine Fröhlichkeit trüben. Man beſprach ſich über die Vermählung des Prinzen von Bearn mit Margarethen von Valois; alle Schwierigkeiten, die der Glaubensunterſchied und das Ceremoniel der Vollziehung derſelben in den Weg legten, mußten der Ungeduld des Königs weichen. Die Angelegenheiten Flanderns veranlaßten mehrere lange Conferenzen zwiſchen dem Letztern und Coligny, und mit jeder ſchien die gute Meinung des Königs von ſeinem ausgeſöhnten

Diener zu ſteigen. Einige Zeit darauf erlaubte er ihm ſogar, eine kleine Reiſe auf ſein Schloß Chatillon zu machen; und als ſich der Admiral auf den Rappell ſogleich wieder ſtellte, ließ er ihn dieſe Reiſe in demſelben Jahr wiederholen. So ſtellte ſich das wechſelſeitige Vertrauen unvermerkt wieder her, und Coligny fing an, in eine tiefe Sicherheit zu verſinken.

Der Eifer, mit welchem Karl die Vermählung des Prinzen von Navarra betrieb, und die außerordentlichen Gunſtbezeugungen, die er an den Admiral und ſeine Anhänger verſchwendete, erregten nicht weniger Unzufriedenheit bei den Katholiſchen, als Mißtrauen und Argwohn bei den Proteſtanten. Man mag entweder mit einigen proteſtantiſchen und italieniſchen Schriftſtellern annehmen, daß jenes Betragen des Königs bloße Maske geweſen, oder mit de Thou und den Verfaſſern der Memoires glauben, daß Er für ſeine Perſon es damals aufrichtig meinte, ſo blieb ſeine Stellung zwiſchen den Reformirten und Katholiſchen in jedem Falle gleich bedenklich, weil er, um das Geheimniß zu bewahren, dieſe ſo gut wie jene betrügen mußte. Und wer bürgte ſelbſt denjenigen, die um das Geheimniß wußten, dafür, daß die perſönlichen Vorzüge des Admirals nicht zuletzt Eindruck auf einen Fürſten machten, dem es gar nicht an Fähigkeit gebrach, das Verdienſt zu beurtheilen? Daß ihm dieſer bewährte Staatsmann nicht zuletzt unentbehrlich wurde, daß nicht endlich ſeine Rathſchläge, ſeine Grundſätze, ſeine Warnungen bei ihm Eingang fanden? Kein Wunder, wenn die katholiſchen Eiferer daran Aergerniß nahmen, wenn ſich

der Papſt in dieſes neue Betragen des Königs gar nicht zu finden wußte, wenn ſelbſt die Königin Katharina unruhig wurde, und die Guiſen anfingen, für ihren Einfluß zu zittern. Ein deſto engeres Bündniß zwiſchen dieſen letztern und der Königin war die Folge dieſer Befürchtungen, und man beſchloß, dieſe gefährlichen Verbindungen zu zerreißen, wie viel es auch koſten möchte.

Der Widerſpruch der Geſchichtſchreiber, und das Geheimnißvolle dieſer ganzen Begebenheit verſchafft uns über die damaligen Geſinnungen des Königs und über die eigentliche Beſchaffenheit des Complots, welches nachher ſo fürchterlich ausbrach, kein befriedigendes Licht. Könnte man dem Capi-Lupi,* einem römiſchen Scribenten und Lobredner der Bartholomäusnacht, Glauben zu ſtellen, ſo würde Karln dem Neunten durch den ſchwärzeſten Verdacht nicht zu viel geſchehen; aber obgleich die hiſtoriſche Kritik das Böſe glauben darf, was ein Freund berichtet, ſo kann dieſes doch alsdann nicht der Fall ſeyn, wenn der Freund (wie hier wirklich geſchehen iſt) ſeinen Helden dadurch zu verherrlichen glaubt und als Schmeichler verläumdet. „Ein päpſtlicher Legat,“ berichtet uns dieſer Schriftſteller in der Vorrede zu ſeinem Werk, „kam nach Frankreich, mit dem Auftrag, den Allerchriſtlichſten König von ſeinen Verbindungen mit den Sektirern abzumahnen. Nachdem

* Le Stratagème ou la Ruse de Charles IX., Roi de France, contre les Huguenots; rebelles à Dieu et à lui; écrit par le Seigneur Camille Capi-Lupi etc. 1574.

er dem Monarchen die nachdrücklichſten Vorſtellungen gethan und ihn auf's Aeußerſte gebracht hatte, rief dieſer mit bedeutender Miene: „„Daß ich doch Eurer Eminenz Alles ſagen dürfte! Bald würden Sie und auch der heilige Vater mir bekennen müſſen, daß dieſe Verheirathung meiner Schweſter das ausgeſuchteſte Mittel ſey, die wahre Religion in Frankreich aufrecht zu erhalten und ihre Widerſacher zu vertilgen. Aber (fuhr er in großer Bewegung fort, indem er dem Kardinal die Hand drückte und zugleich einen Demant an ſeinem Finger befeſtigte) vertrauen Sie auf mein königliches Wort. Noch eine kleine Geduld, und der heilige Vater ſelbſt ſoll meine Anſchläge und meinen Glaubenseifer rühmen."" Der Kardinal verſchmähte den Demant und verſicherte, daß er ſich mit der Zuſage des Königs begnüge." — Aber, geſetzt auch, daß kein blinder Schwärmereifer dieſem Geſchichtſchreiber die Feder geführt hätte, ſo kann er ſeine Nachricht aus ſehr unreinen Quellen geſchöpft haben. Die Vermuthung iſt nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, daß der Kardinal von Lothringen, der ſich eben damals zu Rom aufhielt, dergleichen Erfindungen, wo nicht ſelbſt ausgeſtreut, doch begünſtigt haben könnte, um den Fluch des Pariſer Blutbads, den er nicht von ſich abwälzen konnte, mit dem Könige wenigſtens zu theilen. *

Das wirkliche Betragen Karls des Neunten, bei dem Ausbruch des Blutbades ſelbſt, zeugt unſtreitig ſtärker gegen ihn als dieſe unerwieſenen Gerüchte; aber

---

* Esprit de la Ligue. Tom. II. p. 13.

wenn er ſich auch von der Heftigkeit ſeines Tempera⸗ments hinreißen ließ, dem völlig reifen Complot ſeinen Beifall zu geben und die Ausführung deſſelben zu be⸗günſtigen, ſo kann dieſes für ſeine frühere Mitſchul⸗digkeit nichts beweiſen. Das Ungeheure und Gräßliche des Verbrechens vermindert ſeine Wahrſcheinlichkeit, und die Achtung für die menſchliche Natur muß ihm zur Vertheidigung dienen. Eine ſo zuſammengeſetzte und lange Kette von Betrug, eine ſo undurchdringliche, ſo gehaltene Verſtellung, ein ſo tiefes Stillſchweigen aller Menſchengefühle, ein ſo freches Spiel mit den hei⸗ligſten Pfändern des Vertrauens ſcheint einen vollende⸗ten Böſewicht zu erfordern, der durch eine lange Uebung verhärtet, und ſeiner Leidenſchaften vollkommen Herr geworden iſt. Karl der Neunte war ein Jüngling, den ſein brauſendes Temperament übermeiſterte, und deſſen Leidenſchaften ein früher Beſitz der höchſten Gewalt von jedem Zügel der Mäßigung befreite. Ein ſolcher Cha⸗rakter verträgt ſich mit keiner ſo künſtlichen Rolle, und ein ſo hoher Grad der Verderbniß mit keiner Jüng⸗lingsſeele — ſelbſt dann nicht, wenn der Jüngling ein König und Katharinens Sohn iſt.

Wie aufrichtig oder nicht aber das Betragen des Königs auch gemeint ſeyn mochte, ſo konnten die Häup⸗ter der katholiſchen Partei keine gleichgültigen Zuſchauer davon bleiben. Sie verließen wirklich mit Geräuſch den Hof, ſobald die Hugenotten feſten Fuß an demſel⸗ben zu faſſen ſchienen, und Karl der Neunte ließ ſie unbekümmert ziehen. Die Letztern häuften ſich nun mit jedem Tage mehr in der Hauptſtadt an, je näher die

Vermählungsfeier des Prinzen von Bearn heranrückte. Dieſe erlitt indeſſen einen unerwarteten Aufſchub durch den Tod der Königin Johanna, die wenige Wochen nach ihrem Eintritt in Paris ſchnell dahinſtarb. Das ganze vorige Mißtrauen der Calviniſten erwachte auf's Neue bei dieſem Todesfall, und es fehlte nicht an Vermuthungen, daß ſie vergiftet worden ſey. Aber da auch die ſorgfältigſten Nachforſchungen dieſen Verdacht nicht beſtätigten, und der König ſich in ſeinem Betragen völlig gleich blieb, ſo legte ſich der Sturm in kurzer Zeit wieder.

Coligny befand ſich eben damals auf ſeinem Schloß Chatillon, ganz mit ſeinen Lieblingsentwürfen wegen des niederländiſchen Krieges beſchäftigt. Man ſparte keine Winke, ihn von der nahen Gefahr zu unterrichten, und kein Tag verging, wo er ſich nicht von einer Menge warnender Briefe verfolgt ſah, die ihn abhalten ſollten, am Hofe zu erſcheinen. Aber dieſer gutgemeinte Eifer ſeiner Freunde ermüdete nur ſeine Geduld, ohne ſeine Ueberzeugung wankend zu machen. Umſonſt ſprach man ihm von den Truppen, die der Hof in Poitou verſammelte, und die, wie man behauptete, gegen Rochelle beſtimmt ſeyn ſollten; er wußte beſſer, wozu ſie beſtimmt waren, und verſicherte ſeinen Freunden, daß dieſe Rüſtung auf ſeinen eigenen Rath vorgenommen werde. Umſonſt ſuchte man ihn auf die Geldanleihen des Königs aufmerkſam zu machen, die auf eine große Unternehmung zu deuten ſchienen; er verſicherte, daß dieſe Unternehmung keine andere ſey, als der Krieg in den Niederlanden, deſſen Ausbruch heran nahe, und

worüber er bereits alle Maßregeln mit dem Könige getroffen habe. Es war wirklich an dem, daß Karl IX. den Vorſtellungen des Admirals nachgegeben, und — war es entweder Wahrheit oder Maske — ſich mit England und den proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands in eine förmliche Verbindung gegen Spanien eingelaſſen hatte. Alle dergleichen Warnungen verfehlten daher ihren Zweck, und ſo feſt vertraute der Admiral auf die Redlichkeit des Königs, daß er ſeine Anhänger ernſtlich bat, ihn fortan mit ſolchen Hinterbringungen zu verſchonen.

Er reiste alſo zurück an den Hof, wo bald darauf im Auguſt 1572 das Beilager Heinrichs — jetzt Königs von Navarra — mit Margaretha von Valois, unter einem großen Zufluß von Hugenotten und mit königlichem Pompe gefeiert ward. Sein Eidam, Teligny, Rohan, Rochefoucauld, alle Häupter der Calviniſten waren dabei zugegen, alle in gleicher Sicherheit mit Coligny, und ohne alle Ahnung der nahe ſchwebenden Gefahr. Wenige nur erriethen den kommenden Sturm, und ſuchten in einer zeitigen Flucht ihre Rettung. Ein Edelmann, Namens Langoiran, kam zum Admiral, um Urlaub bei ihm zu nehmen. „Warum denn aber jetzt?“ fragte ihn Coligny voll Verwunderung. „Weil man Ihnen zu ſchön thut,“ verſetzte Langoiran, „und weil ich mich lieber retten will mit den Thoren, als mit den Verſtändigen umkommen.“

Wenn gleich der Ausgang dieſe Vorherſagungen auf das Schrecklichſte gerechtfertigt hat, ſo bleibt es dennoch unentſchieden, in wie weit ſie damals gegründet

waren. Nach dem Berichte glaubwürdiger Zeugen war die Gefahr damals größer für die Guiſen und für die Königin, als für die Reformirten. Coligny, erzählen uns jene, hatte unvermerkt eine ſolche Macht über den jungen König erlangt, daß er es wagen durfte, ihm Mißtrauen gegen ſeine Mutter einzuflößen, und ihn ihrer noch immer fortdauernden Vormundſchaft zu entreißen. Er hatte ihn überredet, dem flandriſchen Krieg in Perſon beizuwohnen und ſelbſt die Viktorien zu erkämpfen, welche Katharina nur allzugern ihrem Liebling, dem Herzog von Anjou, gönnte. Bei dem eiferſüchtigen und ehrgeizigen Monarchen war dieſer Wink nicht verloren, und Katharina überzeugte ſich bald, daß ihre Herrſchaft über den König zu wanken beginne.

Die Gefahr war dringend, und nur die ſchnellſte Entſchloſſenheit konnte den drohenden Streich abwenden. Ein Eilbote mußte die Guiſen und ihren Anhang ſchleunig an den Hof zurückrufen, um im Nothfall von ihnen Hülfe zu haben. Sie ſelbſt ergriff den nächſten Augenblick, wo ihr Sohn auf der Jagd allein war, und lockte ihn in ein Schloß, wo ſie ſich in ein Kabinet mit ihm einſchloß, mit aller Gewalt mütterlicher Beredſamkeit über ihn herfiel, und ihm über ſeinen Abfall von ihr, ſeinen Undank, ſeine Unbeſonnenheit die bitterſten Vorwürfe machte. Ihr Schmerz, ihre Klagen erſchütterten ihn; einige drohende Winke, die ſie fallen ließ, thaten Wirkung. Sie ſpielte ihre Rolle mit aller Schauſpielerkunſt, worin ſie Meiſterin war, und es gelang ihr, ihn zu einem Geſtändniß ſeiner Uebereilung zu bringen. Damit noch nicht zufrieden, riß ſie ſich

von ihm los, ſpielte die Unverſöhnliche, nahm eine abgeſonderte Wohnung und ließ einen völligen Bruch befürchten. Der junge König war noch nicht ſo ganz Herr ſeiner ſelbſt geworden, um ſie beim Wort zu nehmen und ſich der jetzt erlangten Freiheit zu erfreuen. Er kannte den großen Anhang der Königin, und ſeine Furcht malte ihm denſelben noch größer ab, als er wirklich ſeyn mochte. Er fürchtete — vielleicht nicht ganz mit Unrecht — ihre Vorliebe für den Herzog von Anjou und zitterte für Leben und Thron. Von Rathgebern verlaſſen, und für ſich ſelbſt zu ſchwach, einen kühnen Entſchluß zu faſſen, eilte er ſeiner Mutter nach, brach in ihre Zimmer, und fand ſie von ſeinem Bruder, von ihren Höflingen, von den abgeſagteſten Feinden der Reformirten umgeben. Er will wiſſen, was denn das neue Verbrechen ſey, deſſen man die Hugenotten beſchuldigt; er will alle Verbindungen mit ihnen zerreißen, ſobald man ihn nur überführt haben werde, daß ihren Geſinnungen zu mißtrauen ſey. Man entwirft ihm das ſchwärzeſte Gemälde von ihren Anmaſſungen, ihren Gewaltthätigkeiten, ihren Anſchlägen, ihren Drohungen. Er wird überraſcht, hingeriſſen, zum Stillſchweigen gebracht, und verläßt ſeine Mutter mit der Verſicherung, inskünftige behutſamer zu verfahren.

Aber mit dieſer ſchwankenden Erklärung konnte ſich Katharina noch nicht beruhigen. Dieſelbe Schwäche, welche ihr jetzt ein ſo leichtes Spiel bei dem Könige machte, konnte eben ſo ſchnell und noch glücklicher von den Hugenotten benutzt werden, ihn ganz von ihren Feſſeln zu befreien. Sie ſah ein, daß ſie dieſe gefährlichen

Verbindungen auf eine gewaltſame und unheilbare Weiſe zertrennen müſſe, und dazu brauchte es weiter nichts, als den Empörungsgeiſt der Hugenotten durch irgend eine ſchwere Beleidigung aufzuwecken. Vier Tage nach der Vermählungsfeier Heinrichs von Navarra geſchah aus einem Fenſter ein Schuß auf Coligny, als er eben vom Louvre nach ſeinem Hauſe zurückkehrte. Eine Kugel zerſchmetterte ihm den Zeigefinger der rechten Hand, und eine andere verwundete ihn am linken Arm. Er wies auf das Haus hin, woraus der Schuß geſchehen war; man ſprengte die Pforten auf, aber der Mörder war ſchon entſprungen.

Coligny's Schutzgeiſt, möchte man ſagen, hatte nun das Letzte gethan, um dieſen großen Mann, durch jenen meuchelmörderiſchen Angriff gewarnt, ſeinem Schickſal zu entreißen. Allein, wer entflieht dieſem? Oder vielmehr: unterliegt nicht der beſſere Mann, wenn man ſich gegen ihn Alles, ſelbſt Treuloſigkeiten, erlaubt, welche ſich zu denken Er unfähig iſt, mit größerm Ruhm, als wenn Er ſolchen Schlingen entgangen wäre?

Coligny fühlte, und ſeine ganze Partei, wie durch einen elektriſchen Schlag, empfand es mit ihm, daß mitten in der tiefſten Friedensſtille, da erſt ſeit vier Tagen durch die Vermählung Heinrichs von Navarra mit der Schweſter Karls IX. die Parteien der Häuſer Valois und Bourbon, den Guiſen zum Trotz, vor dem Brautaltar ſich die Hände gereicht zu haben ſchienen, eine gifthauchende Schlange auf ihn und die Seinigen laure. Es war ihr diesmal nicht, wie ſie wollte, gelungen, aus ihrem Hinterhalt in Ihm das Haupt der

Reformirten zu treffen, und mit Einem Schlag alle Glieder dieſes Körpers zu lähmen.

Aber wo mochte ſie nun ſelbſt ihren lernäiſchen Kopf verſteckt halten? aus welchem Winkel zu neuen Anfällen hervorſchießen? Dies bei Zeiten aufzuſpüren, hatte Coligny in der That von ihrer Art zu wenig in ſich. Ueberall leiteten die Schlangengänge hin, aber bloß, um jeden Nachforſchenden deſto weiter von dem Geheimniß der Bosheit ſelbſt abzulenken.

Klug, bedachtſam, umſchauend nach allen Seiten war Coligny. Aber was die Furchtſamkeit hierzu beiträgt, fehlte ihm ganz. Das ſchwache Inſekt ſtreckt ſeine regen Fühlhörner immer nach allen Ecken, und die Furcht rettet es von tauſend Gefahren. So wird Klugheit durch Furchtſamkeit zur Schlauheit, die ſelten berückt worden zu ſeyn ſich rühmen kann, aber auch nie mit Größe gehandelt zu haben bekennen muß, weil ſie Alles für eine Schlange anzuſehen pflegte. Coligny hatte keinen Bund mit dem Glück. Als Feldherr verlor er meiſtens durch Schwäche ſeiner Truppen und andere Fehler ſeiner Lage. Der Zufall that wenig für ihn. Es ſchien, er ſollte der Mann ſeyn, welcher ſich ſelbſt Alles ſchuldig wäre. Nach einem Mißgeſchick, wenn Muthloſigkeit bei Allen die Beſonnenheit betäubte, wenn ſein zuſammengerafftes Heer, halbnackt, ohne Sold, ohne Brod, ſo ſchnell zu zerſtieben drohte, als es herbeigelaufen war, wenn Verrätherei und Hofgunſt unter ſeinen nächſten Anhängern wie unwiderſtehliche Geſpenſter ſpukten — immer war ſein Muth ungetrübt. Seine heitere Stirn machte die Seinigen das Unbegreifliche

glauben, daß er unter den Mitteln zur Hülfe gleichſam noch zu wählen habe. Und ſprach er dann, ſo theilte ſich die Ruhe ſeines Geiſtes mit jedem Worte den Uebrigen mit. Er ſprach rein, edel, ſtark, oft originell. Und für die Ausführung hatte er im großen Umfang ſeiner Geſchäfte eine raſtloſe Arbeitſamkeit. Feſtigkeit gegen Unterdrückung war die Seele ſeiner Plane in der Nähe und Ferne. Mag ihn der höfiſche Villeroy darüber tadeln, daß er den Proteſtanten in Frankreich rechtmäßige Freiheit zu ſichern ſtrebte, wie ſein Rath zur Befreiung der Niederlande vom Drucke Spaniens Vieles beigetragen hatte. Umſturz einer parteiloſeren, gerechten Staatsverfaſſung wäre nie Coligny's Plan geweſen. Untadelhafte Sitten, auch in ſeiner Ehe und gegen ſeine Kinder, überhaupt die ſtrengſte Religioſität vollendeten ſeinen Beruf zum Oberhaupt einer religiös-politiſchen Partei, deren ganze Exiſtenz auf der freiwilligen Unterordnung ſo vieler tapfern, reichen, ehrſüchtigen Vornehmen unter dem Adel und dem Bürgerſtand beruhte, denen nur Ueberlegenheit des Charakters in ihrem Anführer die unentbehrlichſte Folgſamkeit und Einheit abnöthigen konnte.

Alles dies mußte der Gegenpartei in ihm den Einzigen zeigen, an deſſen Untergang ſeine ganze Partei gekettet ſeyn würde; um ſo mehr, da man von ihm als Feind nicht Nachgeben und Verſöhnung, nur jene unerbittliche Strenge ſeines Charakters zu erwarten hatte. Die Kabale fand ſeine ſchwache Seite aus. Der Schein ſo vieler Achtung und eines ſo feſten Zutrauens gegen ſeine Einſichten und ſeine Biederkeit, als

er zu verdienen ſich bewußt war, auch die Ausſichten, ſeinem Vaterland und ſeiner Partei zugleich durch Vereinigung gegen Spanien, den gemeinſchaftlichen Feind ſeiner Religion und des franzöſiſchen Staats, zu dienen, zogen ihn nach Hof. Er war gefangen, wenn man ihn mit Schlingen umgab, welchen zu entgehen er minder furchtlos, bieder und großmüthig hätte ſeyn müſſen. Vor und nach dem meuchelmörderiſchen Attentat drangen viele Gutgeſinnte in ihn, von Paris zu entweichen. „Wenn ich dies thue," antwortete er ihnen, „ſo zeige ich entweder Furcht oder Mißtrauen. Jenes würde meine Ehre, dies den König beleidigen. Ich würde den Bürgerkrieg beginnen müſſen. Und lieber will ich ſterben, als das unüberſehbare Elend wieder erblicken, das in ſeinem Gefolge auftritt." — Mord und Entehrung waren der Lohn dieſes Bürgerſinns!

Noch am nämlichen Tage der Verwundung kam der König ſelbſt mit einem ganzen Zug von Hofleuten, um Coligny zu beſuchen. Karl betheuerte dem Admiral ſein Beileid und ſein volles Zutrauen gegen ihn als Kriegsanführer und getreuen Unterthanen. „Ihr ſeyd verwundet, mein Vater," rief er ihm zu, „aber die Schmerzen fühle ich. — Bei Gott ſchwöre ich Euch: Ich werde eine Rache nehmen, die man nie vergeſſen ſoll, ſobald nur die Schuldigen entdeckt ſind." Ueber ſich ſelbſt zu ſchnell beruhigt, klagte der Admiral nur wenig, und ſuchte bald das unruhige Gemüth des Königs von dem glücklich überſtandenen Unfall auf die öffentliche Sache, auf den Feldzug nach den Niederlanden hinzulenken. Dieſes neue Unternehmen ſollte die

Laune des ungeſtümen jungen Fürſten deſto feſter an den dazu unentbehrlichen Feldherrn und an deſſen Partei binden helfen. Aber die Königin Mutter überließ unter dem Vorwand, jetzt den Kranken zu ſchonen, ihren Sohn dem geheimen Geſpräche nicht lange. Mochte dieſer immer wieder zu ſeinem Ballſpiel zurückgehen. Denn in dieſer ſeiner leidenſchaftlichen Spielſucht durch die Nachricht von dem Mordanſchlag geſtört worden zu ſeyn, dies war doch die größte Urſache ſeines wüthenden erſten Unwillens geweſen.

Jeden Augenblick aber ſtand nun für Katharina nicht weniger als Alles auf dem Spiel. Zwar fiel Coligny's Verdacht von ſelbſt auf die Guiſen. Der Schuß war aus einem Guiſiſchen Hauſe geſchehen. Die Guiſiſche Partei ſchien während der öffentlichen Erhebung der proteſtantiſchen ſo weit zurückgeſetzt worden zu ſeyn, daß man von ihr gerade den niederträchtigſten Ausbruch der Rache, heimlichen Mord, argwohnen mußte. Und auf eben dieſe Spur hinzuleiten, fand auch Katharina in der erſten Verwicklung der Umſtände für's Beſte. Selbſt ihrem Sohn gab ſie auf dieſe Seite hin den Wink, daß wohl der Herzog von Guiſe noch immer in dem Admiral den Mörder ſeines Vaters zu ſehen glaube. Nicht der unmögliche Einfall, beide Parteien zugleich aufzureiben — wäre dies ihr auch noch ſo erwünſcht geweſen — konnte ihr, wie Manche glauben, dieſe Verſtellung rathen. Sie folgte dem Bedürfniß, einen Augenblick Zeit zu gewinnen, um aus den nächſten Wirkungen des mißlungenen Streichs auf die Wirkungen eines glücklicher vollführten grauſamern zu ſchließen.

Sie hatte nöthig, bei ſich ſelbſt für die Vollendung deſſen, wofür neben der heißeſten Rachſucht die Menſchheit in ihr ſchaudern mußte, neue Entſchloſſenheit zu ſammeln.

Der König ließ indeſſen den Herzog von Guiſe wirklich aufſuchen, und zur Verantwortung an den Hof fordern, und ſelbſt ſeine Schweſter, die Königin von Navarra, hält in ihren Memoires dies noch für einen ernſtlichen Schritt der Erbitterung Karls. Er war auch ſonſt den Anmaßungen des Herzogs von Guiſe, da er eben dieſe Prinzeſſin als Gemahlin ſuchte, gram geweſen. Aber wie ſonderbar! Er ſchaffte hier ſeiner Mutter den Mann, deſſen Arm ihr für das Bevorſtehende unentbehrlich war, auf die unverdächtigſte Weiſe ſelbſt zur Seite. Das Zuſammentreffen aller Umſtände ſchien den Moment zu bezeichnen, welcher durch die ſchwärzeſten Thaten gebrandmarkt werden ſollte.

Hierzu bedurfte man nur noch das Jawort des Herrſchers; und wem konnte dies entgehen, der die unſelige Kunſt verſtand, das unſtete Gemüth deſſelben von einem Extrem auf das andere zu ſchleudern. Ein gewandter Höfling, ſein Vertrauter, war das Werkzeug der Königin Mutter, um ihren Sohn mit einem Mal zum Mitſchuldigen zu machen. Unter behutſamen Vorbereitungen verwiſcht dieſer die neueſten vortheilhaften Eindrücke, welche der Beſuch beim kranken Admiral im Gemüthe Karls zurückgelaſſen hatte. Er ſtreut Samen des Argwohns ein, weckt den alten ſchlafenden Groll, und drückt zuletzt dem

Könige den Stachel der Furcht für ſein eigenes Leben in's Herz. Der König von Navarra und der Prinz von Condé hatten mit ungewöhnlichem Eifer Genugthuung gefordert. Die wahre Macht der Coligny'ſchen Partei war jetzt in Paris wie auf einem Haufen zuſammengedrängt. Von ihr ſey Alles zu fürchten, aber auch gegen ſie Alles zu wagen. Hatte nicht einer von ihnen, de Piles, dem König mit der unverſchämteſten Dreiſtigkeit in's Geſicht zu ſagen gewagt: daß man ſich ſelbſt Recht zu ſchaffen wiſſen werde, wenn es dem König an Kraft oder an Willen dazu mangeln ſollte. „Und mit einem Wort," rief endlich der liigſte Unterhändler, ſeines Ziels gewiſſer: „wer es treu mit dem König meint, darf es nicht länger anſtehen laſſen, ihm über die dringendſte Gefahr ſeiner Perſon und des ganzen Staats die Augen zu öffnen." Katharina ſelbſt trat in dieſem Augenblick, auf ihren Lieblingsſohn, Heinrich von Anjou, gelehnt, mit ihren Vertrauteſten in's Zimmer. Ueberraſcht von gefahrvollen Entdeckungen, betroffen und beſchämt über ſeine bisherige Sorgloſigkeit bei einem ſo nahe drohenden Umſturz, von allen Seiten durch die ſchreckenvollſten Vorſtellungen beſtürmt, warf ſich Karl ſeiner Mutter in die Arme. „Schon," ſagte man ihm, „rufen die Hugenotten abermals die verhaßten Ausländer, Deutſche und Schweizer, auf franzöſiſchen Boden. Die Mißvergnügten im Lande werden haufenweiſe dem neuen Vereinigungspunkt zueilen. Die Wuth des Bürgerkrieges droht ſchon das Reich auf's Neue zu zerfleiſchen. Der König ſelbſt, von

Geld und eigenthümlichem Anſehen entblößt, von Hugenotten umringt, bei der Guiſiſchen Partei als Freund der Ketzer verdächtig, wird die Ehre haben, zuzuſehen, wie die Katholiken einen Generalkapitän wählen, und ſich gegen ihre Gegner ſelbſt zu helfen wiſſen werden; während er vom Uebermuth des alten Admirals zurückgeſtoßen und vor der Nation verächtlich gemacht, mitten zwiſchen beiden Parteien ohnmächtig ſich hin und wieder werfen laſſen muß."

Wüthend fuhr Karl unter dieſen Schreckensbildern auf. Der Tod des Admirals, der Tod der ganzen Partei in allen Grenzen von Frankreich war ſein Schwur. Nur daß nicht Einer übrig bleibe, der es ihm je vorwerfen könnte! Und daß Alles eilend ſchnell vorbeigehe, damit ihm ſeine Sicherheit ſchleunigſt wieder geſchafft würde!

Die erwünſchteſte Stimmung für die Gegner der Proteſtanten. Mord war jetzt die Loſung, aber die tiefſte Verſtellung der Schleier, unter welchem auch der König der Erziehung ſeiner Mutter von dieſem Augenblick an völlig entſprach.

Zur Hauptrolle war der Herzog von Guiſe bereit. Seit der tapferſten Vertheidigung von Poitiers, das iſt ſeit ſeinem neunzehnten Jahr, hatte dieſer ſeinen Ruhm vor ganz Frankreich gerade dem Admiral gegenüber zu gründen angefangen. Auf Margaretha, die in eben dieſen Tagen des Hugenotten, Heinrichs von Navarra, Vermählte ward, war auch ſein Blick gerichtet geweſen. Sie hätte ihm, den Thron ſelbſt zu beſteigen, einſt die Hand bieten können. Verfolgung

der Hugenotten ſchien alſo nicht bloß ſeine ererbte Beſtimmung zu ſeyn. Er wählte ſie ſelbſt und übte ſie bei jeder Gelegenheit. Rief ihn der Geiſt ſeines Vaters zur Blutrache wieder auf, ſo rief ihm noch lauter ſeine eigene Ehrſucht zu, daß jetzt der Augenblick gekommen ſey, ſeine Partei durch Austilgung der proteſtantiſchen zur einzigen herrſchenden zu machen, und ſich dadurch dreiſt der Königin Mutter an die Seite zu ſtellen.

Das mißlungene Verbrechen ward die Hülle des neubeſchloſſenen. Aus Furcht vor Coligny's Rache, deſſen Verletzung man ihm aufbürde, ſey er ſelbſt — erklärte der Herzog von Guiſe — mit ſeinen Verwandten genöthigt, aus der Königsſtadt zu flüchten. „Geht," ſagte ihm der König mit zürnender Miene, „ſeyd Ihr ſchuldig, ſo werde ich Euch wieder finden!" Und nun waren Zurüſtungen zur Flucht vor den Hugenotten die ſchnellen verdachtloſeſten Vorbereitungen ihres Untergangs.

Der Admiral mußte vollends ſelbſt ſeinen Feinden die Schlingen über ſich und die Seinigen zuſammenziehen helfen. Man warnte ihn von vielen Seiten, daß die Guiſen noch vor ihrem Abzug etwas verſuchen möchten. Einige riethen, ihn ſelbſt aus der Stadt zu flüchten. Der biedere Mann vertraute, mit den Beſten ſeiner Angehörigen, auf das Wort ſeines Königs, übergab ſich in den Schutz deſſelben und erhielt eine ſtarke Wache von der in die Stadt kurz zuvor eingezogenen Garde. Auf Befehl vom Hof mußten die Katholiken in der Nähe ſeines Quartiers

allen proteſtantiſchen Adeligen Wohnungen einräumen, wenn ſie zur Sicherheit ihres Hauptes ihm nahe zu ſeyn wünſchten; und hiezu wurden dieſe ſelbſt aufgefordert. Die Polizei ermunterte ſie zur Beſchützung Coligny's und führte über die Verſammelten ein Regiſter — die ſichere Todtenliſte für ihre Mörder! Der König von Navarra wurde gebeten, ſeine Vertrauten zur Hülfe für den König gegen die Guiſen in's Louvre zuſammenzubringen, und zugleich ſeine Schweizergarde dem Admiral zur Bedeckung zuzuſchicken. Um Waffen im Louvre zuſammenzubringen, wurde ein Turnier vorgegeben, und Coligny ſelbſt vom Könige davon benachrichtigt. Einzelne Funken von Argwohn verloren bei dieſer ängſtlichen Anhänglichkeit des Hofs an die Hugenotten alle Kraft, und ſchienen kaum noch die Furchtſamſten beunruhigen zu können. Indeß erſah die Kabale mit gierigem Auge ihre volle Beute. Dieſe war wie in eine Heerde zuſammengetrieben. In der Mitternachtsſtunde des 24. Auguſts ihre Rache zu ſättigen, ward in den Tuillerien von dem Blutrath feſtgeſetzt, in welchem zwei Brüdern des Königs, dem Herzog von Anjou und dem Grafen von Angouleme, ferner dem Herzog von Nevers, dem Siegelbewahrer Birague, den Marſchällen von Tavannes und von Retz — Katharina von Medicis präſidirt hatte, und wo kaum ihr neuer Tochtermann nebſt wenigen der königlichen Blutsverwandten von dem allgemeinen Mordurtheil über die calviniſtiſche Partei in die Ausnahme geſetzt worden war.

Wäre wirklich bei dieſen Stiftern des Blutbads, wie von Tavannes dies zu erweiſen iſt, der Glaube, Gott einen Dienſt zu thun, die wahre Begeiſterung zur Unmenſchlichkeit geweſen, man würde die Schwachheit des menſchlichen Verſtandes betrauern, den Aberglauben des Zeitalters anklagen; aber man würde die Thäter nicht verabſcheuen. Wir würden, wenn ſie aus Pflicht die Menſchlichkeit in ſich unterdrückt hätten, Achtung ihrer Abſicht ſchuldig ſeyn, indem Entſetzen vor der Handlung uns durchſchauerte. Aber von den meiſten der Handelnden macht es ihr ſonſtiger Charakter gewiß, daß ſie in den Hugenotten nur eine Partei von Gegnern ſahen, wider welche man ſich Alles erlauben zu dürfen freute, weil ſie glücklicher Weiſe zugleich Ketzer ſeyen. Auch Katharina ſelbſt mag Afterglauben genug gehabt haben, um in Coligny den Reformirten von ganzem Herzen zu haſſen, und dieſen Haß ſogar für verdienſtlich zu halten. Aber eben ſo gewiß würde es ihr leid geweſen ſeyn, wenn der Mann, welcher ihrer Herrſchſucht Beſchränkung drohte, im Augenblick durch einen Gang in die Meſſe ſich weniger haſſenswerth gemacht hätte.

Schon hatte Tavannes ausgeſuchte Bürgerwachen, deren Anführer in des Königs Gegenwart hiezu befehligt worden waren, in der tiefſten Stille der unglückſchwangern Bartholomäusnacht vor dem Stadthaus verſammelt. Schon wartete der Grimm des Herzogs von Guiſe mit dreihundert Mordluſtigen auf das verabredete Zeichen, Karl ſelbſt erſtickte in dieſem Augenblick auch die Stimme der Freundſchaft,

in deren Geſellſchaft das Mitleiden ihm zum letzten Male ſich zu nähern verſucht hatte. Er ließ nach der Abendtafel und nach einigem Widerſtreben ſeinen ſonſt geliebten Geſellſchafter, den Grafen Franz von la Rochefoucauld, aus dem Schloſſe unwiſſend dem lauernden Tode entgegen gehen, welchem er nun ſogleich ſelbſt das Signal zum Würgen geben laſſen wollte. Noch gefühlloſer drängte Katharina die neuvermählte Königin von Navarra, ihre Tochter, dieſen Abend recht bald in das Zimmer ihres Gemahls ſich zu entfernen, wo doch ſo leicht Rache der Calviniſten oder die im Dunkel der Nacht umherirrende Mordgier ſie ſelbſt überfallen konnte. Alles mochte aufgeopfert werden, wenn nur ihr eigener Plan ſeine beſtimmten Opfer erhielte!

Und dennoch, da nun der König, nach gegebenem Mordſignale, über der Pforte des Louvres in den Balkon gegen die Stadt hervortritt, da die wenigen Mitwiſſenden, die Königin Mutter an der Spitze, durch die einſamen Gänge ihn unter dringenden Beredungen begleitet hatten, da die Furien, jetzt von ihren Feſſeln losgelaſſen zu werden, knirſchten, erſtarrt dieſen Häuptern des Frevels das Herz. Die Menſchheit in ihnen fühlt die letzten Zuckungen. Blaß und außer ſich zittern ſie vor ſich ſelbſt, ſtarren einander an und ſind im Augenblicke eins, durch einen Eilenden den Mordbefehl zurückzunehmen und den Ausbruch der Greuel zu hemmen, welche gewünſcht, beſchloſſen, geboten zu haben, ſie ſich nun ſelbſt nicht mehr zutrauen. Man hörte einen Piſtolenſchuß. „Ob

er Jemand beſchädigte, weiß ich nicht," — erzählte Katharinens Lieblingsſohn, der Herzog von Anjou — „aber daß er uns allen Dreien in's Herz ging, daß er uns Gefühl und Beſinnung nahm, dies weiß ich. Wir waren außer uns vor Schrecken und Beſtürzung über die jetzt begonnenen Verwirrungen."

Sie kam zu ſpät — dieſe feige Reue. Mehr eine ſchwache Tochter der Unentſchloſſenheit als der Ueberlegung, verdient ſie nur vor dem Menſchenkenner als Zeugin aufzutreten, wie überſpannt die Wuth der Leidenſchaft in den Urhebern der jetzt ſchon ausgebrochenen Jammerſcenen geweſen ſeyn muß, daß ſie nun im Augenblicke der Vollendung in die gewaltſamſte Abſpannung aller ihrer Nerven und Kräfte plötzlich ſich auflöſte.

Schon hätte Coligny's Schatten ſeine Genugthuung in dieſem Augenblicke des ſich ſelbſt peinigenden Laſters mit ſich hinübernehmen können. Der Herzog von Guiſe war, nach dem erſten Schall des Signals von der Frühmettenglocke, mit ſeiner Rotte gegen des Admirals Wohnung losgebrochen. Auf den Zuruf: „Im Namen des Königs!" wurde die Pforte geöffnet, ihre Wächter fielen, die Schweizer verkrochen ſich vor der hereinſtürzenden wüthenden Menge, der alte verwundete Coligny raffte ſich aus dem erſten Schlaf auf. Schon ſchallten ſeine Vorſäle von wilden Stimmen der Mordenden und dem Röcheln der Erwürgten vermiſcht. Drei franzöſiſche Oberſten brachen in ſein Zimmer und ſchrieen ſeinen Tod ihm entgegen. Betend hatte ſich der fromme Held an die Wand gelehnt.

Ein Italiener (Petrucci) und ein Deutſcher von Adel (Besme) drängten ſich vor. „Biſt du Coligny?“ rief dieſer. „Ich bin's,“ antwortete mit feſter Stimme der Greis — „und hier, junger Menſch, achte du meinen grauen Kopf!“ Besme durchſtach ihn in dieſem Augenblick, gefühlloſer, als Marius' Mörder. Rauchend zog er ſein Schwert zurück und gab ihm einige Kreuzhiebe über das Geſicht. Die Tollheit der Nachfolgenden zerfetzte den Körper mit tauſend Wunden. „Dies wäre vollbracht!“ grinzte Besme auf den Hof hinab, und da der Graf von Angouleme, Karls Baſtardbruder, damit noch nicht zufrieden ſeyn wollte, warf man ihm zum Fenſter hinaus den Ermordeten vor die Füße. Gierig unterſuchte er das bluttriefende Geſicht, und da er der That gewiß war, ſtieß er — den todten Löwen — mit einem Fußtritt von ſich.

Ueberall leuchteten indeß dem ſich fortwälzenden Mord Pechkerzen vor der Häuſern; die Straßen waren durch Ketten geſchloſſen; Wachen ſtanden im Hinterhalt gegen die Fliehenden; Andere drangen in die Straßen ſelbſt ein, wo, vom Schlummer aufgeſchreckt, die ſchimpflich getäuſchten Proteſtanten, wie ſie aus ihren Thüren hervorkamen, ihren Feinden in die Hände fielen. Für ſie fand ſich in dieſer unerwarteten Noth weder Rath, noch Führer, noch Sammelplatz. Die Katholiken erkannten ſich unter einander an einem weißen Tuch um den linken Arm und an einem Kreuz von eben dieſer Farbe. Das Zeichen des großen Dulders und die Farbe der Unſchuld entweihten ſie zum Meuchelmord ihrer Brüder. Hätten ſich die Verfolgten

von ihrer Beſtürzung ſammeln können, hätten ſich mehrere vereint und ſo tapfer vertheidigt, wie wenige Einzelne dieſen Ruhm behaupteten, vielleicht hätte der Frevel mitten in ſeinem Triumph ſeine Strafe gefunden.

Sobald es an Schlachtopfern auf den Straßen zu fehlen anfing, brach man in die Wohnungen ſelbſt ein. Kein Alter, kein perſönlicher Werth ſchützte hier. Des Admirals Schwiegerſohn, Teligny, war ſo liebenswürdig, daß die erſten, welche ihn zu morden aufſuchten, ſich betroffen zurückzogen. Aber bald fanden ihn Gefühlloſere. Die Pariſer Bürgerwachen, welche bei Ertheilung des Mordbefehls zurückgebebt waren, übertrafen nun, in Wuth geſetzt, alle Erwartung der unmenſchlichſten Anführer. Die verſtümmelten Leichname wurden aus den Fenſtern herabgeſtürzt, und nicht nur nackt in die Seine, ſondern oft noch zum Poſſenſpiele des Grimms oder der Wolluſt ſonſt umhergeſchleppt. Wer lebend oder verwundet entrann und ſich für gerettet hielt, fiel doch meiſt noch durch die herumſtreifenden Bürger oder durch die Guiſiſchen Horden, unter welchen Tavannes die Wuth durch Hohngelächter entflammte. „Nur immer zu mit dieſer Aderläſſe,“ ſpottete er. „Sie iſt im Auguſt ſo geſund als im Mai.“ — Bei dieſem Tavannes war jene wilde Luſtigkeit ſo ſehr Folge der ſoldatiſchen Ueberzeugung, Gott und dem König den größten Dienſt gethan zu haben, daß er ſelbſt noch in ſeiner letzten Beichte die Bartholomäusnacht für die Unternehmung ſeines Lebens erklärte, wegen

welcher er ſeiner Sünden Vergebung hoffe. Aber auch jeder Privathaß fand nun zugleich ſeine Beute, da unter dem heiligſten Vorwand Religionsfanatismus ſie ihm in die Hände lieferte. Andere, ſelbſt Edelleute, raubten unter dem Schutz dieſes blinden Dämons. Selbſt der König und ſeine Mutter ſollen von den geplünderten Koſtbarkeiten Geſchenke angenommen haben. Die Dinge hatten ihre Namen geändert. Niederträchtigkeit war Herablaſſung. Einem ſterbenden Hugenotten entriſſene Brillanten ſchienen jetzt der Schmuck, welcher den Streitern Gottes als früher irdiſcher Lohn gebühre. Sie wurden das Erinnerungszeichen am Tage, wo ſelbſt unter den Augen des Königs, ſelbſt in dem Pallaſte, in welchem der Verlaſſenſte, um ſeinen Schutz von der Gerechtigkeit zu fordern, ſicher ſeyn ſollte, kaum Laune und Willkühr einigen Wenigen ihr Leben als kümmerliches Gnadengeſchenk erhalten hatten. Wer ſonſt im Louvre Rettung ſuchte, fand durch die Wachen ſeines Königs ſchon an den Pforten ſeinen Tod. Die Geſchichte nennt Zeugen, daß der König ſelbſt aus dem Louvre auf fliehende Hugenotten ſchoß. Und eine Stunde nach dem Ausbruch des allgemeinen Mordfeſtes war auch in den verborgenſten Zimmern des Pallaſtes kein Winkel mehr ohne Blut und Leichen. Den achtzigjährigen Hofmeiſter des Prinzen von Conti rettete nicht das Flehen ſeines Zöglings von den Dolchen, welche dieſer mit ſchwachen Händen aufhalten wollte. Blutend und verzweiflungsvoll warf ſich Gaſto von Leyran in das Schlafzimmer der Königin von Navarra

und machte ſie ſelbſt zu ſeinem Schild gegen vier Söldner, die ihm nachſetzten. Die Königin floh zur Herzogin von Lothringen, ihrer Schweſter; an der Thür ſtieß man einen Edelmann neben ihr nieder; ſie ſank ohnmächtig in's Zimmer hin, und erwachte mit neuem Schrecken über das Schickſal, in welches dieſe „Bluthochzeit“ ihren eigenen Gemahl geſtürzt haben werde.

Dieſer war mit dem Bruderſohn ſeines Vaters, dem Prinzen von Condé, während der Tag über den bisherigen Mordſcenen anbrach, zum Könige gefordert worden, der es ihnen beiden als Uebermaß ſeiner Gnade anrechnete, daß ſie, von der ganzen hugenottiſchen Partei die Einzigen, von ihm zum Voraus das Leben zum Geſchenk erhalten hätten. Aber mit wilder Miene forderte er ihnen nun die ſchleunigſte Abſchwörung der reformirten Religion als einen Beweis ab, daß ſie bisher bloß die Verführten geweſen ſeyen. Sie waren mitten durch die zum Mord bereiteten Garden herzugeführt worden. Im Zimmer des Königs konnten ſie in einiger Entfernung noch das Winſeln der Ihrigen hören, welche, aus dem Pallaſt unter die in doppelte Reihen geſtellten Schloßwachen zuſammengetrieben, von dieſen niedergeſtoßen wurden. Da die Prinzen dem König zweifelhaft antworteten, rief er ihnen mit einem ſeiner Flüche zu: daß ſie innerhalb drei Tagen zwiſchen der Meſſe und der Baſtille zu wählen hätten! Dies war denn auch wirklich für ihn von den jetzigen Grauſamkeiten allen faſt der einzige Gewinn, daß ſich Heinrich von

Navarra mit ſeiner Schweſter in dieſer Zeit einen geheuchelten Uebergang zur katholiſchen Kirche abnöthigen ließ, und der Prinz von Condé nach etwas längerem Widerſtand ihrem Beiſpiele nachfolgte.

Berauſcht von dem glücklichen Erfolg der mörderiſchen Nacht, in welcher man zwiſchen Furcht und Wuth geſchwebt hatte, kannte Karls unbändiger Charakter ganz keine Rückſichten mehr. Noch drei Tage dauerte das Morden, wo man nur irgend in der Gegend ein verſtecktes Opfer der Rache aufjagen konnte. Und unter dieſen Greueln durchzog der König mit ſeinen Höflingen die Stadt, und luſtwandelte unter Blut, Leichen und Trümmern. Man hatte Coligny's Leichnam, auf alle Weiſe mißhandelt und umhergeworfen, endlich bei Montfaucon an den Galgen aufgehenkt. Selbſt dahin kam der König, um an den verſtümmelten Reſten vom Körper eines Greiſen ſeine Luſt zu ſehen, deſſen Anblick ihm vor wenig Tagen noch unwiderſtehlich Achtung geboten hatte. Eines Feindes Leiche, ſpottete er dem Vitellius nach, riecht immer gut! — Aber noch mehr verächtliche Unbeſonnenheit begleitete ſeine jetzigen Staatshandlungen.

Während der offenbarſten Theilnahme an den Verbrechen dieſer Tage ſetzte ſich Karl ſo ſehr über allen Schein von Achtung gegen ſich und Andere weg, daß er am erſten Tage in Schreiben an Statthalter der Provinzen und auswärtige Höfe jeden Antheil an dem Geſchehenen von ſich ablehnte, und Alles vielmehr dem Trotz der Guiſen und der Chatillons aufbürden zu können wähnte, am dritten Tag aber eine

feierliche Sitzung im Parlament hielt, um den ermordeten Admiral der ſchändlichſten Verrätherei gegen Thron und Staat zu beſchuldigen, ſein Andenken durch die ſchimpflichſten Strafen eines Majeſtätsverbrechens ſchänden zu laſſen, und den Untergang der Partei als ihre verdiente, von ihm ſelbſt befohlene Strafe zu rechtfertigen. So ſehr war er jetzt, ohnmächtiger als vorher, das Spiel der Intriguen ſeiner Mutter. Beim erſten Schritt, mit welchem ſie ihn in den Mordanſchlag hereinzuziehen gewußt hatte, wurde er beredet, daß der allgemeine Haß auf die Guiſen fallen, der Gewinn aber, Befreiung von Furcht und Gefahren, ſein eigen ſeyn würde. Sobald aber nun nach vollbrachter That eine neue Faktion der Montmorency's, welche für Coligny und die Seinigen Rache forderten, wider die Guiſen zu entſtehen drohte, ward er genöthigt, die ganze Schuld einzugeſtehen, um nicht als der ſchwache nichtsbedeutende Inhaber des Throns zu erſcheinen, unter deſſen Augen Jeder ohne ſeinen Willen Alles ſich zu erlauben wage. Um den Schein zu haben von dem, was er nicht war und nicht werden konnte, wurde er wirklich das, was er von ſich zu bekennen erröthete, und was für ſich ſelbſt zu unternehmen ihm Muth und Liſt gefehlt hätten. Um nicht ſchwach zu ſcheinen, war er ſchwach genug, von allen Uebrigen ſich zur Verſchleierung ihrer Thaten mißbrauchen zu laſſen und in ihrem Namen der Gegenſtand jener Verachtung zu werden, zu welcher ſein Reich, das Ausland und die Nachwelt den Regenten, unter dem eine Bartholomäusnacht ſo ſchändlich

entheiligt werden konnte, unerbittlich verdammen mußten. Und für all dieſe Unſterblichkeit der Schande hatte er nicht einmal auf einen Augenblick den Zweck erreicht, welchen die Stifter des Unglücks ihm als ſeine Entſchädigung vorgeſpiegelt hatten.

Es iſt eine wahre Genugthuung in der hiſtoriſchen Bemerkung, daß gerade die entſchiedenſten Wagſtücke des Laſters, wenn gleich alle Verſchlagenheit an ihnen ſich müde geſonnen, die gereizteſte Wildheit ſie vollbracht und das furchtbarſte Bollwerk gegen Verantwortlichkeit, der Thron ſelbſt, ſie geſchützt hatte, dennoch ihres Zieles verfehlt, oft die entgegengeſetzteſten Folgen herbeigezogen, und den Thätern nichts als eine verdoppelte Verzweiflung des leeren Beſtrebens und der nagenden Vorwürfe ihres innern Richters bereitet haben.

Zwar ſparten die Häupter der ſiegenden Partei nichts von Liſt und Gewalt, um die Früchte der Thaten ſich zu ſichern, über welche bloß ein glücklicher Ausgang, jener falſche Probierſtein des Schlechten und des Guten, ihnen die Reue erſparen zu können ſchien.

Man verhängte noch über Einige von der mißhandelten Partei förmliche Gerichte, und es wurden Juſtizmorde daraus; man brandmarkte das Andenken des Admirals durch ein gerichtliches Urtheil über ihn als Verräther und Königsmörder, und ließ es unter den ſchimpflichſten Gebräuchen in den Hauptſtädten des Reichs exequiren. Sein Wappen wurde durch den Henker zerſchlagen, ſeine Kinder ihres Vermögens und aller Hoffnung zu Bedienungen verluſtig erklärt; ſein

Schloß zum öden Denkmal ſeiner Schande der Zerſtörung übergeben. Man eilte, in ganz Frankreich durch Mordbefehle die Hugenotten, als Mitſchuldige jener Verbrechen, zu verfolgen. Aber nichts hinderte die entgegengeſetzten, aus dem Begangenen ſich entwickelnden Wirkungen. Was das Parlament zu Paris, in welchem der Präſident de Thou den König als Ankläger der Ermordeten mit halb erſticktem Seufzen anhörte, in der Nähe des Thrones nicht wagte, das thaten einige brave Statthalter der Provinzen. Einer — der Graf von Orthe, Befehlshaber zu Bayonne — ſchrieb dem König auf ſeine Mordbefehle zu: „daß er die Seinigen als gute Bürger und als brave Soldaten, aber keinen einzigen Henker unter ihnen gefunden habe.“ Andere — die Geſchichte nennt unter ihnen auch einen Biſchof — ließen die Befehle nicht zur Vollziehung kommen. Der ſchnelle Tod von einigen dieſer Vertheidiger der Unſchuld ließ auf Vergiftung argwohnen. Dennoch blieben, beſonders in Dauphiné, Provence, Bourgogne und Auvergne die Proteſtanten geſchont. Manche der Vornehmſten waren nicht in Paris geweſen, andere doch dem Blutbad entflohen. Viele ſuchten im Ausland Hülfe, wo, vorzüglich unter den biedern Deutſchen, Katholiken ſowohl als Proteſtanten, der Abſcheu gegen ihre Verfolger den Muth, ſie zur Rache zu unterſtützen, anfachte, bei andern wenigſtens das Mitleiden, ihrer zu ſchonen, nährte. Den in Frankreich Zurückgebliebenen gaben bald einige über die Katholiken erhaltene Vortheile neue Hoffnung. Die auf's Höchſte geſtiegene

Gefahr vervielfältigt die Kräfte, ſobald nur die erſte Beſtürzung vorüber iſt.

Zu frühe feierten zu Rom die Diener des heiligen Stuhls ſeinen Sieg über die franzöſiſchen Ketzer durch alles weltliche und geiſtliche Freudengetümmel, durch Meſſen und Kanonendonner. Zu leichtſinnig glaubte man am Hofe zu Paris das Andenken an die vertilgten Hugenotten doch noch durch ein jährliches Feſt über ihren Umgang verewigen zu müſſen. Mit blutiger Rache brachten ſie ſich bald ſelbſt wieder in Erinnerung. Siebenzigtauſend Calviniſten waren, nach Sully, in acht Mordtagen, in Frankreich gefallen. Aber wen eine ſolche Verkettung des Verderbens nicht zu Grunde gerichtet hat, der hält ſich bald für unüberwindlicher, als er iſt! Halb Furcht, halb neue Liſt diktirte dem König ſchon am 28. Oktober einen Befehl, der ihnen überall Schutz und die Rückgabe ihrer Güter zuſagte.

Argliſt und Klugheit, welch ein ungleiches Schweſternpaar! Indem dieſe dem erlaubten Zweck auf Pfaden ſich nähert, die von der Rechtſchaffenheit geſichert werden, krümmt ſich jene auf täuſchenden Irrwegen zu Zielen fort, welche ſie nie, oder nur zu eigener Schande erreicht. Das Schwanken des Hofs von Grauſamkeit zur Nachſicht, was konnte dies anders, als gegen fortdauernde Hofkabalen den Blick des Argwohns ſchärfen, und die Schwäche der königlichen Partei noch ſichtbarer bloßſtellen? Denn Partei hatte nun der König genommen. Das ganze mächtige Uebergewicht, welches die Erhabenheit des Throns

gibt, iſt verloren, wenn der Fürſt, vom Ungeſtüm des Parteigeiſtes verführt, ſelbſt in eine Faktion wider die andere ſich herabziehen läßt. So lange er auf dem Throne ſteht, gebietet ſein Anſehen Ehrfurcht auf beiden Seiten. Iſt er ſelbſt auf eine Seite getreten, ſo ſieht die gedrückte Partei den Sitz der gemeinſchaftlichen Gerechtigkeit leer. Alles, was gegen ſie geſchieht, iſt nun Verfolgung und wird nicht mehr von jenem geheimen Eindruck begleitet, welcher ſonſt bewirkt, daß Strafen des Staats, vom Vollſtrecker der Geſetze auferlegt, nicht reizen, ſondern bändigen.

Indem ſich die Proteſtanten unter den Begünſtigungen der Inconſequenz, welche den Despotismus in keinem Zeitalter verläßt, in ihre feſtern Schutzplätze wieder ſammelten, ſahen ſie ihre Partei unerwartet von einer neuen unterſtützt, welche dem Hof weit furchtbarer ſeyn mußte. Sie war mitten in des Feindes Gebiet, am Hofe ſelbſt. Mitgefühl des Unrechts ſchafft dem Unterdrückten unverhoffte Freunde. Nicht wenige von den vornehmſten Katholiken wurden gegen die Hugenotten geneigter, je unwiderſtehlicher die hinterliſtige Behandlung das Gefühl der Biederkeit in ihnen beleidigte. Selbſt bei Karls drittem Bruder, dem Herzog von Alençon, war das Gefühl der Geiſtesüberlegenheit des mißhandelten Admirals unauslöſchlich.

Noch Mehrere, die, gegen allen Religionsunterſchied höchſt gleichgültig zu ſeyn, durch Stand und Geburt ſich gleichſam für berechtigt hielten, lernten, was die Intrigue Katharina's, mit Karls Ungeſtüm

gepaart, unfehlbar gegen Jeden, der ihr ihm Wege ſtehe, ſich erlauben könne. Wer hätte auch die mächtigen Montmorency bereden können, daß ihnen das Schickſal ihrer Verwandten, der Coligny, weniger drohe, weil ſie wenigſtens mit dem Hofe einerlei Glaubensbekenntniß hätten? Sie ſahen zu deutlich, daß ſie die Eiferſucht der Königin Mutter auf jede ihr ſich nähernde Gegenmacht gemeinſchaftlich mit den Ermordeten gegen ſich hatten.

Alles überdies, was aus irgend einer Urſache mit der herrſchenden Hofpartei mißvergnügt war, vor ihr ſich zu fürchten, oder von ihr etwas zu ertrotzen hatte, war wenigſtens, ſo lange es Jedem zweckmäßig ſchien, nicht geneigt, in den Hugenotten die Feinde des Hofs völlig unterdrücken zu laſſen.

Kein Wunder, daß die ganze innere Schwäche der königlichen Partei, ſobald es zu einer Kriegsunternehmung kam, gegen die unerwartete innere Stärke des kleinen Haufens der Proteſtanten in einem beſchämenden Contraſt erſchien. Die feſte Seeſtadt Rochelle hielt man für die letzten Schutzwehr der Proteſtanten. Das Beſte war, daß dieſe von dem Orte eben ſo dachten. Sie vertheidigten ihn, wie man um ein Palladium kämpft, da Katharina ihren Lieblingsſohn mit einem furchtbaren Heere unter Biron's Anführung abſchickte, um hier am Ocean, auf den Ruinen des franzöſiſchen Proteſtantismus, ihrem, in der Bartholomäusnacht begonnenen tragiſchen Werke die Krone aufzuſetzen. Die Stadt wurde nur von **1500** Soldaten und **200** bewaffneten Bürgern vertheidigt. Aber alle,

ſelbſt Kinder und Weiber, wurden Krieger. Höchſt unbedeutend war eine Hülfe, die Montgommery aus England den Belagerten zuführte; aber ſie fanden genug in ſich ſelbſt. Fünf Monate fochten ſie, und nicht bloß für ſich; denn ihnen allein ſchmeichelte man, Gewiſſensfreiheit und bürgerliche Sicherheit gerne zu accordiren. Sie hörten aber von nichts, ſo lange ihre Glaubensgenoſſen nicht mit in den Genuß der Früchte ihrer Tapferkeit eingeſchloſſen ſeyn würden.

Unter den vielen Seltenheiten einer ſolchen Kriegsunternehmung war die ſonderbarſte der Anführer der Rocheller. Er war ihnen vom König ſelbſt gegeben. De la Noue, ein Calviniſt, welcher kurz vor der Ermordung des Admirals den Krieg nach den Niederlanden zu ſpielen den erſten, aber unglücklichen Verſuch gemacht hatte, ward vom Könige genöthigt, zu den Rochellern überzugehen, um ihr Vertrauen ganz zu gewinnen und ſie zur Uebergabe zu überreden. Sie wußten dies, und dennoch nahmen ſie ihn mit der Bedingung auf, ihr Anführer zu werden. Er erfüllte dieſe kriegeriſchen Pflichten gegen ſeine Partei ſo genau, als die patriotiſche gegen das Vaterland, angelegentlichſt Frieden zu rathen, ſo oft er die Rocheller von einem glücklichen Ausfall zurückführte. Nur als Friedensſtifter gehorchten ſie ihm nicht. Aber eine ſeltene Ehre bleibt es für die Proteſtanten, einen Mann beſeſſen zu haben, welcher zwiſchen einem ſchmeichelnden Hof und einer unruhigen Religionspartei ſo feſt in der Mitte ſtand, daß beide ihn achten mußten, weil kein Theil von der Befolgung ſeiner Ueberzeugung ihn abzubringen vermochte.

Der größte Vortheil für die Belagerten war, daß man die Macht, welche man gegen ſie aufbot, nach der Zahl und nicht nach der Tauglichkeit gewählt hatte. Während man Alles zum Heere zuſammentrieb, was der Hof auch von falſchen Freunden und von Schwächlingen irgend in Bewegung ſetzen konnte, hatte man nur ſo langſam herbeirücken können, daß ſie indeß den möglichſten Vorrath aller Art in ihre Mauern brachten. Dagegen war die Menge der Unnützen im Lager gegen die Belagerer ſelbſt der größte Feind, und ihr ſcheinbares Oberhaupt, der gehaßte Herzog von Anjou, die Urſache zur Fortdauer ihres vergeblichen Kampfs. Wie in ſeinem ganzen Leben, ſo quälte ihn auch hier die blinde Ehrſucht, nichts, was er angefangen hatte, aufgeben zu wollen. Dennoch befeuerte ihn eben dieſe Leidenſchaft nicht, für ſeinen Zweck auch mit möglichſter Thätigkeit alle Mittel zu vereinigen. Das Heer wurde ihm ganz ähnlich. Viele Wageſtücke ohne Plan, und Unordnung hatten ſeine Reihen ſchon ſehr dünne gemacht. Krankheiten wirkten in einem ſo langwierigen Standlager noch mehr. Und, damit kein Uebel vorbeiginge, ohne den Samen eines neuen in ſich zu erzeugen, gerade die Vereinigung aller Mißvergnügten in dieſem Heerzug gab jedem Unruhigen volle Gelegenheit, unter ſeines Gleichen Partei zu machen oder zu nehmen. Noch war es vielleicht bloß die unregelmäßige jugendliche Ungeduld, vor der Zeit ſich bedeutend zu machen, was den jüngeren Bruder des Herzog von Anjou, den Herzog von Alençon ſelbſt, zu raſchen, aber

folgeloſen Planen gegen den Hof verleitete. Aber ſchlimm genug, wenn jene Sucht, den Mißvergnügten zu ſpielen, ſo frühe geweckt iſt. Ein zwecklos entzündeter Ehrgeiz hört nie auf, Alles in Unruhe zu ſetzen, wäre es auch nur, um ſich und Andern zu verbergen, daß er nichts zu erreichen habe.

Kaum hatte dem Herzog von Anjou ſeine Wahl zum König von Polen den ſcheinbaren Vorwand gegeben, von den Rochellern durch einen Vertrag (vom 6. Juli 1573) ſich loszuwickeln; kaum hatte ihn Katharina mit einem bedeutungsvollen Blick auf den ſchon hinwelkenden König Karl aus ihren Armen in jenes Königreich abreiſen laſſen, welches ſeit Jahrhunderten durch ſich ſelbſt zum Spiel der Ausländer gemacht wird; kaum ſchien, durch die ſchauervolle Eroberung der kleinen proteſtantiſchen Feſte Sancerre, welche mit Rochelle durch Tapferkeit, aber nicht durch äußere Begünſtigung des Glücks wetteifern konnte, der letzte Kampfplatz der ſtreitenden Parteien zernichtet zu ſeyn, ſo trat das Ungeheuer innerlicher Unruhen in verdoppelter Geſtalt nicht bloß in den Provinzen, ſondern auch am Hofe und ſogar in der Familie des Königs ſelbſt auf.

Mit Karln ſollte es furchtbar enden. Seit er ſich unter den Mordſcenen der Bartholomäusnacht außer ſich ſelbſt verloren hatte, war er nie wieder, was er ſeyn konnte. Wie er nicht die Standhaftigkeit gehabt hatte, ſich von jener Herabwürdigung des Menſchen und des Fürſten in ihm zurückzuhalten, ſo war er jetzt nach vollbrachter That weder leichtſinnig noch

gewiſſenlos genug, der innern Rüge derſelben unter irgend einem ſchlüpfrigen Vorwand zu entfliehen, oder mit der eiſernen Stirn der Schamloſigkeit zu trotzen. Der Aberglaube ſeiner Zeit, welchem er ſo viele Opfer gebracht hatte, war ſelbſt ſeine Strafe. Wo er einſam war, glaubte er ſich von den Manen der Erſchlagenen verfolgt. Blutende Geſtalten machten ſeine Nächte ſchlaflos, ſeine Ruhe ihm zur Hölle. Er warf ſich mit ſeinem gewöhnlichen Ungeſtüm in wilde Zerſtreuungen, aber die Ermattung überlieferte ihn wieder den Peinigungen ſeiner zerrütteten Seele. Er verſuchte es, durch neue Grauſamkeiten ſich ſelbſt abzuſtumpfen; aber er war zu jung und wirklich von der Natur zu gutartig gebildet, als daß er jenen abſcheulichen Troſt abgehärteter Frevler zu ereilen vermocht hätte. Katharina wußte ſich dagegen zu bereden, daß ſie nur etwa vier bis ſechs von den Ermordungen der Bartholomäusnacht auf dem Gewiſſen habe. So viele hatte ſie ſelbſt namentlich gefordert. Und von dieſen hatte ſie leicht ſich zu abſolviren, wenn etwa ihr Beichtvater, wie Naudé,* für den ganzen Frevel den feinen höfiſchen Namen eines „Staatsſtreichs“ erfinden oder ahnen konnte.

In Karln hingegen konnten nur, wenn er einen Blick um ſich her warf, ſeine innern Qualen verſtummen; ſie wurden dann zurückgeſchreckt durch Beſorgniſſe der gegenwärtigſten Gefahren, welche ihn

* Gabr. Naudé in ſeinen Considérations politiques sur les Coups d'État, Ch. III. bedauert nur, daß dieſer Staatsſtreich bloß halb ausgeführt worden ſey. Sehr conſequent!

zunächſt umſchloſſen. Er kannte ſeinen nächſten Bruder. Die Geſchichte kennt ihn als Heinrich **III.**, und genug mag es hier zur Schilderung von ihm ſeyn, wenn man ſich erinnert, daß die Stifterin der Bluthochzeit ihn ihren übrigen Söhnen auffallend vorzog. Eben dieſe ſeine Mutter kannte Karl auch. Sie hatte ihn an den Abgrund geführt, an welchem ſeine Schwermuth jetzt ſchauderte. Von ihr mußte er ſich weiter, wohin es ihr gefiel, treiben laſſen. Oder wußte er nicht, wie oft ſchon wenigſtens der Verdacht, auch im Giftmiſchen eine Italienerin zu ſeyn, ſelbſt bei dem Tode von Perſonen aus der königlichen Familie auf ſie gefallen war? Er ſelbſt war ſo oft das Werkzeug ihrer über Mittel nie verlegenen Herrſchſucht geweſen, daß er vor ſeiner eigenen Mutter zittern mußte, wenn er einmal ihren Winken ſich zu widerſetzen die Laune gehabt hatte, und den Herzog von Anjou in ihren Armen ſah.

Das Schickſal ſchien ſich ſeiner zu erbarmen, da der Herzog (1573) als König nach Polen abging. Höchſt wahrſcheinlich bürdet man ſelbſt der Königin Mutter diesmal zu viel auf, wenn Manche glauben, daß ſie ihren zweiten Sohn nicht von ſich gelaſſen habe, ehe ſie ſich von dem baldigen Tode des erſten gewiß gemacht hatte. Es iſt wahr, Karl kränkelte ſchon ſichtbar. Aber der unbändige Jüngling auf dem Throne hatte gegen ſich ſelbſt ſo viel gethan, um durch die geheimern Gifte der Natur ſich zu zerſtören, daß es kaum noch nöthig iſt, den verzehrenden Kummer ſeiner letzten Jahre zur Erklärung ſeines

Hinwelkens vor dem 25ſten Lebensjahre hinzuzudenken. Sein Anblick konnte der Mutter Bürge dafür ſeyn, daß ſie ihren Heinrich nach Polen ſicher mit den bedeutſamen Worten entlaſſen: „Geh, mein Sohn; lange wirſt du doch nicht weg ſeyn.“

Nur Karls Zuſtand war auch durch dieſe Erleichterung um nichts gebeſſert. Je trüber jeden Tag ſeine Kränklichkeit ihm ohnehin die Ausſicht in die Zukunft malte, je verſchloſſener er ſelbſt gegen alle Theilnahme ward, deſto mehr häuften ſich in der Wirklichkeit die Urſachen zum ſchnellſten Wechſel zwiſchen Ungeſtüm und Niedergeſchlagenheit.

Für die Abweſenheit ihres zweiten Sohns ſchien ſich Katharina um ſo ausſchließender durch Erfüllung ihrer Herrſchſucht entſchädigen zu wollen. War Karl oft auch gegen ſie ungeberdig und wild, ſo häufte ſie dafür alle Beängſtigungen für ihn aus der wahren oder erdichteten Lage der Dinge, durch die ſorgfältigſte Entwicklung der ſchlimmſten Möglichkeiten, damit er ihr, als Retterin, nach ſeinem Scepter zu greifen, deſto geduldiger geſtattete. Er hatte nur noch Kraft genug, ſich überall mit ihren Ränken umgeben zu ſehen und den Haß zu fühlen, welchen ſie auch jetzt noch immer durch angelegte Meuchelmorde, durch gebrochene Zuſage, durch Verwirrung Aller mit Allen, ſeinem Namen zuzog, der ihre Handlungen auf alle Fälle decken mußte.

In ſeinem dritten Bruder gährte die vor Rochelle ſchon gezeigte Sucht, ſich auf irgend eine Weiſe geltend zu machen, immer auf's Neue. Er

vertrieb ſich eine gute Zeit über bloß die Langweile mit Abwechſelung im Anlegen und im Verrathen ſeiner Plane zu einer Flucht vom Hofe. Er ſchien entlaufen zu wollen, damit Andre ſeine Wichtigkeit nach dem Beſtreben ſchätzen lernen möchten, ihn wieder aufzufinden und zurückzubringen. Aber hinter dieſe leidenſchaftlichen Unbeſonnenheiten der Jugend verſteckten andere erfahrnere Unruheſtifter ihre Entwürfe. Unter dem ſchützenden Namen der Prinzen bildete ſich wieder am Hofe ſelbſt eine Partei der Mißvergnügten, die ſich zum Unterſchiede von der religiöſen Partei der Proteſtanten die Politiker nannten. In einem weſentlichern Sinne verdienten ſie dieſe Benennung nie. Ihre Politik nutzte Niemand als ihren Gegnern. So lange die Proteſtanten ſich an ſie anſchloſſen, hatte Katharina gegen beide weit leichteres Spiel, wie ſonſt. Wäre nicht das Intereſſe des Herzogs von Alençon ſo gewiß den Abſichten ſeines zweiten Bruders auf den Thron von Frankreich und alſo auch der Königin Mutter entgegen geweſen, ſo würde die Vermuthung Wahrſcheinlichkeit gewinnen, daß der Herzog mehr der Spion ſeiner Mutter unter den Unzufriedenen, als ſelbſt ihr Gegner geweſen ſey; ſo unbegreiflich leichtſinnig überlieferte er alle, welche mit ihm complotirt hatten, durch die willkührlichſten Entdeckungen der Rache dieſer Frau, welche jetzt auf's Neue die Regentſchaft über Karln und über Frankreich in Händen hatte. Wollte ſie dieſen ihren eben ſo unfolgſamen als unglücklichen Mündel zittern machen, ſo wußte ſie ihm die Verſchwörungen des Herzogs ſo

furchtbar vorzuſtellen, daß der ganze Hof in Nacht-kleidern nach Paris entrinnen, und der kranke Karl um Mitternacht vor ſeinem dritten Bruder flüchten zu müſſen glaubte. „Hätten ſie doch wenigſtens warten können, bis ich todt bin!“ ſeufzte der von innen und außen umgetriebene lebensſatte Jüngling.

Noch aber erlebte er, daß ſeyn Heer gegen ſeinen geliebten Bruder zu fechten auszog, nachdem dieſer endlich doch mit dem in der Hofſklaverei lange miß-handelten König von Navarra und dem Prinzen von Condé entflohen war.

Er erlebte die Unmöglichkeit, ſein Scepter andern Händen als ſeiner Mutter — und alſo gerade ſeinem mit ſo viel Kunſt und Luſt in’s ferne Polen beförder-ten Bruder — hinzugeben. Er erlebte ein neues Auftreten der Proteſtanten im offenen Felde, und ſah in ihrer Vereinigung mit allen andern Mißvergnügten des Reichs den Beweis, daß die Zwietracht künftig durch religiöſe und bürgerliche Unzufriedenheit, wie aus doppelten Rachen, Flammen über Frankreich aus-ſpeien werde, und daß Alles, womit ihn ſein Ge-wiſſen ſeit der Bartholomäusnacht folterte, eben ſo fruchtlos als abſcheulich geweſen war. Kurz, er er-lebte ſo viel, daß es ihm noch Troſt war, nicht Vater eines Sohns zu ſeyn, welcher die Laſt der Krone von ihm zu erben hätte. *

---

* Anmerkung des Herausgebers. Eine Fortſetzung dieſer Geſchichte, die Schiller ſelbſt wegen ſeiner damaligen Krankheit nicht beendigte, hat Hr. Profeſſor Paulus im 9ten Band der 11ten Abtheilung der hiſtoriſchen Memoires ge-liefert, nachdem er die fernere Herausgabe dieſer Sammlung zum Theil übernommen hatte.

# Herzog von Alba

bei einem

Frühſtück auf dem Schloſſe zu Rudolſtadt,

im Jahr 1547. *

Indem ich eine alte Chronik vom ſechzehnten Jahrhundert durchblättere (**Res in Ecclesia et Politica Christiana gestae ab anno 1500 ad an. 1600. Aut. J. Soeffing, Th. D. Rudolst. 1676**), finde ich nachſtehende Anekdote, die aus mehr als Einer Urſache es verdient, der Vergeſſenheit entriſſen zu werden. In einer Schrift, die den Titel führt: **Mausolea manibus Metzelii posita a. Fr. Melch. Dedekindo 1738**, finde ich ſie beſtätigt; auch kann man ſie in Spangenbergs Adelſpiegel Th. I. B. 13, S. 445 nachſchlagen.

Eine deutſche Dame aus einem Hauſe, das ſchon ehedem durch Heldenmuth geglänzt und dem deutſchen Reich einen Kaiſer gegeben hat, war es, die den fürchterlichen Herzog von Alba durch ihr entſchloſſenes

---

* Anmerkung des Herausgebers. Im deutſchen Merkur vom Jahr 1788 findet ſich dieſer Aufſatz.

Betragen beinahe zum Zittern gebracht hätte. Als Kaiſer Karl V. im Jahr 1547 nach der Schlacht bei Mühlberg auf ſeinem Zuge nach Franken und Schwaben auch durch Thüringen kam, wirkte die verwittwete Gräfin Katharina von Schwarzburg, eine geborne Fürſtin von Henneberg, einen Sauve=Garde=Brief bei ihm aus, daß ihre Unterthanen von der durchziehenden ſpaniſchen Armee nichts zu leiden haben ſollten. Dagegen verband ſie ſich, Brod, Bier und andere Lebensmittel gegen billige Bezahlung aus Rudolſtadt an die Saalbrücke ſchaffen zu laſſen, um die ſpaniſchen Truppen, die dort überſetzen würden, zu verſorgen. Doch gebrauchte ſie dabei die Vorſicht, die Brücke, welche dicht bei der Stadt war, in der Geſchwindigkeit abbrechen, und in einer größern Entfernung über das Waſſer ſchlagen zu laſſen, damit die allzugroße Nähe der Stadt ihre raubluſtigen Gäſte nicht in Verſuchung führte. Zugleich wurde den Einwohnern aller Ortſchaften, durch welche der Zug ging, vergönnt, ihre beſten Habſeligkeiten auf das Rudolſtädter Schloß zu flüchten.

Mittlerweile näherte ſich der ſpaniſche General, vom Herzog Heinrich von Braunſchweig und deſſen Söhnen begleitet, der Stadt, und bat ſich durch einen Boten, den er voranſchickte, bei der Gräfin von Schwarzburg auf ein Morgenbrod zu Gaſte. Eine ſo beſcheidne Bitte, an der Spitze eines Kriegsheers gethan, konnte nicht wohl abgeſchlagen werden. Man würde geben, was das Haus vermöchte, war die Antwort; ſeine Excellenz möchten kommen und vorlieb

nehmen. Zugleich unterließ man nicht, der Sauve-Garde noch einmal zu gedenken und dem ſpaniſchen Generale die gewiſſenhafte Beobachtung derſelben an's Herz zu legen.

Ein freundlicher Empfang und eine gut beſetzte Tafel erwarten den Herzog auf dem Schloſſe. Er muß geſtehen, daß die thüringiſchen Damen eine ſehr gute Küche führen und auf die Ehre des Gaſtrechts halten. Noch hat man ſich kaum niedergeſetzt, als ein Eilbote die Gräfin aus dem Saal ruft. Es wird ihr gemeldet, daß in einigen Dörfern unterwegs die ſpaniſchen Soldaten Gewalt gebraucht, und den Bauern das Vieh weggetrieben hätten. Katharina war eine Mutter ihres Volks; was dem Aermſten ihrer Unterthanen widerfuhr, war ihr ſelbſt zugeſtoßen. Aufs Aeußerſte über dieſe Wortbrüchigkeit entrüſtet, doch von ihrer Geiſtesgegenwart nicht verlaſſen, befiehlt ſie ihrer ganzen Dienerſchaft, ſich in aller Geſchwindigkeit und Stille zu bewaffnen und die Schloßpforten wohl zu verriegeln; ſie ſelbſt begibt ſich wieder nach dem Saale, wo die Fürſten noch bei Tiſche ſitzen. Hier klagt ſie ihnen in den beweglichſten Ausdrücken, was ihr eben hinterbracht worden, und wie ſchlecht man das gegebene Kaiſerwort gehalten. Man erwidert ihr mit Lachen, daß dies nun einmal Kriegsgebrauch ſey, und daß bei einem Durchmarſch von Soldaten dergleichen kleine Unfälle nicht zu verhüten ſtünden. „Das wollen wir doch ſehen," antwortete ſie aufgebracht. „Meinen armen Unterthanen muß das Ihrige wieder werden, oder, bei Gott!" —

indem ſie drohend ihre Stimme anſtrengte, „Fürſtenblut für Ochſenblut!“ Mit dieſer bündigen Erklärung verließ ſie das Zimmer, das in wenigen Augenblicken von Bewaffneten erfüllt war, die ſich, das Schwert in der Hand, doch mit vieler Ehrerbietigkeit, hinter die Stühle der Fürſten pflanzten und das Frühſtück bedienten. Beim Eintritt dieſer kampfluſtigen Schaar veränderte Herzog Alba die Farbe; ſtumm und betreten ſah man einander an. Abgeſchnitten von der Armee, von einer überlegenen handfeſten Menge umgeben, was blieb ihm übrig, als ſich in Geduld zu faſſen, und auf welche Bedingung es auch ſey, die beleidigte Dame zu verſöhnen. Heinrich von Braunſchweig faßte ſich zuerſt und brach in ein lautes Gelächter aus. Er ergriff den vernünftigen Ausweg, den ganzen Vorgang in's Luſtige zu kehren, und hielt der Gräfin eine Lobrede über ihre landesmütterliche Sorgfalt und den entſchloſſenen Muth, den ſie bewieſen. Er bat ſie, ſich ruhig zu verhalten, und nahm es auf ſich, den Herzog von Alba zu Allem, was billig ſey, zu vermögen. Auch brachte er es bei dem Letztern wirklich dahin, daß er auf der Stelle einen Befehl an die Armee ausfertigte, das geraubte Vieh den Eigenthümern ohne Verzug wieder auszuliefern. Sobald die Gräfin von Schwarzburg der Zurückgabe gewiß war, bedankte ſie ſich auf's Schönſte bei ihren Gäſten, die ſehr höflich von ihr Abſchied nahmen.

Ohne Zweifel war es dieſe Begebenheit, die der Gräfin Katharina von Schwarzburg den Beinamen

der Heldenmüthigen erworben. Man rühmt noch ihre ſtandhafte Thätigkeit, die Reformation in ihrem Lande zu befördern, die ſchon durch ihren Gemahl, Graf Heinrich XXXVII., darin eingeführt worden, das Mönchsweſen abzuſchaffen und den Schulunterricht zu verbeſſern. Vielen proteſtantiſchen Predigern, die um der Religion willen Verfolgungen auszuſtehen hatten, ließ ſie Schutz und Unterſtützung angedeihen. Unter dieſen war ein gewiſſer Caſpar Aquila, Pfarrer zu Saalfeld, der in jüngern Jahren der Armee des Kaiſers als Feldprediger nach den Niederlanden gefolgt war, und, weil er ſich dort geweigert hatte, eine Kanonenkugel zu taufen, von den ausgelaſſenen Soldaten in einen Feuermörſer geladen wurde, um in die Luft geſchoſſen zu werden; ein Schickſal, dem er noch glücklich entkam, weil das Pulver nicht zünden wollte. Jetzt war er zum zweiten Male in Lebensgefahr, und ein Preis von 5000 Gulden ſtand auf ſeinem Kopfe, weil der Kaiſer auf ihn zürnte, deſſen Interim er auf der Kanzel ſchmählich angegriffen hatte. Katharina ließ ihn, auf die Bitte der Saalfelder, heimlich zu ſich auf ihr Schloß bringen, wo ſie ihn viele Monate verborgen hielt und mit der edelſten Menſchenliebe ſeiner pflegte, bis er ſich ohne Gefahr wieder ſehen laſſen durfte. Sie ſtarb allgemein verehrt und betrauert im acht und fünzigſten Jahr ihres Lebens und im neun und zwanzigſten ihrer Regierung. Die Kirche zu Rudolſtadt bewahrt ihre Gebeine.

# Denkwürdigkeiten

## aus dem

# Leben des Marſchalls Vieilleville.

In den Geſchichtbüchern, welche die merkwürdigen Zeiten Franz I., Heinrichs II. und ſeiner drei Söhne beſchreiben, liest man nur ſelten den Namen des Marſchalls von Vieilleville. Dennoch hatte er einen ſehr nahen Antheil an den größten Verhandlungen, und ihm gebührt ein ehrenvoller Platz neben den großen Staatsmännern und Kriegsbefehlshabern jener Zeiten. Unter allen gleichzeitigen Geſchichtſchreibern läßt ihm der einzige Brantome Gerechtigkeit widerfahren, und ſein Zeugniß hat um ſo mehr Gewicht, da Beide nach dem nämlichen Ziele liefen und ſich zu verſchiedenen Parteien bekannten.

Vieilleville gehörte nicht zu den mächtigen Naturen, die durch die Gewalt ihres Genies oder ihrer Leidenſchaft große Hinderniſſe brechen, und durch einzelne hervorragende Unternehmungen, die in das Ganze greifen, die Geſchichte zwingen, von ihnen zu reden. Verdienſte, wie die ſeinigen, beſtehen eben darin, daß ſie das Aufſehen vermeiden, das jene

ſuchen, und ſich mehr um den Frieden mit Allen bewerben, als die Bewunderung und den Neid zu erwecken ſuchen. Vieilleville war ein Hofmann in der höchſten und würdigen Bedeutung dieſes Worts, wo es eine der ſchwerſten und rühmlichſten Rollen auf dieſer Welt bezeichnet. Er war dem Throne, ob er gleich die Perſonen dreimal auf demſelbigen wechſeln ſah, ohne Wanken mit gleicher Beharrlichkeit ergeben, und wußte denſelben ſo innig mit der Perſon des Fürſten zu vermengen, daß ſeine pflichtmäßige Ergebenheit gegen den jedesmaligen Thronbeſitzer alle Wärme einer perſönlichen Neigung zeigte. Das ſchöne Bild des alten franzöſiſchen Adels und Ritterthums lebt wieder in ihm auf, und er ſtellt uns den Stand zu dem er gehört, ſo würdig dar, daß er uns augenblicklich mit den Mißbräuchen deſſelben ausſöhnen könnte. Er war edelmüthig, prächtig, uneigennützig bis zum Vergeſſen ſeiner ſelbſt, verbindlich gegen alle Menſchen, voll Ehrliebe, ſeinem Worte treu, in ſeinen Neigungen beſtändig, für ſeine Freunde thätig, edel gegen ſeine Feinde, heldenmäßig tapfer, bis zur Strenge ein Freund der Ordnung, und bei aller Liberalität der Geſinnung furchtbar und unerbittlich gegen die Feinde des Geſetzes. Er verſtand in hohem Grade die Kunſt, ſich mit den entgegengeſetzten Charakteren zu vertragen, ohne dabei ſeinen eigenen Charakter aufzuopfern, dem Ehrſüchtigen zu gefallen, ohne ihm blind zu huldigen, dem Eiteln angenehm zu ſeyn, ohne ihm zu ſchmeicheln. Nie brauchte er, wie der herz- und willenloſe Höfling, ſeine perſönliche

Würde wegzuwerfen, um der Freund ſeines Fürſten zu ſeyn, aber mit ſtarker Seele und rühmlicher Selbſtverläugnung konnte er ſeine Wünſche den Verhältniſſen unterwerfen. Dadurch und durch eine nie verläugnete Klugheit gelang es ihm, zu einer Zeit, in der alles Partei war, parteilos zu ſtehen, ohne ſeinen Wirkungskreis zu verlieren, und im Zuſammenſtoß ſo vieler Intereſſen der Freund von Allen zu bleiben; gelang es ihm, einen dreifachen Thronwechſel ohne Erſchütterung ſeines eigenen Glücks auszuhalten, und die Fürſtengunſt, mit der er angefangen hatte, auch mit in's Grab zu nehmen. Denn es verdient bemerkt zu werden, daß er in dem Augenblicke ſtarb, wo ihn Katharina von Medicis mit ihrem Hofſtaat auf ſeinem Schloſſe zu Dureſtal beſuchte, und er auf dieſe Art ein Leben, das ſechzig Jahre dem Dienſte des Souverains gewidmet geweſen war, noch gleichſam in den Armen deſſelben beſchließen durfte.

Aber eben dieſer Charakter erklärt uns auch das Stillſchweigen über ihn auf eine ſehr natürliche Weiſe. Alle dieſe Geſchichtſchreiber hatten Partei genommen, ſie waren Enthuſiaſten entweder für die alte oder für die neue Lehre, und ein lebhaftes Intereſſe für ihre Anführer leitete ihre Feder. Eine Perſon wie der Marſchall von Vieilleville, deſſen Kopf für den Fanatismus zu kalt war, bot ihnen alſo nichts dar, was ſich lobpreiſen oder verächtlich machen ließ. Er bekannte ſich zu der Klaſſe der Gemäßigten, die man unter dem Namen der Politiker zu verſpotten glaubte;

eine Klaſſe, die von jeher in Zeiten bürgerlicher Gäh=rung das Schickſal gehabt hat, beiden Theilen zu mißfallen, weil ſie beide zu vereinigen ſtrebt. Auch hielt er ſich bei allen Stürmen der Faktion unwan=delbar an den König angeſchloſſen, und weder die Partei des Montmorency und der Guiſen, noch die der Condé und Coligny konnte ſich rühmen, ihn zu beſitzen.

Charaktere von dieſer Art werden immer in der Geſchichte zu kurz kommen, die mehr das berichtet, was durch Kraft geſchieht, als was mit Klugheit verhindert wird, und ihr Augenmerk viel zu ſehr auf entſcheidende Handlungen richten muß, als daß ſie die ſchöne ruhige Folge eines ganzen Lebens umfaſſen könnte. Deſto dankbarer ſind ſie für den Biographen, der ſich immer lieber den Ulyſſes als den Achilles zu ſeinem Helden wählen wird.

Erſt zweihundert Jahre nach ſeinem Tode ſollte dem Marſchall von Vieilleville die volle Gerechtigkeit widerfahren. In den Archiven ſeines Familienſchloſ=ſes Dureſtal fanden ſich Memoires über ſein Leben in zehn Büchern, welche Carloix, ſeinen Geheim=ſchreiber, zum Verfaſſer haben. Sie ſind zwar in dem lobredneriſchen Tone abgefaßt, der auch dem Brantome und allen Geſchichtſchreibern jener Periode eigen iſt; aber es iſt nicht der rhetoriſche Ton des Schmeichlers, der ſich einen Gönner gewinnen will, ſondern die Sprache eines dankbaren Herzens, das ſich gegen einen Wohlthäter unwillkührlich ergießt. Auch wird dieſer Antheil keineswegs verſteckt, und

die hiſtoriſche Wahrheit ſcheidet ſich ſehr leicht von demjenigen, was bloß eine dankbare Vorliebe für ſeinen Wohlthäter den Geſchichtſchreiber ſagen läßt. Dieſe Memoires ſind im Jahr 1767 in fünf Bänden das erſte Mal in Druck erſchienen, obgleich ſie ſchon früher von einzelnen gekannt und zum Theil auch benutzt worden ſind.

Franz von Scepeaux, Herr von Vieilleville, war der Sohn des Renatus von Scepeaux, Herrn von Vieilleville, und Margarethens von La Jaille, aus dem Hauſe von Eſtouteville. Seine Eltern hatten großes Vermögen, hielten auf Ehre und lebten dem ganzen Adel von Anjou und Maine zum Beiſpiel; auch war ihr Haus eins der angeſehenſten und immer voll der beſten Geſellſchaft. Franz von Vieilleville kam früh als Edelknabe zu der Mutter Franz des Erſten, Regentin von Frankreich, einer Prinzeſſin von Savoyen; ein Zufall aber, der ihm da begegnete, trieb ihn ſchon nach einem vierjährigen Aufenthalte von dort weg. Es hatte ihn nämlich ein Edelmann eine Ohrfeige gegeben, eben als er Mittags zur Aufwartung ging. Nach der Tafel ſchlich ſich der Edelknabe von ſeinem Hofmeiſter weg, ging zu jenem Edelmann, der erſter Hausküchenmeiſter der Regentin war, und ſtieß ihm, nachdem er ihn aufgefordert hatte, ſeine Ehre ihm wieder zu geben, den Degen durch den Leib. Er war damals, als ihm dieſes Unglück begegnete, achtzehn Jahre alt. Als der König dieſe Handlung erfuhr, die von allen Großen und vorzüglich von ihm ſelbſt nicht ſo ganz mißbilligt

wurde, weil die Hausoffiziere nicht das Recht hatten, Edelknaben zu mißhandeln, ließ er den Herrn von Vieilleville rufen, um ihn ſeiner Mutter der Regentin vorzuſtellen und ihm Vergebung zu verſchaffen. Aber dieſer hatte ſich ſchon vom Hof weg und zu ſeinem Vater nach Dureſtal begeben, um von dieſem die nöthige Unterſtützung zu einer Reiſe nach Neapel zu erhalten, wo dem Vernehmen nach Herr von Lautrec eine ſchöne Armee hinführen würde. Nachdem er nun Alles in Ordnung gebracht, und fünf und zwanzig Edelleute aus Anjou und Bretagne zu ſeiner Begleitung gewählt hatte, denn er wollte mit Anſtand und ſeiner Geburt gemäß erſcheinen, ſtellte er ſich zu Chambery dem Herrn von Lautrec vor, der ihn als ſeinen Verwandten gütig aufnahm und ihn zu ſeiner Fahne that. Bei jeder Gelegenheit zeichnete ſich Vieilleville aus und wagte im Angeſicht der ganzen Armee ſein Leben, beſonders bei der Einnahme von Pavia, wobei die Franzoſen, durch das Andenken an die fünf Jahre vorhergegangene Schlacht, bei der ihr König gefangen worden, zu vielen Ausſchweifungen hingeriſſen wurden, denen jedoch Vieilleville mit zweihundert Mann Einhalt that, ſo viel er konnte. Kurz darauf wurde Vieilleville auf einer Galeere mit einem ſeiner Edelleute, Cornillon, der geſchworen hatte, ihn niemals zu verlaſſen, vom Herrn von Monaco gefangen. Man ſetzte ſeine Auslieferung auf dreitauſend und des Cornillon ſeine auf tauſend Thaler, und ließ ihm die Freiheit, dieſe Gelder zu holen; jedoch würde ſein Geſellſchafter auf Lebenslang in

Ketten geſchlagen werden, wenn er nicht in einer beſtimmten Zeit wieder käme.

Vieilleville, der befürchtete, daß er wegen des langen Wegs und der Beitreibung des Geldes in der Zeit nicht würde einhalten können, nahm dieſen Vorſchlag nicht an, und bat nur, daß man Lautrec von ſeiner Gefangennehmung unterrichten möchte; dieſer ſchickte zwar das Geld zu ſeiner Auslieferung, allein, da die Ranzion für ſeinen Geſellſchafter nicht dabei war, ſo ſchickte Vieilleville ſie wieder zurück und bat nur, daß man des Löſegeldes wegen an ſeinen Vater ſchreiben möchte; denn er wollte lieber in der Gefangenſchaft verſchmachten, als den verlaſſen, mit dem er ſein Schickſal zu theilen verſprochen hatte. Herr von Monaco bewunderte dieſe edle Weigerung, begnügte ſich mit dem, was geſchickt worden war, und gab Beiden die Freiheit. Kurze Zeit darauf nahm Vieilleville den Sohn eben dieſes Herrn von Monaco gefangen und ſchickte ihn unentgeldlich zurück.

Zu der Zeit erneuerte Vieilleville die Bekanntſchaft mit dem Neffen des großen Andreas Doria, Philipp Doria, der Kammerpage bei dem König geweſen, als er ſelbſt bei der Regentin Edelknabe war. Vieilleville beſuchte ihn eines Tages auf ſeinen Galeeren, deren er achte zum Dienſte des Königs commandirte. Doria bot ihm eine ſeiner Galeeren an, und er wählte die, welche die Regentin hieß, wo er ſogleich als Befehlshaber unter vielen Feierlichkeiten eingeführt wurde. Des Abends ging er wieder in das Lager, das ungefähr zwei Meilen davon war; ſo ging es ſechs bis

ſieben Tage fort und alle vornehmen Offiziere der Armee wurden da nach und nach bewirthet.

Moncade, Vicekönig von Neapel, dem es hinterbracht wurde, daß die Offiziere und Soldaten dieſer Galeeren des Nachts meiſt in's franzöſiſche Lager gingen, ließ ſechs Galeeren bewaffnen, um den Grafen Doria zu überfallen; allein man bekam Nachricht davon, und es gelang ſo wenig, daß bei dieſer Expedition der Vicekönig ſelbſt, der ſich auf einer der Galeeren befand, getödtet wurde; zwei derſelben wurden in Grund gebohrt und zwei andere genommen. Bei dieſer Gelegenheit geſchah es, daß Vieilleville, der auf der Regentin Alles gethan hatte, was möglich war, ſo daß von fünfzig Soldaten nur noch zwölf am Leben blieben, zuletzt noch eine der Galeeren angreifen wollte, die nebſt einer andern noch übrig geblieben war. Er enterte und ſtürzte ſich mit ſeinen Soldaten hinein. Während er aber auf dieſem Schiffe focht, machten ſich die Matroſen von der Regentin los, zogen die Segel auf und gingen gerade zu nach Neapel, wohin auch die andere Galeere ſchon während des Gefechts vorausgegangen war; Vieilleville, der ſeine meiſten Soldaten verloren, mußte ſich nun ergeben.

Als die erſte ſpaniſche Galeere im Hafen ankam, ließ der Prinz von Oranien den Capitän und mehrere der Mannſchaft hängen. Dieſes erfuhr der Capitän der Galeere, auf der ſich Vieilleville als Gefangener befand, und fürchtete ſich, in den Hafen einzulaufen. Vieilleville benutzte dieſe Unentſchloſſenheit

und beredete den Capitän, in des Königs Dienſte zu treten, der es auch annahm, und ihm nebſt der ganzen Mannſchaft den Eid der Treue ablegte.

Unterdeſſen hatte Graf Doria den ganzen Tag und die ganze Nacht ſeinen Freund Vieilleville unter den auf dem Waſſer ſchwimmenden Körpern ſuchen laſſen, und war ganz troſtlos über dieſen Verluſt. Um Nachricht von ihm einzuziehen, ließ er den Capitän Napoleon, einen Korſen, mit der Regentin auslaufen, und in dieſer Abſicht nach Neapel ſegeln. Sie waren nicht weit gekommen, ſo entdeckten ſie eine Galeere, die ihnen kaiſerlich ſchien, doch ſahen ſie auf dem Maſtbaum einen Matroſen mit einer weißen Flagge; bald darauf hörten ſie auch Muſik und Frankreich rufen. Vieilleville erkannte ſogleich die Regentin und die Freude des Wiederſehens war allgemein. Noch eine andere Galeere, die man ihm von Neapel aus nachgeſchickt hatte, nahm er durch eine Kriegsliſt weg, und kam, anſtatt gefangen zu ſeyn, als Herr von zwei Galeeren bei der Armee wieder an, wo er aber ſeinen Freund Doria nicht mehr antraf, der mit zwei Galeeren nach Frankreich geſchickt worden war. Da die Belagerung von Neapel, die Lautrec unternommen hatte, ſehr langſam von ſtatten ging, ſo nahm Vieilleville ſeinen Abſchied, und dieſes zu ſeinem Glücke; denn drei Monate darauf riß die Peſt ein, welche die meiſten Offiziere der Arme dahinraffte.

Als er ſich dem König bei ſeiner Zurückkunft vorſtellte und ihn ſeiner jugendlichen Uebereilung wegen um

Verzeihung bat, ſagte ihm derſelbe, daß ſchon Alles verziehen ſey, da beſonders die Regentin nicht mehr lebe. Er befahl ihm, ſich fleißig bei ihm einzufinden, und gab ihn dem Herzog von Orleans, ſeinem zweiten Sohne (der ihm unter dem Namen Heinrich **II.** auf dem Throne folgte) mit den Worten: „Er iſt nicht älter als du, mein Sohn; aber ſiehe, was er ſchon gethan hat. Wenn ihn der Krieg nicht aufreibt, ſo wirſt du ihn einſt zum Marſchall von Frankreich erheben.“

Einige Zeit darauf machte Karl V. Anſtalt, in Frankreich einzufallen; der König zog deßhalb ſeine Armee bei Lyon zuſammen. Das erſte Geſchäft war, ſich Meiſter von Avignon zu machen, damit nicht die Kaiſerlichen dieſen Schlüſſel der Provence beſetzten. Nach langen Berathſchlagungen wählte der König ſelbſt den Herrn von Vieilleville, obgleich Viele wegen ſeiner großen Jugend dagegen waren. Er wurde mit ſechstauſend Mann Fußvolk ohne Artillerie dahin abgeſchickt, um dem Kaiſer zuvorzukommen.

Da er vor Avignon ankam und es verſchloſſen fand, verlangte er mit dem Vicelegaten ſich zu unterreden, der ſich auf der Mauer zeigte. Vieilleville bat ihn ſehr dringend, herunterzukommen, da er ihm etwas Wichtiges zu ſeinem und der Stadt Wohl mitzutheilen hätte. Er ſelbſt wollte bei dieſer Unternehmung nur die ſechs Perſonen bei ſich haben, die er um ihn ſähe, der Legat hingegen könnte ſo viele Begleiter mit ſich nehmen, als er nur wollte, wenn er Mißtrauen hegte. Jener kam an das Thor mit fünfzehn

oder zwanzig Mann Begleitung und einigen der Vornehmſten aus der Stadt. Vielleville verſicherte ihm, daß er nicht in die Stadt begehre; daß ihn aber der König erſuche, einen Eid abzulegen, auch keine Kaiſerlichen hineinzulaſſen, und deßhalb Geiſeln zu ſtellen. Der Vicelegat willigte in den erſten Punkt; Geiſeln aber wollte er in keinem Fall ſtellen.

Von den ſechs Soldaten, die mit Vieilleville waren, hatten vier den Capitänstitel, ſie waren aber ſchlecht gekleidet; er bat daher, ſie in die Stadt zu laſſen, um ſich zu montiren, Pulver zu kaufen und ihr Gewehr herzuſtellen, was denn auch gern erlaubt wurde. Ihr Plan war, ſich unter die Thore zu ſtellen und zu verhindern, daß man die Fallrechen nicht herunterließe. Unterdeſſen kamen immer mehrere Soldaten nach einander an, ohne daß es der Vicelegat, noch ſeine Leute gewahr wurden, denn man zankte ſich mit Fleiß wegen der Geiſeln mit ihm herum. Es wurde gedroht, auf zwei Stunden weit Alles um die Stadt herum zu verwüſten, wenn ſie nicht geſtellt würden. Da endlich Vieilleville ſah, daß er ſtark genug war, gab er dem Vicelegaten einen Stoß, daß er zur Erde ſtürzte, zog den Degen und drängte ſich mit den Leuten, die da waren, in die Thore, wo er einige Schüſſe auszuhalten hatte, wovon ihm zwei oder drei Leute getödtet wurden; ſieben bis acht von den andern wurden erſtochen.

Jetzt wollten die Einwohner von Avignon auf den Fallrechen zulaufen; hier aber ſtanden die vier Soldaten, die ſich ſehr tapfer hielten und ſie verhinderten,

nahe zu kommen. Auf den Lärm der Flintenſchüſſe kamen dann tauſend bis zwölfhundert Mann, die man über der Stadt bei Nacht in das Korn verſteckt hatte, als Hinterhalt hervor und drangen mit dem größten Muth ein. Den übrigen Theil ſeines Corps hatte Vieilleville auch herbeigerufen und nun kamen ſie mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel an. Er nahm nun die Schlüſſel der Thore, die zublieben, außer das Rhoner Thor gegen Villeneuve, welches ſchon franzöſiſch iſt. Da ſich Vieilleville nun durch dieſe Kriegsliſt Meiſter von der Stadt gemacht hatte, ſo fing er an, die Ordnung darin herzuſtellen und die Soldaten im Zaum zu halten, ſo, daß keinem Einwohner, der ſich ruhig verhielt, etwas zu Leide geſchah und keine Frauensperſonen mißhandelt wurden. Doch koſtete ihm dieſes nicht wenig Mühe; er mußte ſogar fünf bis ſechs Soldaten und einen Capitän niederſtoßen, der mit aller Gewalt plündern wollte. Der Connetable lagerte ſich nun bei Avignon und Vieilleville zog zum König zurück, den er in Tournon antraf, wo er mit großer Freude empfangen wurde. Als er vor dem König ankam, redete dieſer ihn alſo an: „Nähert euch, ſchönes Licht unter den Rittern! Sonne würde ich euch nennen, „wenn ihr älter wäret, denn wenn ihr ſo fortfahret, „werdet ihr über alle Andere leuchten. Parirt unterdeſſen den Streich von eurem König, der euch liebt „und ehrt,“ und ſchlug ihn ſo, indem er die Hand an den Degen legte, zum Ritter.

Nach dieſer Zeit bat ihn Herr von Chateaubriand, ſein Verwandter, der Gouverneur und Generallieutenant des Königs in Bretagne war, ſeine Compagnie von fünfzig Mann (Gensd'armes) zu übernehmen, da ſie ſonſt in Bretagne bleiben müßte und keine Gelegenheit hätte, ſich zu zeigen. Er wollte zugleich zuwege bringen, daß er des Königs Lieutenant während ſeiner Abweſenheit in Bretagne ſeyn ſollte. Vieilleville übernahm zwar die Compagnie; allein die Lieutenantsſtelle über die Provinz verbat er ſich, da er Hoffnung habe, ein eignes Gouvernement zu erhalten.

Es ſcheint ſonderbar, daß Vieilleville nicht eine Compagnie Gens'darmes für ſich ſelbſt haben konnte; allein es war damals nicht ſo leicht, ſie zu erhalten, und überdem verſchmähte ſeine Delikateſſe, dasjenige der Gunſt zu verdanken, was er durch Verdienſt zu erwerben hoffte. Zum Beweiſe dient die Antwort, die er dem Könige gab, als ihm dieſer nach dem Tode des Herrn v. Chateaubriand die Compagnie anbot: er habe, ſagte er, noch nichts gethan, was einer ſolchen Ehre werth wäre; worauf der König ſehr verwundert und faſt erzürnt ſagte: „Vieilleville, ihr „habt mich getäuſcht, denn ich hätte geglaubt, ihr „würdet, wenn ihr auf zweihundert Meilen weg ge„weſen wäret, Tag und Nacht gerennt ſeyn, um ſie „zu begehren, und nun ich ſie euch von ſelbſt gebe, „ſo weiß ich doch nicht, was für eine günſtigere Ge„legenheit ihr abwarten wollt.“ „Den Tag einer „Schlacht, Sire,“ antwortete Vieilleville, „wenn „Ew. Majeſtät ſehen werden, daß ich ſie verdiene.

„Nähme ich ſie jetzt an, ſo könnten meine Kamera-„den dieſe Ehre lächerlich machen und ſagen: ich habe „ſie nur als Verwandter des Herrn von Chateau-„briand erhalten; lieber aber wollte ich mein Leben „laſſen, als durch etwas anders als mein Verdienſt „auch nur einen Grad höher ſteigen.“

Einige Stunden vor dem Tode Franz des Erſten ließ dieſer Monarch, der ſich noch der Verdienſte Vieilleville's erinnerte, den Dauphin rufen, um ihm denſelben zu empfehlen: „Ich weiß wohl, mein Sohn, „du wirſt St. André eher befördern, als Vieilleville; „deine Neigung beſtimmt dich dazu. Wenn du aber „eine vernünftige Vergleichung zwiſchen Beiden an-„ſtellen würdeſt, ſo beeilteſt du dich nicht. Wenig-„ſtens bitte ich dich, wenn du ſie auch nicht mit „einander erhöhen willſt, daß doch Letzterer dem Er-„ſtern bald folge.“ Der Dauphin verſprach es auch, jedoch nur mit dem Vorbehalt, dem St. André den Vorzug zu geben, Der König ließ ſogleich Vieille-ville rufen, reichte ihm die Hand und ſagte ihm die Worte: „Ich kann bei der Schwäche, in der ich „mich befinde, euch nichts Anderes ſagen, Vieille-„ville, als daß ich zu früh für euch ſterbe; aber hier „iſt mein Sohn, der mir verſpricht, euch nie zu ver-„geſſen. Sein Vater war nie undankbar, und noch „jetzt will er, daß er euch den zweiten Marſchallſtab „von Frankreich, der aufgeht, gebe, denn ich weiß „wohl, wem der erſte beſtimmt iſt. Aber ich bitte „Gott, daß er ihn niemals Jemand gebe, als wer „deſſen ſo würdig iſt, wie ihr. Iſt dies nicht auch

„deine Meinung, mein Sohn?“ Ja, antwortete der Dauphin. Hierauf warf der König ſeinen Arm um Vieilleville; allen Dreien ſtanden die Thränen im Auge. Kurz darauf ließen die Aerzte den Dauphin und alle Anderen hinausgehen, und bald darnach gab der König den Geiſt auf.

Jetzt war Heinrich, der vormalige Herzog von Orleans, und nun durch den Tod ſeines ältern Bruders, Dauphins von Frankreich, König, und ſchon nach ſieben Tagen bekam Vieilleville den Auftrag, als Geſandter nach England zu gehen, um den unmündigen Eduard und ſeinem Conſeil neuerdings den Frieden zuzuſchwören, welche Geſandtſchaft er auch mit vieler Würde unternahm und zur größten Zufriedenheit ausführte.

Bald nach Beerdigung des alten Königs wurde der Proceß des Marſchalls von Biez und ſeines Schwagers von Vervins, welche Boulogne an die Engländer ausgeliefert hatten, vorgenommen, Letzterer zum Tod, Erſterer aber zu Gefängnißſtrafe und Verluſt ſeiner Güter und Titel verdammt. Der König wollte Vieillevillen aus eigenem Antrieb von den hundert Lanzen, die der Marſchall von Biez commandirt hatte, fünfzig geben; Vieilleville dankte aber ſehr für dieſe Gnade, weil er nicht der Nachfolger eines ſolchen Mannes ſeyn wollte. Und warum nicht? fragte ihn der König. „Sire,“ antwortete Vieilleville, „es „würde mir ſeyn, als wenn ich die Wittwe eines ver„urtheilten Verbrechers geheirathet hätte. — Auch „hat es mit meiner Beförderung keine Eile; denn ich

„weiß, daß Ew. Majeſtät gleich nach ihrem feier„lichen Einzug in Paris beſchloſſen haben, Boulogne „den Engländern wieder wegzunehmen. Vielleicht „bleibt dabei ein Capitän, ein Mann von Ehre, „deſſen Platz Sie mir geben werden, oder bleibe ich „ſelbſt; denn um meinem König zu dienen, werde ich „mich nicht ſchonen, und dann bedarf ich keiner Com„pagnie mehr.“ Dieſes geſchah in Gegenwart des Marſchalls von St. André. Der König redete ihm noch ſehr zu, allein Vieilleville blieb bei ſeiner Antwort: Lieber will ich des Marſchalls, der hier iſt, Lieutenant ſeyn, als die Compagnie des Herrn von Biez, eines Verräthers, haben.

Der Marſchall von St. André, der vorher ſchon gegen den König denſelben Wunſch geäußert hatte, war äußerſt froh über dieſe Erklärung. „Erinnert „euch, mein beſter Freund, dieſer Rede, wobei ihr „den König zum Zeugen habt.“ Vieilleville ſah ſich jetzt gezwungen, die Lieutenantsſtelle anzunehmen; wiewohl er den Vorſchlag in keiner andern Abſicht gethan hatte, als um jenes erſte Anerbieten abzulehnen.

Dieſe Compagnie Gensd'armes war von dem Vater des Marſchalls ſehr nachläſſig zuſammengeſetzt worden. Sie beſtand größtentheils aus den Söhnen der Gaſtgeber und Schenkwirthe, und da die Schilde an dieſen Wirthshäuſern gewöhnlich Heilige vorſtellten, ſo benannte ſich dieſes Volk nach dieſen Heiligen. Daher war dieſe Compagnie in ganz Lyon zum Gelächter. Einige dankten Gott, daß er eine Compagnie

Heilige aus dem Paradies geſchickt habe, ſie zu bewachen; Andere nannten ſie die Gensd'armes der Litanei. So fand man auch in der ganzen Compagnie nicht fünfzig Dienſtpferde. Daher kam es auch, und beſonders aus der Gunſt, in der ihr Chef ſtand, daß ſie nie zur Armee ſtießen; es hieß immer, ſie wären dem Gouverneur unentbehrlich, um eine ſo große Stadt, wie Lyon, im Zaum zu halten. Bei der Muſterung entlehnten dieſe Leute die ihnen nöthigen Pferde und Armaturſtücke, und ſo dauerte dieſe Unordnung neun bis zehn Jahre, bis der alte St. André ſtarb und nun ſein Sohn ſie bekam, der ſie denn auch ſo ließ, weil er ihre Schande nicht aufdecken wollte. Eben deßwegen aber war es ihm lieb, Vieilleville zu ſeinem Lieutenant zu haben, da er ihn als einen ſtrengen und unerbittlichen Mann im Punkte der Zucht und Ehre kannte.

Vieilleville hatte dieſe Compagnie nach Clermont in Auvergne beordert, damit ſie nicht ſo leicht Waffen und Pferde entlehnen könnte. Hier erſchien er nun mit ſechzig bis achtzig braven Edelleuten aus den beſten Häuſern von Bretagne, Anjou und Maine, die meiſtens den Krieg in Piemont mitgemacht hatten. Kaum war er angekommen, ſo überreichte man ihm eine Liſte von dreißig bis vierzig, die vermöge eines Atteſtats vom Doktor zurückgeblieben waren, welche er denn ſogleich aus der Compagnie ausſtrich. Eben ſo machte er es mit dem Volk der Pächter, Kammerdiener u. dgl., die aus vornehmer Herren und Frauen Gunſt in die Compagnie waren aufgenommen worden.

Die Uebrigen, die noch in den Reihen ſtanden, ließ er zu Pferde manövriren, und da ſie gar nichts verſtanden, ſo gaben ſie den alten Soldaten viel zu lachen. Er ſchickte ſie daher auch ſogleich in ihre Wirthshäuſer zurück, um den Gäſten dort aufzuwarten, mit dem Bedeuten, daß unter die Gensd'armes nur Edelleute gehörten. Einige von ihnen murrten zwar darüber und bedienten ſich ungezogener Ausdrücke; wie aber die Edelleute mit dem Stock über ſie herfielen, ſo nahmen die Andern Reißaus zur großen Beluſtigung der Geſellſchaft. Und ſo entledigte ſich Vieilleville dieſes Geſindels, das zum Dienſt des Königs nie einen Sporn angelegt hatte, und beſetzte die Plätze mit guten Edelleuten, die auf Ehre hielten und ſich mit Anſtand ausrüſten konnten. Jetzt ließen ſich auch noch viele andere Edelleute aus Gascogne, Perigord und Limoſin einſchreiben, die vorher unter dem Auswurf nicht hatten dienen wollen; ſo daß dieſe Compagnie bei der nächſten Muſterung auf fünfhundert Pferde ſich belief und eine der beſten der ganzen Gensd'armerie wurde.

Einige Zeit darauf begleitete Vieilleville den König durch Bourgogne nach Savoyen, wo überall in den großen Städten ein feierlicher Einzug gehalten wurde. Als ſie nach St. Jean de Maurienne kamen, wo ein Biſchof reſidirte, bat dieſer den König, dieſe Stadt mit einem Einzug zu beehren, und verſprach dabei, ihm ein Feſt zu geben, wie er es noch nie geſehen. Der König, neugierig auf dieſe neue Feſtlichkeit, geſtand es zu, und zog den andern Morgen feierlich

ein. Kaum war er zweihundert Schritte durch das Thor, als ſich eine Compagnie von hundert Mann zeigte, die vom Kopf bis auf den Fuß wie Bären gekleidet waren, und dieſes ſo natürlich, daß man ſie für wirkliche Bären halten mußte. Sie kamen ſchnell aus einer Straße heraus mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen, den Spieß auf der Schulter, nahmen den König in die Mitte, und ſo bis hin zur Kirche, zum großen Gelächter des ganzen Hofes. Eben ſo führten ſie den König bis zu ſeiner Wohnung, vor welcher ſie viele tauſend Bärenſprünge und Poſſen machten; ſie kletterten wie Bären an den Häuſern, an den Säulen und Bogengängen hinauf und erhuben ein Geſchrei, das ganz natürlich dem Brummen der Bären glich. Da ſie ſahen, daß dem König dieſes gefiel, verſammelten ſie ſich alle Hundert und fingen ein ſolches entſetzliches Hurrah an, daß die Pferde, welche unten vor dem Hauſe mit der Dienerſchaft hielten, ſcheu wurden, und über Alles hinrennten, welches den Spaß ſehr vermehrte, obgleich viele Leute dabei verwundet wurden. Deßungeachtet machten ſie noch einen Rundtanz, wo die Schweizer ſich auch darein miſchten.

Von da ging der König über den Berg Cenis nach Piemont, wo ſein Vater Franz I. ſchon den Prinzen von Melphi zum Vicekönig eingeſetzt hatte. Dieſer Prinz, als er dem König entgegen gegangen war, erzeigte Vieillevillen beſondere Ehre, ſo daß er ihm ſelbſt Quartier in Turin machte, und die Leute des Connetables von Montmorency aus mehrern

Wohnungen, die ſie beſtellt hatten, herauswerfen ließ, um ſie für Vieilleville aufzubewahren; welches der Connetable ſehr übel aufnahm, ſo daß er den Prinzen merken ließ, daß es dem Reiſemarſchall zuſtände, Jeden nach ſeinem Rang zu logiren. „Herr, wir „ſind über den Bergen hüben — wenn Sie drüben „ſind, befehlen Sie in Frankreich, wie Sie wollen „und ſelbſt durch den Stock; hier aber iſt es anders, „und ich bitte mir aus, keine Anordnung zu machen, „die nicht befolgt werden würde.“ Der Prinz ging in ſeiner Achtung gegen Vieilleville ſo weit, daß er oft die Parole bei ihm abholen ließ, und gab nie zu, daß die, welche der Connetable für die Haustruppen des Königs gab, allgemein gelten ſollte. Vieilleville, als feiner Hofmann, machte jedoch ſo wenig als möglich Gebrauch von dieſen Auszeichnungen, um die andern Großen nicht aufzubringen. Es wendete ſich Alles nur an ihn, um Befehle im Dienſt des Königs zu erhalten. Bei ſeinem Aufſtehen und Niederlegen waren alle Capitäns zugegen; er hielt aber auch offene Tafel, und dieſe war ſo reichlich beſetzt, daß die Tafel des Prinzen von Melphi ſehr mager dagegen ausſah.

Unterdeſſen bekam der König Nachricht, daß ein Aufſtand in Guyenne ausgebrochen, und man zu Bourdeaux den Gouverneur und andere beim Salzweſen angeſtellte Offiziere umgebracht hatte. Der Connetable ſtellte dem König vor, daß dieſes Volk immer rebelliſch ſey, und daß man die Einwohner dieſer Gegend gänzlich ausrotten müſſe. Er bot ſich

auch ſelbſt an, dieſes in's Werk zu richten. Der König ſchickte ihn zwar dahin ab, befahl aber doch, nur die Schuldigen nach der Strenge zu beſtrafen und gute Mannszucht zu halten. Auch gab er ihm den Herzog von Aumale mit, den Vieilleville begleitete. Der Volksaufſtand hatte ſich bei Annäherung der Truppen bald zerſtreut, ſo daß der Connetable ganz ruhig in Bourdeaux einziehen konnte, wo er binnen eines Monats gegen hundert und vierzig Perſonen durch die ſchmerzhafteſten Todesarten hinrichten ließ. Beſonders wurden die drei Rebellen, welche die königlichen Offiziere in's Waſſer geworfen hatten, mit den Worten: „Geht, ihr Herrn, und ſalzet die „Fiſche in der Charente!“ auf eine ſehr ſchreckliche Art gerädert und dann verbrannt, mit den Worten in der Sentenz: „Gehe hin, Kanaille, und brate die „Fiſche der Charente, die du mit den Körpern von „deines Königs Dienern geſalzen haſt.“

Auf dem ganzen Weg nach Bourdeaux hatte Vieilleville die Compagnie des Marſchalls von St. André, deren Lieutenant er war, geführt, und dabei ſo gute Mannszucht gehalten, daß Alles wie im Wirthshaus bezahlt wurde. Er ſtieg ſogar nicht eher zu Pferde, bis ſeine Wirthe ihm geſchworen hatten, daß ſie Alles richtig erhalten. Als er mit dieſer Compagnie in ein großes Dorf drei Stunden von Bourdeaux kam, fanden ſeine Reitknechte unter dem Heu und Stroh eine große Anzahl ſchöner Piken, Feuerröhren, Pickelhauben, Kuiraſſe, Helme, Schilde und Hellebarden verſteckt. Der Wirth, den er darüber unter vier Augen

zur Rede ſetzte, antwortete mit Angſt und Zittern, daß ſeine Nachbarn dieſe Waffen hieher verſteckt hätten, weil ſie wohl wüßten, daß er ein unſchuldiger Mann ſey. Und weil ich, ſetzte er hinzu, in den zwei Tagen, ſo ihr bei mir ſeyd, von Niemand nur ein hartes Wort erhalten, ſo will ich euch noch mehr ſagen, daß fünf und dreißig Koffer und Kiſten von verſchiedenen Edelleuten, die ſich in ihrem Haus nicht ſicher glaubten, hieher gebracht worden, die ich habe einmauern laſſen, weil es bekannt iſt, daß ich nie mit dieſem Unweſen etwas zu thun gehabt; ich bitte euch aber, gnädiger Herr, haltet darüber, daß weder ſie noch ich Schaden leiden. Vieilleville, der wohl ſah, daß er unſchuldig, aber ein armer Tropf ſey, befahl ihm, Niemand etwas davon zu entdecken, die Waffen aber öffentlich in eine Scheune zu verſchließen und ſtellte ihm ein Zeugniß aus, daß er ſelbſt ſie erkauft und bezahlt habe und abholen laſſen würde. Er ſollte ſich nur an ihn wenden, wenn man Gewalt brauchen wollte. Gerührt von dieſer menſchlichen Behandlung, wollte dieſer Mann, der das Leben verwirkt zu haben glaubte, ihn faſt anbeten und bat auf den Knieen, wenigſtens die Waffen anzunehmen, beſonders die Piken, die ganz neu und ſehr ſchön wären. Allein Vieilleville wurde aufgebracht und befahl ihm, wenn er nicht der Gerechtigkeit überliefert ſeyn wollte, zu ſchweigen.

In einem Dorfe, eine Stunde von Bourdeaux, blieb die Compagnie in Garniſon; er ſelbſt aber nahm ſeine Wohnung in Bourdeaux bei einem Parlamentsrath

Valvyn. Dieſer kam ihm gleich entgegen, und ſchätzte ſich glücklich, einen Mann von ſolcher Denkungsart und Anſehen in ſeinem Hauſe zu haben, und deſto mehr, da er auf falſche Anklagen von dem Connetable ſehr gedrückt, ja ſogar Hausgefangener ſey. Vieilleville ſicherte ihm allen Beiſtand zu und verſprach, ſeine Sache zu vertheidigen. Kaum war er in den Saal getreten, ſo erſchien auch die Frau von Valvyn mit zwei Töchtern von außerordentlicher Schönheit. Sie war noch ganz verwirrt von einem Schrecken, den ſie in der vorigen Nacht gehabt, da man in dem Hauſe ihrer Schweſter, der Wittwe eines Parlamentsraths, einbrechen wollen; ſie hatte deßwegen auch ihre zwei Nichten hieher geflüchtet und empfahl ihm die Ehre dieſer vier Mädchen auf das Dringendſte. Sie warf ſich vor ihm auf die Knie, allein Vieilleville hob ſie auf und ſagte ihr, daß er auch Töchter habe. Er würde eher das Leben als ihnen etwas Leides geſchehen laſſen. Da ſich die Mutter ſo getröſtet ſah, fing ſie nunmehr an zu erzählen, daß die Leute des Herrn, der bei ihrer Schweſter wohnte und Graf Sancerre hieß, und beſonders ein junger Edelmann die Thür in der Mädchen Kammer habe eintreten wollen, daß die Mädchen aber zum Fenſter hinaus auf das Reiſig geſprungen ſeyen und ſich hieher geflüchtet hätten. Vieilleville fragte ſie, ob es nicht der Baſtard von Beuil ſey? — So heißt er, ſagten ſie. — „Nun da „muß man ſich nicht wundern, verſetzte Vieilleville; „bei dem Sohn einer H... iſt für Mädchen von

„Ehre in dergleichen Dingen nie Friede, noch Sicher„heit; denn es verdrießt ihn, daß nicht alle Weiber „ſeiner Mutter gleichen.“ Indem kam auch die Wittwe an und klagte, daß der Baſtard ſie mißhandelt und von ihr verlangt habe, die Mädchen ihm auszuliefern. Nach dem Eſſen ging Vieilleville zum Connetable, wo er Sancerre das üble Betragen ſeines angenommenen Sohnes vorſtellte. Der Graf von Sancerre, um des Vieilleville Hauswirth zu beſänftigen, ging mit ihm zum Abendeſſen nach Hauſe, wo er ſelbſt ſeine Entſchuldigung machte, und ſie für die Zukunft ſicher zu ſtellen ſuchte; allein ſie trauten auch ihm nicht und kamen, ſo lang die Armee in Bourdeaux war, nicht mehr aus ihrer Freiſtatt. Sie erſparten ſich dadurch viele Unannehmlichkeiten und Schande, die den andern Bürgern widerfuhr, denn alle Einwohner der Stadt ohne Ausnahme des Geſchlechts mußten auf den Knieen Abbitte thun; allein die Familie Valvyn blieb davon weg, obgleich der Connetable Vieillevillen erinnern ließ, ſie nicht zurückzuhalten, worauf dieſer aber ganz erzürnt ſich erklärte: wenn man ſeine Hausleute zu dieſer ſchimpflichen Abbitte zwingen wollte, ſo werde er ſelbſt mit ihnen kommen; er verſicherte aber, daß kein geringer Lärm darüber entſtehen ſollte.

Es geſchah öfters, daß von den Compagnien, die auf dem Dorfe lagen, mehrere Soldaten nach Bourdeaux kamen, um ſich Bedürfniſſe einzukaufen, oder auch um die Hinrichtungen mit anzuſehen. Einer von den Gensd'armen und zwei Bogenſchützen machten

ſich dieſes zu Nutze und meldeten dem Pfarrer ihres Dorfes, zwei von denen, die ſie hätten hängen ſehen, hätten ausgeſagt, daß er mit ihnen die Sturmglocke in ſeiner Kirche geläutet habe. Sie hätten daher den Auftrag, ihn gefangen zu nehmen, würden ihn aber entwiſchen laſſen, wenn er ihnen eine ſchöne Summe gäbe. Der arme Pfarrer, der ſich nicht ganz ſchuldlos fühlte, verſprach ihnen achthundert Thaler; aber auch hiermit noch nicht zufrieden, erpreßten ſie von ihm, den Dolch an der Kehle, das Geſtändniß, wo er die reichen Geräthſchaften der Kirche hinverſteckt hätte. Die Furcht vor dem Tod ließ ihn Alles geſtehen. Sie banden ihn darauf in einer entfernten Stube feſt, und beſchloſſen, wenn ſie ihren Schatz in Sicherheit gebracht haben würden, ihn umzubringen. Allein der Neffe des Pfarrers lief nach Bourdeaux, Vieillevillen davon zu benachrichtigen, der ſich ſogleich zu Pferde ſetzte und, ohne daß die Böſewichter etwas davon merkten, in der Pfarrwohnung abſtieg, eben da ſie mit drei reich beladenen Pferden daraus abziehen wollten. Den erſten, der ihm vorkam, ſtieß er ſogleich im Zorn nieder, mit den Worten: „Nichtswürdiger, was? Sind wir Ketzer, daß wir auf die Prieſter losgehen und Kirchen beſtehlen?“ Die andern zwei wurden von ihren Kameraden ſelbſt getödtet, damit die Compagnie nicht beſchimpft würde, wenn ſie am Galgen ſtürben. Den Pfarrer fand man gebunden und zwei Knechte bei ihm, die ihm das Meſſer an die Kehle hielten, daß er nicht ſchreien ſollte. Er warf ſich

vor Vieilleville nieder und dankte für ſein Leben und Wiedererſtattung ſeines Vermögens; dieſer befahl ihm, die drei Todten zu begraben und eine Meſſe für ihre Seelen zu leſen.

Nachdem nun der Connetable in dieſer Stadt ein ſchreckliches Beiſpiel ſeiner Strenge in der Beſtrafung der Aufrührer gegeben, ließ er die Armee auseinander gehen; die ſtehen bleibende Compagnie aber wurde von ihm gemuſtert. Im Scherze ſagte er zu Vieilleville, daß er ſelbſt der Commiſſär bei ſeiner Compagnie ſeyn würde, denn er hätte vernommen, daß die Compagnie des Marſchalls von St. André nicht vollzählig, noch equipirt ſey, hinreichende Dienſte zu thun, und daß er wohl wüßte, wie nur zwanzig Dienſtpferde darin wären. Vieilleville bat ihn darauf ganz beſcheiden, bei der Verabſchiedung ſeine Compagnie nicht zu ſchonen, wenn er ſie ſo befände. Aber er ſolle wohl Acht haben, daß wenn er ihm ſelbſt die Ehre anthun wollte, ſeine Compagnie zu muſtern, es ihm nicht gehe, wie den andern Commiſſären. Und wie denn? fragte ihn der Connetable, der ſich vorſtellte, es geſchehe ihnen etwas Unangenehmes. Ich behalte Sie zum Mittageſſen, antwortete Vieilleville. Auch fand der Connetable bei der Muſterung zu großer Bewunderung aller Anweſenden dieſe Compagnie in vortrefflichem Stande. Sie nahm ein großes Feld ein und ſchien über ſechshundert Pferde ſtark, denn er hatte die Reitknechte, ſo die Handpferde ihrer Herrn ritten, in einiger Entfernung neben der Compagnie ſtellen laſſen und nicht hinter ihnen,

wie es ſonſt gewöhnlich. Er ſelbſt kam dem Connetable und allen Großen, die ihn begleiteten, auf einem prächtigen Apfelſchimmel, der auf zweitauſend Thaler geſchätzt wurde, vor der Compagnie entgegen und zeigte da, wie er ſein Pferd wohl zu reiten verſtünde. Er gab hierauf dem Connetable und allen dieſen Herren in einem Feld neben dem Dorf ein vortreffliches Gaſtmahl unter Hütten, die er aus Zweigen hatte ſehr artig aufrichten laſſen.

Von Bourdeaux aus führte er ſeine Compagnie in ihre gewöhnliche Garniſon nach Xaintogne und ging ſodann nach Hauſe, wo die Heirath des jungen Marquis von Eſpinay mit ſeiner Tochter vollzogen wurde, bei welcher Gelegenheit eine unzählige Menge Fremder ſich einfand, die alle auf das Beſte und Koſtbarſte bewirthet wurden. Auch ſchlichtete er mehr als zehn Ehrenhändel, die zwiſchen braven und tapfern Edelleuten und Offizieren in der Nachbarſchaft entſtanden waren, und ob er ſie gleich ſehr verwirrt fand, ſo wußte er ſie doch, vermöge der großen Fertigkeit, die er im Umgang mit ſo vielen Nationen und ſeit ſo langen Jahren erhalten, ſehr wohl auseinander zu ſetzen und auszugleichen, ſo daß man in dieſer Art Händel ſich von allen Seiten an ihn wendete, ſogar die Marſchälle von Frankreich, die das oberſte Gericht über die Ehre des franzöſiſchen Adels ausmachten.

Kaum acht Tage nach der Hochzeit wurde Vieilleville nach Hofe beordert, wohin er auch gleich den jungen Eſpinay mit ſich nahm, denn er ſollte keine

Gelegenheit verſäumen, ſich zu zeigen, und er vermuthete, daß man den Engländern, gleich nach dem Einzuge des Königs, Boulogne wieder nehmen würde. Eines Tages kam der Schwager des Marſchalls von St. André, d'Apechon, nebſt dem Herrn von Sennecterre, Byron, Forguel und La Roue zu ihm und überbrachte ihm ein Brevet, vom König unterzeichnet, worin ihm und den Ueberbringern dieſes das confiscirte Vermögen aller Lutheraner in Guyenne, Limoſin, Quercy, Perigord, Xaitonge und Aulnys geſchenkt wurde. Sie hatten ihn vorgeſchoben, um deſto gewiſſer dieſes beträchtliche Geſchenk, das nach Abrechnung aller Koſten der Erhebung Jedem zwanzigtauſend Thaler tragen konnte, zu erhalten. Vieilleville dankte ihnen dafür, daß ſie bei dieſer Gelegenheit an ihn gedacht hätten, erklärte aber, daß er ſich durch ein ſo gehäſſiges und trauriges Mittel nie bereichern würde; denn es wäre nur darauf abgeſehen, das arme Volk zu plagen und durch falſche Anklagen ſo manche gute Familie zu ruiniren. Es wäre ja kaum der Connetable aus dieſem Land mit ſeiner großen Armee, die ſchon ſo viel Schaden angerichtet; auch hielte er es unter ſeiner Würde und gegen alle chriſtliche Pflicht, die armen Unterthanen des Königs noch mehr in's Unglück zu bringen, und eher würde er ſein Vermögen dazu verlieren, als daß ſein Name bei dieſen Confiscationen in den Gerichten herumgezogen würde. — „Denn, ſetzte er hinzu, wir würden „in allen Parlamenten einregiſtrirt werden und den „Ruf als Volksfreſſer verdienen; für zwanzigtauſend

„Thaler den Fluch ſo vieler Weiber, Mädchen und „Kinder, die im Spital ſterben müſſen, auf ſich zu „laden, heißt ſich zu wohlfeil in die Hölle ſtürzen. „Ueberdem würden wir alle Gerichtsperſonen, in deren „Profit wir greifen, zu Gegnern und Todfeinden „haben.“ Er zog darauf ſeinen Dolch und durchlöcherte das Brevet, worauf ſein Name ſtand; eben dieſes that nun auch d’Apechon, der ganz ſchamroth worden war, und Byron; ſie gingen alle drei davon und ließen das Papier auf der Erde liegen. Die Andern aber, welche ſchon gar zu ſehr auf dieſen Profit gezählt hatten, waren ſehr unwillig über die Gewiſſenhaftigkeit Vieilleville’s, hoben das Brevet auf und zeriſſen es unter großen Flüchen in tauſend Stücke.

Kurz darauf wurde Boulogne von dem König belagert, wobei denn auch Vieilleville und ſein Schwiegerſohn Eſpinay zugegen waren. Eines Tages fiel ihm ein, daß, wie er in England Geſandter geweſen, der Herzog von Sommerſet ihm einige Stichelreden über die Bravour der Franzoſen gegeben hatte. Vieilleville bat daher den Herrn von Eſpinay, ſich in ſeine beſte Rüſtung zu werfen, wie an dem Tag einer Schlacht. Eben ſo zog er ſelbſt ſich an, nahm noch drei Edelleute mit und ritt mit dieſem Gefolge vor die Thore von Boulogne. Der Trompeter blies, und man verlangte zu wiſſen, was er wollte? Er fragte, ob der Herzog von Sommerſet in dem Platz ſey? — Vieilleville wäre hier und wollte eine Lanze brechen. Es wurde ihm geantwortet, daß der Herzog krank in London liege, obgleich es allgemein hieße, daß er in Boulogne

ſey. Er fragte darauf, ob nicht ein anderer tapferer Ritter von Rang auf den Platz kommen wollte; allein es zeigte ſich Niemand. „Wenigſtens,“ ſagte er, „wird doch vielleicht ein Sohn eines Mylords ſich „finden, der mit einem jungen Herrn aus Bre„tagne, Eſpinay, der noch nicht zwanzig Jahre „hat, ſich meſſen will. Er komme, daß wir nicht „in's Lager wieder zurückkommen, ohne uns gemeſſen „zu haben; denn es geht um die Ehre eurer Nation, „wenn ſich Niemand zeigt.“ Endlich zeigt ſich der Sohn des Mylord Dudley auf einem ſchönen ſpaniſchen Pferd mit einem prächtigen Gefolge. Sobald ihn einer von Vieilleville's Gefolge geſehen hatte, ſagte dieſer zu Eſpinay: „Dieſer Mylord iſt euer; „ſeht ihr nicht, wie er auf engliſche Art reitet, er „berührt ja faſt den Sattelknopf mit ſeinen Knieen. „Sitzet nur feſt und ſenkt eure Lanze nicht eher, als „drei oder vier Schritte vor ihm; denn wenn ihr ſie „ſchon von weitem herunterlaßt, ſinkt die Spitze, „ihr verliert den Augenpunkt, denn das Auge wird „von dem Viſier geblendet.“ Es wurde darauf der Vertrag von beiden Seiten gemacht, daß, wer ſeinen Feind zur Erde wärfe, ihn nebſt Pferd und Rüſtung gefangen wegführen ſollte.

Jetzt ritten ſie Jeder an ſeinen Platz, legten die Lanze ein und ſtießen auf einander; der Engländer ſtürzte und ließ ſeine Lanze fallen, die vorbeigegangen war. Eſpinay hatte ihm einen ſo ſtarken Stoß in die Seite gegeben, daß die Lanze brach. Sogleich ſpringt Tailladé, einer aus Eſpinay's Gefolge, vom

Pferd herunter und ſchwingt ſich auf Dudley's ſpaniſches Roß; die Andern heben dieſen von der Erde, der Trompeter bläst Victoria und nun eilen ſie mit ihrem Gefangenen dem Lager zu und verlaſſen in ziemlicher Verwirrung die Engländer.

Der König hatte indeſſen ſchon Nachricht davon erhalten, und zog ihnen mit vielen Großen entgegen. Kaum hatten ſie ihn erblickt, ſo ſtiegen ſie vom Pferd und Eſpinay ſtellte ſeinen Gefangenen vor und übergab ihn dem König; dieſer, indem er ihn wieder zurückgab, zog ſeinen Degen und ſchlug ihn zum Ritter.

Bald darauf nöthigte ein ſchrecklicher Sturm den König, das Lager von Boulogne aufzuheben und ſeine Armee zurückzuziehen. Der junge Dudley bat jetzt, da ſie weiter in's Land kamen, den Herrn von Eſpinay, ſeine Ranzion zu beſtimmen; er könne nicht weiter und habe dringende Geſchäfte in England. Einer von ſeinen Leuten nahm den Letztern auf die Seite und ſagte ihm, daß Dudley in die Tochter des Grafen von Bethfort verliebt und auch Alles in Richtigkeit ſey, ſie zu heirathen. Als Eſpinay dieſes hörte, ſagte er ihm, daß er gehen könne, wenn es ihm beliebe; er verlange nur von ihm, des Hauſes Eſpinay eingedenk zu ſeyn, die nicht in den Krieg zögen, um reich zu werden, denn ſie hätten ſchon genug, ſondern um Ehre zu erwerben und den alten Ruhm ihrer Familie zu befeſtigen. Doch wolle er gern von ihm vier der ſchönſten engliſchen Stuten annehmen; eine Großmuth, über welche Dudley nicht wenig verwundert war.

Die deutſchen Fürſten beſchloſſen zu Augsburg, eine Geſandtſchaft nach Frankreich zu ſchicken, um den König zu bewegen, ihnen gegen den Kaiſer (Karl V.) beizuſtehen, der einige Fürſten hart gefangen hielt und ſie ſchmählich behandelte. Die Geſandtſchaft beſtand aus dem Herzog von Simmern, dem Grafen von Naſſau, deſſen Sohn, dem nachher ſo berühmten Prinzen Wilhelm von Oranien und andern vornehmen Herren und Gelehrten. Man ſchickte ihnen bis St. Dizier entgegen, und verſchaffte ihnen alle Bequemlichkeiten nach ihrer Art; denn ſie reisten nur fünf, ſechs Stunden des Tages, und zwar vor der Mittagsmahlzeit, bei der ſie dann immer bis neun oder zehn Uhr des Nachts ſitzen blieben; während dieſer Zeit durfte man ihnen nicht mit Geſchäften kommen. Sie hatten auch mit Fleiß dieſe Route gewählt, um ſich recht ſatt zu trinken, denn von St. Dizier bis Fontainebleau kommt man durch die beſten Weingegenden von Frankreich.

Vieilleville wurde, als ſie zwei Stunden von Fontainebleau in Moret ſich ausruhten, zu ihnen geſchickt, um ſie im Namen des Königs zu bewillkommen, welches der ganzen Geſandtſchaft ſehr wohl gefiel, beſonders da er ſie ſehr gut bewirthete. Er erfuhr daſelbſt, daß der Graf Naſſau ein Verwandter von ihm ſey; dieſer wendete ſich beſonders an ihn, da er ſehr gewandt in Geſchäften war, und auch die franzöſiſche Sprache gut redete. Eines Tages, da Vieilleville Viele von der Geſandtſchaft zum Mittageſſen hatte, unter Andern auch zwei Beiſitzer des kaiſerlichen

Kammergerichts zu Speier, und die Bürgermeiſter von Straßburg und Nürnberg, nahm der Graf Naſſau Vieillevillen bei Seite, um ihn genauer von ihrer Sendung zu unterrichten. Dieſe Unterredung dauerte beinahe eine Stunde, als die vier Richter und Bürgermeiſter ungeduldig wurden, und mit dem Grafen in einem ſehr rauhen Ton anfingen deutſch zu reden. Dieſer aber machte ihren Zorn auf eine ſehr geſchickte Art lächerlich, indem er ganz laut auf Franzöſiſch, welches ſie nicht verſtanden, ſagte: „Wundern Sie ſich „nicht, meine Herren, daß dieſe Deutſchen ſo aufge„bracht ſind, denn ſie ſind nicht gewohnt, ſobald „vom Tiſch aufzuſtehen, nachdem ſie ſo vortrefflich „gegeſſen und ſo köſtlichen Wein getrunken haben.“

Vieilleville hinterbrachte dem König Alles, wie er es gefunden und gehört hatte. Dieſer war ſo wohl damit zufrieden, daß er ihn den andern Morgen rufen ließ, und ihn zum Mitglied des Staatsraths ernannte. Die Geſandten hatten eine feierliche Audienz bei dem König, und gleich darauf wurde Staatsrath gehalten, worin Heinrich II. vortrug, wie wenig rathſam es ſey, Krieg mit dem Kaiſer anzufangen. Nach dem König nahm ſogleich der Connetable von Montmorency außer der Ordnung das Wort, und ſtimmte gegen den Krieg: ihm folgten die Uebrigen, bis die Reihe an Vieillevillen kam, der der ganzen Verſammlung auf eine ſehr bündige Art vorſtellte, wie es die Ehre der Krone erfordere, den deutſchen Fürſten beizuſtehen. Er eröffnete ſodann dem König in Geheim, was ihm der Graf

Naſſau anvertraut hätte, daß nämlich der Kaiſer ſich in Beſitz von Metz, Toul, Verdun und Straßburg ſetzen wollte, welches dem König ſehr nachtheilig ſeyn würde. Der König ſollte daher ganz in der Stille ſich dieſer Städte, die eine Vormauer gegen die Champagne und Picardie waren, bemächtigen. „Und was den Vorwurf betrifft, Herr Connetable,“ indem er ſich zu ihm wendete, „den „Sie ſo eben bei Ablegung Ihrer Stimme geäußert, „daß die Deutſchen eben ſo oft ihren Sinn ändern, „als ihren Magen leeren, und leicht eine Ver„rätherei hinter ihrem Anerbieten ſtecken könne, ſo „wünſchte ich lieber mein ganzes Vermögen zu ver„lieren, als daß ihnen dieſes zu Ohren käme; denn „wenn ſolche ſouveraine Fürſten, wie dieſe ſind, da„von einer dem Kaiſer bei ſeiner Wahl den Reichs„apfel, der die Monarchie anzeigt, in die linke Hand, „der andere den Degen, um ſie zu ſchützen, in die „rechte gibt, und der dritte ihm die kaiſerliche Krone „aufſetzt, weder Treu noch Glauben halten; unter „was für einer Raſſe Menſchen ſoll man dieſe denn „finden?“

Auf dieſes wurde auch der Krieg beſchloſſen, und zu Ende des März 1552 ſollte die Armee auf der Grenze von Champagne beiſammen ſeyn, welches auch mit unglaublicher Geſchwindigkeit geſchah. Der Connetable nahm durch Kriegsliſt Metz weg, und kurz darauf hielt der König daſelbſt ſeinen Einzug. Bei dieſer Gelegenheit muſterte er ſeine Armee, und fand unter andern fünfhundert Edelleute, die er nie hatte

nennen hören, ſehr gut equipirt. Der König übergab dieſes ſchöne Corps dem jungen Eſpinay, Vieilleville's Tochtermann, welcher auch an der Spitze desſelben tapfere Thaten verrichtete.

Die Einnahme von Metz war aber auch die einzige Frucht dieſer Ausrüſtung; denn die andern Städte waren aufmerkſam geworden und man fand ſie gerüſtet. Auch ließen die deutſchen Fürſten den König wiſſen, daß ihr Friede mit dem Kaiſer gemacht ſey. Dieſer Letztere hatte ſich kaum der einheimiſchen Feinde entledigt, als er mit einer zahlreichen Armee gegen Straßburg rückte, den Franzoſen die eroberten Grenzſtädte wieder wegzunehmen. Auf das erſte Gerücht dieſes Einfalls warf ſich der Herzog von Guiſe mit einem zahlreichen tapfern Adel in die Stadt Metz, auf welche man den Hauptangriff erwartete. Verdun bekam der Marſchall von St. André zu vertheidigen, und in Toul, wohin der König den Herrn von Vieilleville beſtimmt hatte, hatte ſich der Herzog von Nevers geworfen, ohne einen königlichen Befehl dazu abzuwarten. Der König ließ es auch dabei, ſo gern er Vieilleville belohnt hätte, und ſchickte dieſen nach Verdun, um dem Marſchall von St. André, deſſen Lieutenant er noch immer war, bei Vertheidigung dieſer Stadt gute Dienſte zu leiſten.

Vieilleville ließ Verdun ſehr befeſtigen, allein zu ſeinem größten Verdruß erfuhr man, daß der Herzog von Alba nicht auf dieſen Platz losgehen würde, ſondern die Belagerung von Metz angefangen hätte. Er nahm ſich daher vor, die kaiſerliche Arme, die

ſich wegen ihrer Größe ſehr ausdehnen mußte, ſo viel möglich im Freien zu beunruhigen und ſie in enge Grenzen einzuſchließen. Auch that er dem Feind durch einige unvermuthete Ueberfälle vielen Schaden. Er erfuhr, daß die Stadt Eſtain in Lothringen, welches Land vom Kaiſer und den Franzoſen für neutral erklärt war, den Kaiſerlichen viele Lebensmittel zuführte, und beſchloß daher, ſich von Eſtain Meiſter zu machen. Er kam vor die Thore, nur von zwölf Edelleuten zu Pferde begleitet, deren Jeder einen Bedienten bei ſich hatte; er ſelbſt hatte vier Soldaten, als Bediente gekleidet, bei ſich. Ein kleines Corps ließ er in einiger Entfernung ihm nachkommen, das auf den Ruf der Trompete herzueilen ſollte. Vor dem Thore ließ er den Maire und den Amtmann rufen und machte ihnen Vorwürfe, daß ſie die Feinde der Krone unterſtützten. Sie entſchuldigten ſich damit, daß ſie thun müßten, was ihre Herrſchaft ihnen beföhle und das Beſte ihrer Unterthanen mit ſich brächte, die ihre Landesprodukte gern mit Vortheil an Mann bringen wollten. „Und wie,“ ſagte Vieilleville, „können wir „nicht auch etwas für unſer Geld haben?“ — O! warum nicht, antworteten ſie. — „Nun ſo geht,“ befahl er den Bedienten, „und holt für uns und „unſere Pferde für ſechs Thaler. Blaſe, Trompeter, „unterdeſſen ein luſtiges Stückchen, denn bald werdet „ihr euch was zu gute thun.“ Die wenigen Lanzenknechte, ſo der Amtmann bei ſich hatte, wollten zwar den Bedienten den Eingang ſtreitig machen, aber ſie wurden übel zuſammengeſtoßen. Die vier Soldaten

ſtiegen ſogleich auf das Fallgatter, daß es nicht heruntergelaſſen werden konnte. Jetzt waren ſchon die zwölf Pferde in dem Thor, und nun kam auch das Corps an, drang mit in die Stadt, und ſo waren ſie Meiſter derſelben. Zehn bis zwölf Spanier, unter andern ein Verwandter des Herzogs von Alba, waren bei dem Amtmann, hatten aber Lärm gehört und über die Stadtmauer ſich gerettet. Vieilleville war ſo aufgebracht darüber, daß er den Neffen des Amtmanns, der ihnen durchgeholfen hatte, aufhängen ließ.

Sechs Tage nach dieſer Expedition überfiel er das Dorf Rougerieules, worin fünf Compagnien Lanzenknechte und eben ſo viele Schwadronen Reiter lagen. Die Deutſchen in dem Dorfe wurden überfallen und alle niedergemacht oder gefangen. Des Morgens um ſieben Uhr war Alles vorbei, und Vieilleville ſchon wieder auf dem Weg, ſo daß, als ein Theil der Armee des Markgrafen Alberts von Brandenburg gegen ihn ausrückte, ſie nur das leere Neſt fanden.

Vieilleville ging nach Verdun zurück, um ſeinen Leuten und ſich Ruhe zu gönnen, denn er war drei Wochen lang bei ſtrenger Kälte in kein Bett gekommen, hatte auch die Kleider nicht abgelegt. Es freute ihn ſehr, als er in die Hauptkirche von Verdun kam, die Fahnen, welche er dem Feinde abgenommen und dem Marſchall von St. André geſchickt hatte, rechts und links in zwei Reihen hängen zu ſehen. Er fügte dieſen noch die letzt eroberten elf Fahnen und Standarten bei, und ſo überſchickten ſie dem König zwei und zwanzig Stücke.

Kaum waren aber acht Tage verfloſſen, ſo kam ein Courier vom König an Vieilleville, durch den er Befehl erhielt, ſich nach Toul zum Herzog von Nevers zu begeben und dieſem beizuſtehen, indem zu befürchten ſey, daß der Kaiſer, der mit Metz nicht fertig werden könnte, Toul belagern würde. Er möchte ſo viel Volk als möglich aus Verdun mit ſich nehmen, um den Herzog zu verſtärken, ohne jedoch den Marſchall von St. André zu ſehr zu ſchwächen, denn man wußte noch nicht eigentlich, welchem von beiden Plätzen es gälte. Vieilleville nahm nur wenige Mannſchaft mit ſich, und ließ die erfahrenſten Capitäns bei dem Marſchall.

Gleich den andern Tag war Conſeil bei dem Herzog von Nevers, worin beſchloſſen wurde, den Albaneſern und Italienern, die in Pont-à-Mousson in ſehr ſtarker Anzahl lägen, auf alle nur mögliche Art zu Leibe zu gehen, und ihren Streifereien ein Ende zu machen. Vieilleville erbot ſich, mit ſeinen aus Verdun mitgebrachten Soldaten den Anfang zu machen, und verſprach, die Räubereien, welche jene Garniſon verübt hatte, reichlich zu vergelten. Er ſchickte gleich nach obiger Berathſchlagung einen ſeiner Vertrauten und Spione, deren er zwei bei ſich hatte, heimlich nach Pont-à-Mousson, wohl unterrichtet von dem, was er bei den Fragen, die man an ihm thun würde, antworten ſollte, und auf was er ſorgfältig zu merken habe. Er ſollte vorgeben, als gehörte er zum Hauſe der verwittweten Herzogin von Lothringen, Chriſtine, einer Nichte des Kaiſers, und

habe von ihr Aufträge in's kaiſerliche Lager. Er ging ſpät aus, um eine gültige Entſchuldigung zu haben, daß er dieſen Tag nicht weiter reiste, damit er die Stärke der Feinde und was ſie im Werk haben könnten, deſto eher entdecken möchte. Dieſer gewandte und entſchloſſene Menſch machte ſich alſo, ohne daß Jemand etwas davon wußte, mit ſeiner gelben Schärpe, die das lothringiſche Zeichen der Neutralität war, auf den Weg, und kam in weniger als drei Stunden vor den Thoren von **Pont-à-Mousson** an. Man fragte ihn, wo er her komme? wo er hin wolle? was er zu verrichten und ob er Briefe habe? Er verlangte vor die Befehlshaber geführt zu werden, ſo gewiß war er ſeiner Antworten. Da er vor ſie kam (es waren dieſe Don Alphonſo d'Arbolancqua, ein Spanier, und Fabricio Colonna, ein Römer), wußte er ihnen auch auf Alles ſo ſchicklich zu antworten, daß ſie ihn nicht fangen, noch ſeine eigentliche Beſtimmung entdecken konnten. Er bat ſich nun die Erlaubniß aus, in ſein Logis zu gehen, und fragte, ob ſie nichts bei Sr. kaiſerlichen Majeſtät zu beſtellen hätten? Er hoffe morgen dort zu ſeyn und würde ihnen treue Dienſte leiſten.

Sie fragten ihn, da er durch Toul gereist ſey, ob er nicht wiſſe, daß Truppen von Verdun angekommen, die ein gewiſſer Vieilleville angeführt. Hierauf fing er an: „O dieſe verdammte franzöſiſche „Kröte! Neulich ließ er zu Eſtain, das er überfiel, „einen meiner Brüder hängen, der bei meinem Onkel, „dem Amtmann, war, weil er Spaniern über die

„Stadtmauer geholfen hatte. Daß ihn die Peſt treffe! „Mich koſtet es mein Leben, oder ich räche mich an „ihm; denn die Ungerechtigkeit war zu groß, da wir „doch Alle verbunden ſind, dem Herrn, dem wir die„nen, Alles zu thun, wie dies der Fall bei dem „Kaiſer und meiner Gebieterin iſt. Denn wenn zwei „dieſer Herren wären gefangen worden, ſo hätte man „viele heimliche Geſchäfte von Sr. kaiſerlichen Maje„ſtät erfahren. Und dieſer Wütherich hat meinen „armen Bruder tödten laſſen, und er hatte keine „weitere Farbe, ſeine Uebelthat zu beſchönigen, als „daß ſie die Neutralität gebrochen hätten. Ver„dammt ſey er auf ewig!“

Fabricio Colonna und Don Alphonſo, die um Vieilleville's Expeditionen recht gut wußten und beſonders dieſen letzten Umſtand kannten, merkten hoch auf. Sie nahmen ihn bei Seite, und verſprachen ihm, den Tod ſeines Bruders zu rächen, wenn er thun würde, was ſie ihm ſagten. Er antwortete darauf: daß er auch ſein Leben dabei nicht ſchonen würde; aber er bitte ſie, vorher zum Kaiſer gehen zu dürfen, um die Botſchaft ſeiner Gebieterin zu überbringen. Sie fragten ihn, warum er keine Briefe habe. „Weil,“ ſagte er, „meine Botſchaft gewiſſe „Staatsgeheimniſſe des Königs von Frankreich ent„hält. Würde ich nun mit Briefen ertappt, ſo „könnte ich die ganze Provinz in's Unglück ſtürzen, „denn durch dieſes iſt die Neutralität verletzt, und „ich wäre in Gefahr, gefangen oder wenigſtens „gefoltert zu werden.“ Sie ließen ſich mit dieſem

zufrieden ſtellen, und da ſie ihn ſchon gewonnen glaubten, ihn in ſein Logis zurückführen, mit dem Befehl, ihm das Thor von Metz mit dem früheſten Morgen zu öffnen, ohne ſich um ſeine Geſchäfte zu bekümmern.

Mit Anbruch des Tags zeigte er ſich am Thor, das ihm auch ohne weiteres Nachfragen geöffnet wird. Er geht in's Lager, bleibt daſelbſt den ganzen Tag, und weiß den Herzog von Alba ſo einzuſchläfern, daß er ſogar einen Brief von ihm an Fabricio und Alphonſo, ihre Geſchäfte betreffend, erhält, worin ihnen beſonders aufgetragen wird, auf einen gewiſſen franzöſiſchen Befehlshaber, Namens Vieilleville, der dem Lager des Markgrafen Albert ſehr vielen Schaden zugefügt, und jetzt ſichern Nachrichten zufolge ſeit zwei Tagen mit Truppen in Toul angekommen, aufmerkſam zu ſeyn. Vorzüglich befahl man ihnen den Ueberbringer dieſes Briefs an, deſſen Eifer für den Dienſt Sr. Majeſtät bekannt ſey. Sie ſollten daher keinen Anſtand nehmen, ihn zu gebrauchen.

Gleich nach Empfang des Briefs lobten ihn dieſe ſpaniſchen Herren ſehr und ſagten ihm, daß er gar nicht nöthig gehabt hätte, das Certificat ſeiner Treue vom Herzog von Alba mitzubringen, denn ſeit geſtern ſchon hätten ſie ſich durch ſeine Reden überzeugt, daß er kaiſerlich geſinnt ſey. Wenn er reich werden wollte, ſollte er nur alles Mögliche anwenden, den Feldherrn Vieilleville, der dem Lager des Markgrafen ſo geſchadet habe, in ihre Hände zu bringen. Er antwortete darauf, daß er nichts anders verlange,

wenn er es dahin bringe, als daß er ihn umbringen dürfe, damit er ihm das Herz aus dem Leibe reiße, um ſich wegen Ermordung ſeines Bruders zu rächen. Er forderte ſie noch dazu auf, ihm als treuen Diener des Kaiſers mit Macht bei dieſer Unternehmung bei-zuſtehen, denn ſein Bruder ſey im Dienſt Sr. kaiſer-lichen Majeſtät gehängt worden.

Sie, die dieſen Eifer mit Thränen begleitet ſahen, denn dieſe hatte er in ſeiner Gewalt, zweifelten nun gar nicht mehr, umarmten ihn, und Don Alphonſo will ihm eine goldne Kette, fünfzig Thaler werth, umhängen; aber er verwirft dieſes Geſchenk mit Un-willen und ſagt: daß er nie etwas von ihnen nehmen würde, wenn er nicht dem Kaiſer einen ausgezeich-neten Dienſt geleiſtet und bei einer andern Gelegen-heit als hier, wo ſein eigenes Intereſſe am meiſten im Spiel ſey, denn er habe hier ſein eigen Blut zu rächen. Zugleich bat er ſie, nicht weiter in ihn zu dringen und ihm nur freie Hand zu laſſen. Nur ſollten ſie ihm jetzt erlauben, ſich ſeiner guten Ge-bieterin ſogleich zu zeigen; er verſpreche auf ſeiner Rückkunft ihnen gute Nachrichten zu bringen.

Eine ſo edelmüthige Weigerung, das Geſchenk anzunehmen, und all die ſchönen Worte brachten Don Alphonſo und Fabricio ganz in die Schlinge, ſo daß ſie ſeine Treue gar nicht mehr in Zweifel zogen. Sie ließen ihn jetzt abreiſen, um ihn bald wieder zu ſehen.

Er machte ſich nun ſogleich auf den Weg und kam zu Vieilleville zurück, der ihn ſchon für verloren

hielt, denn er war ſchon drei Tage ausgeblieben. Die Nachrichten, welche er mitbrachte, gaben jenem eine kühne und ſeltſame Kriegsliſt ein, welche er auch ſogleich in's Werk ſetzte, ohne einen Menſchen dabei zum Vertrauten zu machen. Er inſtruirt ihn, nach **Pont-à-Mousson** zurückzugehen und den Spaniern zu hinterbringen, daß Vieilleville mit Anbruch des Tages nach **Condé sur Mozelle** reiten würde, um mit ſeiner Gebieterin, die daſelbſt ſich aufhielt, Unterhandlungen zu pflegen, denn die Herzogin fürchte, wenn der Krieg zwiſchen Frankreich und dem Kaiſer noch lange dauern ſollte, man möchte ihren Sohn das Piemonteſer-Stückchen tanzen laſſen (ihn, wie den Herzog von Savoyen, um ſein Land bringen); er ſolle aber ja ſich der nämlichen Worte bedienen. Er ſolle noch hinzu ſetzen, daß Vieilleville, der die Garniſon von **Pont-à-Mousson** fürchte, hundert und zwanzig Pferde, und darunter einige gepanzerte, zur Begleitung mit ſich nehmen würde. Er brauche übrigens gar nicht ſehr zu eilen, damit Vieilleville Zeit habe, ſeine Anſtalten zu machen, und könne er nur den gewöhnlichen Schritt ſeines Pferdes reiten.

Des Nachts um elf Uhr ritt der Kundſchafter weg, und kam um zwei Uhr nach Mitternacht bei den Spaniern in **Pont-à-Mousson** an, welche durch ſeinen Bericht in ein frohes Erſtaunen geſetzt werden. Mit möglichſter Schnelligkeit machen ſie ihre Anſtalten, dieſen glücklichen Fang zu thun, an dem ſie gar nicht mehr zweifelten. Die ganze Garniſon, die noch einmal ſo ſtark war, als der Feind, dem man ſie

entgegenführte, mußte ausreiten, ſo daß nur etwa fünfzig Schützen in der Stadt zurückblieben, und man hielt ſich des Sieges ſchon für gewiß.

Vieilleville hatte indeſſen, ſobald der Kundſchafter aus den Thoren von Toul war, alle ſeine Hauptleute bei dem Herzog von Nevers zuſammenberufen und ihnen erklärt, daß er ein muthiges Unternehmen vorhabe, wobei ſie ſich aber nicht verdrießen laſſen müßten, zehn Stunden zu Pferde zuzubringen. Er verſicherte ihnen, es würde dabei etwas herauskommen, und ſie viel Ehre und Vortheil davon tragen. Alle waren es zufrieden und machten ſich ſogleich bereit. Sie zogen aus der Stadt hinaus, ritten dritthalb Stunden lang bis an die Brücke, gegen das Holz von Rouzieres. Hier vertheilte Vieilleville die Truppen und legte ſie an verſchiedene Plätze in Hinterhalt. Er ſelbſt hielt mit hundert und zwanzig Pferden die Ebene, und Alles, was ihm in den Weg kam, arbeitende Landleute oder Wanderer, wurde feſtgehalten, damit der Feind nichts erfahren könnte. Sobald man den Feind ſähe, ſollte man machen, was er mache; die Trompeter ſollten auf Gefahr ihres Kopfes nicht blaſen, bis er es befehle. Noch muß man bemerken, daß er in der Abweſenheit ſeines Kundſchafters ſich in der ganzen Gegend umgeſehen hatte, um die Lage recht inne zu haben, wo er als ein erfahrener Soldat ſeinen Hinterhalt am beſten anlegen könnte.

Nachdem Alles auf dieſe Weiſe angeordnet war, verfloſſen kaum drei Stunden, als der Feind ſich

zeigte. „Wenden wir uns um nach Toul zurück,“ ſagte Vieilleville, „als wenn wir fliehen wollten, je„doch in langſamem Schritte, und fangen ſie an, uns „in Galopp zu verfolgen, ſo galoppiren wir auch, „bis ſie an unſerm Hinterhalt vorbei ſind. Geſchieht „dieſes, ſo ſind ſie unſer, ohne daß wir nur einen „Mann verlieren.“

Der Feind, der ſie fliehen ſah, ſetzte ihnen in ſtarkem Galopp nach mit einem ſchrecklichen Siegesgeſchrei. So wie ſie den Hinterhalt hinter ſich haben, commandirt Vieilleville: Halt! und läßt den Trompeter blaſen. Zugleich machen ſie Fronte gegen den Feind und rüſten ſich zum Angriff. Augenblicklich bricht nun auch der Hinterhalt hervor, hundert und zwanzig Pferde von der einen Seite, fünfzig leichte Reiter von der andern, von einer dritten zweihundert Schützen zu Pferde, die unter einem unglaublichen Schreien und Trommelgetöſe in vollem Rennen daherſprengen, welches die Feinde ſo überraſchte, daß ſie ganz beſtürzt: Tradimento! tradimento! riefen. Unterdeſſen warf Vieilleville Alles nieder, was ihm entgegenkam. Schüſſe fielen von allen Seiten, daß man nur ſchreien hörte: Misericordia, Signor Vieillevilla . . . Buona Guerra, Signori Francesi! Der Kugelregen warf in ganzen Haufen Menſchen und Pferde dahin, ſo daß Vieilleville das Gefecht und Gemetzel aufhören ließ, und der übrig gebliebene Theil ergab ſich, nachdem er die Waffen weggeworfen, auf Gnade und Ungnade. Zwei hundert und dreißig blieben auf dem Platz und fünf und zwanzig wurden

verwundet, unter denen auch der Anführer Fabricio Colonna ſich befand. Die Uebrigen blieben gefangen, und kam auch nicht ein Einziger davon, der das Unglück ſeiner Kameraden nach **Pont-à-Mousson** hätte berichten können.

Nach dieſer tapfern und ſiegreichen Unternehmung ſchickte Vieilleville einen Theil ſeiner Leute, nebſt dem gefangenen feindlichen Anführer, zum Herzog von Nevers zurück; die andern Verwundeten oder Gefangenen aber wurden an einen ſichern Ort gebracht. Die drei erbeuteten Standarten, ließ er dem Herzog ſagen, könne er noch nicht mitſchicken, da er ſie zu einer Unternehmung nöthig habe, die ihm in dem Augenblick in den Sinn käme. Als man in ihn drang, zu ſagen, was dies für ein Unternehmen ſey, antwortete Vieilleville: er ſey keiner von den Thoren, die das Bärenfell verkaufen, ehe ſie ihn gefangen haben. Auch wollte er es nicht machen, wie Fabricio Colonna, der ihn an ſeinen Kundſchafter geſchenkt habe, um ihn zu tödten und jetzt ſelbſt von ſeiner Gnade abhänge.

Nachdem jene weggeritten, rufte Vieilleville ſeinen Kundſchafter und ſagte ihm: „Nimm meine weiße „Standarte, meinen Kopfhelm und meine Armſchie„nen, und gehe nach **Pont-à-Mousson**. Biſt du eine „Viertelſtunde von der Stadt, ſo fange an zu gallop„piren und rufe Victoria, ſage, daß Colonna den „Vieilleville und ſein ganzes Corps geſchlagen und „daß er ihn mit dreißig oder vierzig andern franzö„ſiſchen Edelleuten gefangen bringe. Zeige ihnen zum

„Wahrzeichen meine Waffen. Hier haſt du vier un„bekannte Diener, die dir ſie tragen helfen. Nimm „noch einen Bündel zerbrochener Lanzen mit dem wei„ßen franzöſiſchen Fähnchen, um deine Rede zu un„terſtützen. Zeige ihnen ein recht fröhliches Geſicht „und ſchimpfe auf mich, was du nur immer kannſt, „daß du in zwei Stunden mein Herz aus dem Leibe „ſehen müßteſt, wenn ich es nicht mit zehntauſend „Thaler auslöste. Vergiß aber nicht, ſobald du im „Thor biſt, auf daſſelbe zu ſteigen, als wollteſt du „meine Feldzeichen daſelbſt aufhängen, und halte dich „bei den Fallrechen und Fallbrücken auf, daß man ſie „nicht niederlaſſe. Gott wird das Weitere thun."

Saligny, ſo hieß der Kundſchafter, machte ſich friſch auf, um ſeinen Auftrag zu vollziehen, dem er auch pünktlich nachkam. Unterdeſſen befiehlt Vieilleville allen Lanzenknechten und Schützen, das weiße Feldzeichen zu verbergen und die rothen Schärpen der Todten und ſonſt Alles, was ſie von kaiſerlichen oder burgundiſchen Zeichen an ſich tragen, anzulegen. Von den eroberten ſpaniſchen Standarten gab er eine dem Herrn von Montbourger, die andere dem von Thuré und die dritte dem von Mesnil-Barré, mit dem Befehl, alle die, ſo aus der Stadt herauskämen um die franzöſiſchen Gefangenen zu ſehen, umzubringen, wenn es nicht Einwohner ſeyen. Vergäße aber Don Alphonſo ſich ſo ſehr, daß er ſelbſt den Platz verließe, um dem Colonna über einen ſo wichtigen Sieg Glück zu wünſchen, ſo ſollten ſie ihn feſthalten und entwaffnen, ohne ihm jedoch etwas anders zu

Leid zu thun. Jetzt voran im Namen Gottes, ſagte er, die Stadt iſt unſer, wenn ſich Niemand verräth.

Jedermann ſtand erſtaunt da, denn er hatte ſich Niemand vorher entdeckt, und wußte man nicht, was er im Schild führte, als er den Kundſchafter abſchickte. Dieſer ſprengte, ſobald er ſich der Stadt näherte, mit ſeinen vier Waffenträgern im Galopp an, und rief: „Victoria, Victoria! der verdammte „Hund von Franzmann, der Vieilleville, und ſeine „Leute alle ſind geſchlagen. Fabricio führt ihn ge„fangen dem Don Alphonſo zu. Hier ſind ſeine „Waffen, ſeine Armſchienen, ſein Feldzeichen. Mehr „als hundert Todte liegen auf dem Platz, die Andern „alle ſind geſchlagen oder verwundet. Man hätte „ſie alle ſollen in Stücke hauen, wenn es nach mei„nem Sinn gegangen wäre. Victoria, Victoria!“

Die Freude unter den Soldaten war ſo groß, daß die Wenigen, ſo zurückgeblieben, die Zeit nicht erwarten konnten, Vieilleville zu ſehen, und Fabricio alle Ehre zu erzeigen, denn man zweifelte gar nicht an der Wahrheit. Don Alphonſo, ſobald er die Waffen und Armſchienen, eines Prinzen würdig, ſo viele Lanzenſtücke und weiße Standarten ſahe, fragte weiter nicht, ſondern ſetzte ſich zu Pferde und ritt, begleitet von zwanzig Mann, dem Fabricio entgegen. Orvaulx und Olivet, ganz roth gekleidet, kommen ihm mit dem Geſchrei entgegen: Victoria, Victoria! los Franceses son todos matatos (die Franzoſen ſind alle getödtet). Alphonſo, dem dieſes Geſchrei und die Sprache gar wohl gefiel, ging immer vorwärts. Auf einmal fallen ſie über ihn her, umringen ihn,

machen Alles nieder, was er bei ſich hat, ſelbſt die Bedienten, und nehmen ihn gefangen. Es kamen der Reihe nach immer Mehrere nach, aber Alle hatten daſſelbe Schickſal.

Nun befahl Vieilleville dem Mesnil-Barré, dem Don Alphonſo die Standarte, welches gerade die von ſeiner Compagnie war, in die Hand zu geben, und ihn zwiſchen den zwei Andern reiten zu laſſen. Einer, Namens le Grec, der ſpaniſch redete, mußte ihm ſagen, daß, wenn er bei Annäherung gegen die Stadtthore nicht Victoria ſchrie, er eine Kugel vor den Kopf bekäme. Mesnil-Barré ſollte dieſes ausführen. Alles fing jetzt an zu galoppiren, als man einen Büchſenſchuß vor den Thoren war. Le Grec war voran, der auf ſpaniſch Wunder erzählte, ſo daß die Garniſon, die ächt ſpaniſch war, als ſie Alphonſo unter den Galoppirenden und Schreienden ſah, Platz machte und Alles herein ließ. Man ließ ihnen aber nicht mehr Zeit, die Brücke aufzuziehen, denn plötzlich änderte man die Sprache, und hieb ſie alle zuſammen. **France! France!** wird gerufen. Die Schützen kommen auch dazu und beſetzen die Thore, und ſo iſt Vieilleville Herr der Stadt. Man fand in derſelben einen unerwartet großen Vorrath von Proviant, welchen die verwittwete Herzogin von Lothringen durch den Fluß hatte heimlich hinſchaffen laſſen, um unter der Hand die Armee des Kaiſers, ihres Onkels, davon zu erhalten.

Was Don Alphonſo anbetrifft, ſo fand man ihn den andern Morgen ganz angekleidet todt auf ſeinem

Bette ausgeſtreckt. Vincent de la Porta, ein neapolitaniſcher Edelmann, dem er von Vieillevillen war übergeben worden, hatte ihn nicht dahin bringen können, ſich auszukleiden, ob er gleich ſehr in ihn drang. Die Kälte konnte nicht Schuld an ſeinem Tode ſeyn, denn der Edelmann und ſechs Soldaten, mit denen er die Wache hielt, unterhielten im Zimmer ein ſo großes Feuer, daß man es kaum darin aushalten konnte. Es war Verzweiflung und Herzeleid, ſich ſo leichtſinnig in die Falle geſtürzt zu haben, was ihm das Leben gewaltſamer Weiſe nahm. Dazu kam noch die Schande und die Furcht, vor ſeinem Herrn jemals zu erſcheinen, der ohnedem ſchon gegen alle Feldherren und vornehmen Offiziere ſeiner Armee aufgebracht war, wie ihm der Herzog von Alba den Tag vor ſeiner Gefangennehmung geſchrieben hatte; denn dieſes war der Inhalt des Briefs, den le Grec in's Franzöſiſche überſetzte, wo einige lächerliche Züge vorkommen. Der Brief fing nach einigen Eingangs-Complimenten alſo an:

„Der Kaiſer, der wohl wußte, daß die Breſche (vor Metz) ziemlich beträchtlich ſey, aber keiner ſeiner Offiziere ſich wagte, hineinzudringen, ließ ſich von vier Soldaten dahin tragen, und fragte, da er ſie geſehen, ſehr zornig: „Aber um der Wunder „Gottes willen! warum ſtürmt man denn da nicht „hinein? Sie iſt groß genug und dem Graben gleich, „woran fehlt es denn bei Gott?“ Ich antwortete ihm, wir wüßten für ganz gewiß, daß der Herzog von Guiſe hinter der Breſche eine ſehr weite und große

Verſchanzung angelegt habe, die mit unzähligen Feuerſchlünden beſetzt ſey, ſo daß jede Armee dabei zu Grund gehen müßte. „Aber, beim Teufel!“ fuhr der Kaiſer weiter fort, „warum habt ihr's nicht verſuchen laſſen?“ Ich war genöthigt, ihm zu antworten, daß wir nicht vor Dürren, Ingolſtadt, Paſſau, noch andern deutſchen Städten wären, die ſich ſchon ergeben, wenn ſie nur berennt ſind, denn in dieſer Stadt ſeyen zehntauſend brave Männer, ſechzig bis achtzig von den vornehmſten franzöſiſchen Herren und neun bis zehn Prinzen von königlichem Geblüt, wie Se. Majeſtät aus den blutigen und ſiegreichen Ausfällen, bei denen wir immer verloren, erſehen könnten. Auf dieſe Vorſtellungen wurde er nur noch zorniger und ſagte: „Bei Gott, ich ſehe wohl, daß „ich keine Männer mehr habe; ich muß Abſchied von „dem Reich, von allen meinen Planen, von der „Welt nehmen und mich in ein Kloſter zurückziehen; „denn ich bin verrathen, verkauft, oder wenigſtens ſo „ſchlecht bedient, als kein Monarch es ſeyn kann; „aber bei Gott, noch ehe drei Jahre um ſind, mach' „ich mich zum Mönch.“ —

„Ich verſichre euch, Don Alphonſo, ich hätte ſogleich ſeinen Dienſt verlaſſen, wenn ich kein Spanier wäre. Denn iſt er bei dieſer Belagerung übel bedient worden, ſo muß er ſich an Brabancon, Feldherrn der Königin von Ungarn, halten, der dieſe Belagerung hauptſächlich commandirt, und gleichſam als ein Franzoſe anzuſehen iſt, ſo wie auch die Stadt Metz im franzöſiſchen Klima liegt; und er rühmte

ſich überdies, ein Verſtändniß mit vielen Einwohnern zu haben, unter denen die Tallanges, die Baudoiches, die Gornays, lauter alte Edelleute der Stadt Metz, ſeyen. Auch haben wir die Stadt von ihrer ſtärkſten Seite angegriffen, unſere Minen ſind entdeckt worden und haben nicht gewirkt. So iſt uns Alles übel gelungen und gegen alle Hoffnung ſchlecht von ſtatten gegangen. Wir haben Menſchen und Wetter bekriegen müſſen. Er bereut es nicht und bleibt dabei, und um ſeine Halsſtarrigkeit zu decken, greift er uns an, und wirft auf uns alles Unglück und ſeine Fehler. Alle Tage ſieht er ſein Fußvolk zu Haufen dahin ſtürzen, und beſonders unſere Deutſchen, die im Koth bis an die Ohren ſtecken. Schickt uns doch ja die elf Schiffe mit Erfriſchungen, die uns Ihre Durchlaucht von Lothringen beſtimmt haben, denn unſere Armee leidet unendlich. Vor allem Andern aber ſeyd auf eurer Hut gegen Vieilleville, der von Verdun nach Toul mit Truppen gekommen, denn der Kaiſer ahnet viel Schlimmes, da er ſchon lange her ſeine Tapferkeit und Verſchlagenheit kennt, ſo daß er ſogar ſagt, ohne ihn wäre er jetzt König von Frankreich; denn als er in die Provence, in's Königreich eingedrungen, ſey Vieilleville ihm zuvorgekommen, und habe ſich durch eine feine Kriegsliſt von Avignon Meiſter gemacht, daß der Connetable ſeine Armee zuſammenziehen konnte, die ihn hinderte, weiter vorzudringen. Ich gebe euch davon Nachricht, als meinem Verwandten, denn es ſollte mir leid thun, wenn unſere Nation, die er jedoch weniger

begünſtigt und in Ehren hält als andere, dem Herrn mehr Urſache zur Unzufriedenheit gäbe u. ſ. f.“ Nach Leſung dieſes Briefs war es klar, welches die wahre Urſache ſeines Todes geweſen, denn Alphonſo hatte gegen alle darin enthaltenen Punkte gefehlt.

Der Herzog von Nevers kam auf dieſe Nachrichten ſelbſt vor den Thoren von Pont-à-Mousson an, eben da man ſich zum Mittageſſen ſetzen wollte. Vieilleville ging ihm ſogleich entgegen; es wurde beſchloſſen, einen Courier an den König abzuſchicken, dem man auch den Brief des Herzogs von Alba an Don Alphonſo mitzugeben nicht vergaß. Einen andern Kundſchafter, mit Namen Habert, ſchickte man in's kaiſerliche Lager, um aufmerkſam zu ſeyn, wenn der Herzog von Alba etwas gegen Pont-à-Mousson unternehmen würde, denn die Stadt war ſehr ſchlecht befeſtigt, und Vieilleville war der Meinung, ſie lieber ſogleich zu verlaſſen, als zu befeſtigen, um die Neutralität nicht zu verletzen und dem Kaiſer keine Urſache zu geben, ſich der andern Städte von Lothringen zu verſichern.

Den andern Tag ſchlug Vieilleville vor, unter dem Schutz der kaiſerlichen Feldzeichen einige Streifereien in der Gegend vorzunehmen und ſo die Feinde anzulocken. Der Herzog von Nevers wollte, aller Widerrede ungeachtet, dabei ſeyn; doch überließ er Vieilleville alle Anſtalten und das Commando. Sie zogen mit ungefähr vierhundert Mann aus und machten auf dem Weg viele Gefangene, da einige feindliche Trupps ihnen in die Hände ritten, die ſie für

Spanier und Deutſche hielten. So kamen ſie bis Corney, den halben Weg von Pont-à-Mousson nach Metz und nur zwei kleine Stunden vom kaiſerlichen Lager. Da ſie hier nichts fanden, trug Vieilleville, ungeachtet ſie nicht ſicher waren, dennoch darauf an, noch eine halbe Stunde weiter vorwärts zu gehen. Auf dieſem Weg trafen ſie ein großes Convoy von ſechzig Wagen unter einer Bedeckung von zweihundert Mann an, die ihnen alle in die Hände fielen. Jetzt war es aber zu ſpät, um nach Pont-à-Mousson zurückzukommen, denn ſie waren auf vier Stunden entfernt, und es ſchneite außerordentlich ſtark. Es wurde daher beſchloſſen, in Corney zu übernachten, obgleich ein ſehr unbequemes Nachtquartier daſelbſt war. Gleich den andern Morgen wurde wieder ausgeritten; diesmal traf man auf ſechs Wagen mit Wein und andern ausgeſuchten Lebensmitteln, welche die Herzogin von Lothringen dem Kaiſer, ihrem Onkel, für ſeine Tafel ſchickte. Acht Edelleute und zwanzig Mann begleiteten dieſe Leckerbiſſen, worunter unter andern zwölf Rheinlachſe und die Hälfte in Paſteten waren. Wie ſie die rothen Feldzeichen ſahen, riefen ſie: da kommt die Eskorte, ſo uns der Kaiſer entgegen ſchickt! Wie groß war aber nicht ihr Erſtaunen, als ſie auf einmal rufen hörten: France! und Alle gefangen genommen wurden.

Einer von den gefangenen Edelleuten, Namens Vignaucourt, fragte: „ob dieſer Trupp nicht dem „Herrn von Vieilleville zugehörte.“ Warum? fragte Vieilleville ſelbſt. „Weil er es iſt, der Pont-à-

„Mousson mit den kaiſerlichen Feldzeichen eingenommen „hat, worüber der Kaiſer außerordentlich aufgebracht „iſt. Ich war geſtern bei ſeinem Lever, und ich hörte „ihn ſchwören, daß, wenn er ihn ertappte, er ihm „übel mitſpielen wollte. Dieſer Verräther Vieilleville, „ſagte er, hat mit meinen Feldzeichen Pont-à-Mous„son weggenommen, und mit kaltem Blut meinen „armen Don Alphonſo umgebracht, auch alle darin „befindlichen Kranken tödten laſſen, und die Lebens„mittel, die für mich beſtimmt waren, weggenommen. „Aber ich ſchwöre, bei Gott dem Lebendigen, daß, „wenn er jemals in meine Hände fällt, ich ihn lehren „will, ſolche Treuloſigkeiten zu begehen und ſich meines „Namens, meiner Waffen und Zeichen zu meinem Scha„den zu bedienen. Auch der mächtigſte und tapferſte „Fürſt müßte auf dieſe Art hintergangen werden. Er „ſoll verſichert ſeyn, daß ihm nichts Anders bevorſteht, „als geſpießt zu werden, und verdamm' ich ihn von „dieſem Augenblick an zu dieſer Strafe, wenn ich „ihn bekomme. Und ihr Andern, euch mein' ich, „die ihr mein Heer commandirt, was für Leute ſeyd „ihr, daß ihr nichts gegen dieſen Menſchen unter„nehmt? denn ich hörte noch geſtern von Jemand, „der mir treu iſt, daß er noch immer alle Tage mit „ſeinen Soldaten herumſtreift in rothen Schärpen mit „den ſpaniſchen und burgundiſchen Feldzeichen, unter „welchen er viele Tauſend meiner Leute ermordet, „denn Niemand ſetzt ein Mißtrauen darein. Beim „Teufel auch, ſeyd ihr Leute, ſo etwas zu ertragen, „und liegt euch meine Ehre und mein Dienſt nicht

„beſſer am Herzen? Auf dieſe zornige Aeußerung ent„ſtand unter den Prinzen und Grafen, die in ſeinem „Zimmer waren, ein Gemurmel und ſie entfernten „ſich voll Zorn. Vieilleville mag ſich in Acht nehmen; „denn ſie ſind ſehr giftig auf ihn, beſonders die Spa„nier, wegen des Don Alphonſo d'Arbolanga, den er „auf eine grauſame Art hat umbringen laſſen.“

Vieilleville antwortete darauf, daß Don Alphonſo auf ſeinem Bette todt gefunden worden, und Niemand ſeinen Tod befördert hätte. Vieilleville würde lieber wünſchen, niemals gelebt zu haben, als ſich einer ſolchen That ſchuldig zu wiſſen. Er fürchte ſich jedoch nicht vor des Kaiſers Drohungen. Seine Ehre erfordere, zu beweiſen, daß es eine Unwahrheit ſey, ihn einer ſolchen Unmenſchlichkeit zu beſchuldigen. Vignaucourt merkte an dieſen Reden, daß Vieilleville mit ihm ſpreche; auch winkten ihm die Andern zu daher er nicht weiter fortfuhr.

Auf dieſes beſchloß Vieilleville, mit dem Herzog von Nevers ſich zurückzuziehen. Kaum waren ſie eine halbe Stunde von Corney, als Habert einhergeſprengt kam und ſie warnte, ja nicht in Corney zu übernachten; denn der Prinz von Infantasque käme mit dreitauſend Schützen und tauſend Pferden gegen Mitternacht an, indem er dem Kaiſer geſchworen, Vieilleville lebendig oder todt zu liefern. „Seyd willkom„men, Habert, Ihr bringt mir gute Botſchaft,“ ſagte er darauf, und drang nun in den Herzog von Nevers, ſich nach Pont-à-Mousson zurückzuziehen, indem er einen ſolchen Prinzen nicht der Gefahr

ausſetzen könne; er ſelbſt aber wolle bleiben, und dieſen Spanier mit ſeinen großen Worten erwarten. „Wollt ihr Alle, die ihr hier ſeyd,“ ſprach er dann mit erhöhter Stimme, „meinen Entſchluß unterſtützen? Auch habt ihr noch nie den Krieg anders geführt als durch Liſt und Ueberfall.“ Er nimmt darauf die rothen Standarten und reißt ſie in Stücken, befiehlt die ſpaniſchen Schärpen zu verbergen und die franzöſiſchen Zeichen anzulegen. Alle antworteten einmüthig, ſie wollten zu ſeinen Füßen ſterben, und zerriſſen Alles, was ſie Rothes an ſich hatten. Der Herzog von Nevers ſtellte ihm vor, daß es eine Verwegenheit ſey, in einem Dorfe, das keine Befeſtigung hätte, wo man von allen Seiten hinein könne, ſich zu halten. „Das iſt Alles eins,“ antwortete Vieilleville, „ich weiß, womit ich ſie ſchlage, oder ſie wenigſtens fortjage. Sehen Sie dort jenes Buſchholz und links dieſen Wald; in jenes verſtecke ich zwei hundert Pferde, die ſollen ihnen unverſehens auf den Leib fallen, wenn ſie im Angriff auf unſer Dorf begriffen ſind, und wenn auch hundert Prinzen von Infantasque da wären, ſo würden ſie davon müſſen. Laſſen Sie mich nur machen, mit Hülfe Gottes hoffe ich, Alles gut auszuführen, und in weniger als zwei Stunden will ich gerächt ſeyn.“

Da der Herzog von Nevers ſahe, daß er nicht abzubringen ſey, beſtand er darauf, bei dieſer Unternehmung zu bleiben, welche Vorſtellung ihm auch Vieilleville dagegen machte. Jetzt wurde beſchloſſen, nach Corney zu gehen, um Alles zu veranſtalten; ſie

waren nur noch tauſend Schritte davon entfernt, als ſie einen Mann durch das grüne Korn daher laufen ſahen, worauf ſie Halt machten. Es war der Maire von Villeſaleron, der ihnen ſchon gute Dienſte geleiſtet hatte. Dieſer ſagte, daß ſie ſich retten ſollten, denn auch der Markgraf Albert von Brandenburg rücke mit viertauſend Mann Fußvolk, zweitauſend Pferden und ſechs Kanonen auf das Dorf an. Auf dieſes waren ſie, zu großem Verdruß von Vieilleville, genöthigt, das Dorf zu verlaſſen. Die acht lothringiſchen Edelleute wurden freigelaſſen. Noch beim Weggehen ſagte Vignaucourt, er wundere ſich gar nicht, wenn Vieilleville ſolche Dinge ausführte, da er ſo vortrefflich bedient ſey, denn er wolle verdammt ſeyn, wenn er nicht Jenen, Namens Habert, im Zimmer des Kaiſers geſehen habe, wo er vorgegeben, daß er vom Oberſt Schertel geſchickt ſey, und dieſen krank in Straßburg verlaſſen habe. Und dieſen Letzten, den Maire, habe er vor vier Tagen Brod und Wein in des Markgrafen Lager verkaufen ſehen.

Den Sonntag darauf, den 1. Januar 1553, erfuhr Vieilleville durch Deſerteurs, daß der Kaiſer die Belagerung von Metz aufgehoben.

Vieilleville lebte jetzt drei Monate ruhig auf ſeinem Gut Dureſtal und erholte ſich von den Mühſeligkeiten des Krieges. Unterdeſſen hatte man ihm bei Hofe das Gouvernement von Metz, wo der Herr von Gonnor gegenwärtig commandirte, zugedacht; beſonders verwendeten ſich für ihn der Herzog von Guiſe

und von Nevers als Augenzeugen ſeiner Thaten vor Metz. Allein der Connetable warf ſich auch hier dazwiſchen und ſtellte vor, daß man Herrn von Gonnor, der die Belagerung ausgehalten habe, nicht abſetzen könne, und es Viellevillen lieber ſeyn würde, wenn ihn der König zu ſeinem Lieutenant in Bretagne machte, wo er ſeine Familie und Güter hätte. Denn der Herzog von Eſtampes, jetziger Gouverneur von Bretagne, ſey ſehr krank, es würde ſodann der Herr von Gyé, ſein Lieutenant, ihm folgen, und Vieilleville deſſen Stelle erhalten können.

Vieilleville wurde davon fünfzehn Tage nach Oſtern **1553** durch den Secretär Maleſtroit heimlich benachrichtigt, um ſich auf eine Entſchließung gefaßt zu halten. Das Schreiben des Königs vom **22.** April **1553** kam wirklich an, und war ſo abgefaßt, wie es der Connetable gewollt hatte. Vieilleville antwortete dem König ſehr ehrerbietig, wie ihn hauptſächlich vier Urſachen hinderten, dieſe Gnade anzunehmen. Erſtlich ſey Eſtampes nichts weniger als gefährlich krank; es würde dieſes Beide von einander entfernen, da ſie jetzt in gutem Vernehmen ſtünden; überdem ſey er ja ſelbſt zwei Jahre älter als der Herzog von Eſtampes. Zweitens habe er ſehr viele Verwandte und Freunde, die ſich vielleicht auf ihre Verwandtſchaft ſtützen und ſich gegen die Geſetze vergehen könnten, wo er dann, ein Feind aller Parteilichkeiten, ſtreng verfahren müßte, und doch würde es ihm leid ſeyn, ſeine Bekannten als Verbrecher behandelt zu ſehen. Drittens ſey er noch gar nicht in den Jahren, um ſich

in eine Provinz verſetzt zu ſehen, wo man ruhig leben könne und nichts zu thun habe, als am Ufer ſpazieren zu gehen, und die Ebbe und Fluth zu beobachten. Er habe erſt zwei und vierzig Jahre, und hoffe noch im Stand zu ſeyn, Sr. Majeſtät vor dem Feind zu dienen. Es würde ihm viertens zu hart vorkommen, unter dem Herrn von Gyé zu dienen, der ein Unterthan von ihm ſey, und mit dem er nicht ganz gut ſtehe. Er wiſſe, daß Se. Majeſtät ihm das Gouvernement von Metz zugedacht, und er ſey verwundert, wie man ſich ſo zwiſchen den König und ihn werfen und Alles vereiteln könne, was ihm dieſer beſtimmt habe.

Als der König dieſen Brief geleſen, wurde er aufgebracht, daß man ihm ſo entgegenſtünde, ließ den Connetable rufen und ſagte ihm ſehr beſtimmt, daß Vieilleville das Gouvernement von Metz haben ſolle, Gonnor ſolle ſogleich aus Metz heraus, und Vieilleville dahin abgehen, welches denn auch geſchah. Er brachte eine ſehr ausgedehnte Vollmacht mit, wodurch er über Leben und Tod zu ſprechen hatte, und die Commandanten von Toul und Verdun ſo eingeſchränkt wurden, daß ſie gleichſam nur Capitäns von ihm waren. Er hatte den Sold der Garniſon auf zwei Monate mitgebracht und ließ ihn austheilen, jedoch ſo, daß Mann vor Mann von dem Kriegscommiſſär verleſen wurde, wie ſie in den Liſten ſtanden. Sonſt hatten die Capitäns die Löhnung für ihre Compagnien erhalten, und manche Unterſchleife damit getrieben. Die Einwohner von Metz gewannen hierbei

viel, da ſie ſonſt ganz von der Gnade des Capitäns abhingen, wenn ein Soldat ihnen ſchuldig war. Nachdem nun Gonnor Alles, was in den Arſenälen war, übergeben hatte, verließ er Metz, und empfahl Vieillevillen beſonders den Sergentmajor von der Stadt, den Capitän Nycollas, und den Prevot, Namens Vaurés; er lobte ſie außerordentlich in ihrer Gegenwart, woraus Vieilleville ſogleich ein Mißtrauen ſchöpfte, das er aber keineswegs merken ließ.

Er fand die Garniſon in großer Unordnung; ſie war ſtolz dadurch geworden, daß ſie gegen einen ſo mächtigen Kaiſer eine Belagerung ausgehalten, und es verging keine Woche, wo nicht fünf bis ſechs Schlägereien vorfielen über den Streit, wer ſich am tapferſten gehalten hätte. Oft fielen ſie unter den Offizieren vor, die den Ruhm ihrer Soldaten vertheidigten; oft brachen ſich die Soldaten für ihre Offiziere die Hälſe. Vieilleville war deßhalb in großer Verlegenheit; er mußte fürchten, durch ſcharfe Befehle einen Aufſtand zu erregen, der um ſo gefährlicher war, als der Graf von Mansfeld im Luxemburgiſchen, wo er commandirte, und beſonders in Thionville, vier Stunden von Metz, viele Truppen hatte. Ueberdem waren die Einwohner ſelbſt voll Verzweiflung, denn nachdem der Kaiſer hatte abziehen müſſen, ſahen ſie wohl, daß ſie das franzöſiſche Joch nicht wieder abſchütteln könnten. Ueberdies waren ſie auf eine unleidliche Art durch ſtarke Einquartierungen geplagt, denn es war kein Geiſtlicher, noch Adeliger, noch eine Gerichtsperſon, die davon

befreit war. Auf der andern Seite hielt es Vieilleville gegen ſeine Ehre und Würde, ſolche Ungezogenheiten fortgehen zu laſſen, und er beſchloß daher, was es auch koſten möge, ſeinen Muth zu zeigen, und ſich Anſehen und Gehorſam zu verſchaffen.

Er ließ daher ſchnell alle Hauptleute verſammeln und that ihnen ſeinen Vorſatz kund, wie er noch heute die Befehle und die Strafen für den Uebertretungsfall würde verleſen laſſen, von denen Niemand, weß Standes er auch ſey, ſollte ausgenommen ſeyn. Sie, die ihn wohl kannten, wie feſt er bei einer Sache bliebe, wenn er ſie reiflich überlegt hatte, boten ihm auf alle Art die Hand hierzu; doch ließen ſie bei dieſer Gelegenheit den Wunſch merken, daß er weniger ſtreng in Vertheilung der letzten Löhnung möchte geweſen ſeyn. Er ſtellte ihnen aber vor, daß es ſchändlich wäre, ſich vom Geiz beherrſchen zu laſſen, und dieſes Laſter ſich mit der Ehrliebe der Soldaten nicht vertrüge. Ich bin feſt entſchloſſen, ſagte er, auch nicht im Geringſten davon abzugehen, was ich einrichten und befehlen werde, und lieber den Tod! Nachmittags wurden die Befehle mit großer Feierlichkeit verleſen, beſonders auf dem großen Markt, wo alle Kavallerie mit ihren Offizieren aufmarſchirt war; er ſelbſt hielt dort auf ſeinem ſchönen Pferd mitten unter ſeiner Leibwache von Deutſchen — ſehr ſchöne Leute, die ihm der Graf von Naſſau geſchickt hatte, mit ihren großen Hellebarden und Streitärten, in Gelb und Schwarz gekleidet, denn dieſes war ſeine Farbe, die ihm Frau von Vieilleville, als ſie noch

Fräulein war, gegeben hatte, und die er immer beibehielt. Es machte dieſes einen ſolchen Eindruck, daß in zwei Monaten keine Schlägerei entſtand, als zwiſchen zwei Soldaten über das Spiel, wovon der eine den andern tödtete. Vieilleville nöthigte den Hauptmann, unter deſſen Compagnie der noch lebende Soldat ſtand, dieſen, der ſich verborgen hatte, vor Gericht zu bringen, wo ſodann der Kopf erſt dem Getödteten, und ſodann dem andern Soldaten abgeſchlagen wurde.

Kurz darauf meldete man ihm, daß einige Soldaten unter dem Vorwand, Wildpret zu ſchießen, Leute, die Lebensmittel in die Stadt brächten, auf der Straße anfielen und ihnen das Geld abnähmen. Gegen Mitternacht fing man drei derſelben, die ſogleich die Folter ſo ſtark bekamen, daß ſie ſieben ihrer Helfershelfer angaben. Er ließ dieſe ſogleich aus ihren Betten ausheben, und war ſelbſt bei dieſen Gefangennehmungen mit ſeinen Garden und Soldaten. Dieſe zehn Straßenräuber wurden in ſein Logis gebracht, hier vier beſtohlenen Kaufleuten vorgeſtellt, und ihnen, da ſie erkannt würden, ſogleich der Proceß gemacht. Des Morgens um acht Uhr waren ſchon drei davon gerädert und die Uebrigen gehangen, ſo daß ihre Capitäns ihren Tod eher als ihre Gefangennehmung vernahmen.

Es gab dieſes ein großes Schrecken in der Garniſon, daß ſich dadurch noch vermehrte, als man ſah, daß er gegen ſeine Hausdienerſchaft noch ſtrenger war. Einer ſeiner Bedienten, der ihm ſieben Jahre

gedient hatte, wurde gleich den andern Morgen gehenkt, weil er in der Nacht das Haus eines Mädchens, das er liebte, beſtürmt hatte, und einer ſeiner Köche, der ein Gaſthaus in Metz angelegt, wurde durch dreimaliges Ziehen mit Stricken ſo gewippt, daß er Zeitlebens den Gebrauch ſeiner Glieder verlor, und nur, weil er gegen den Befehl gehandelt hatte, den Bauern ihre Waaren nicht unter den Thoren abzukaufen, ſondern ſie vorher auf den dazu beſtimmten Platz kommen zu laſſen.

Während der Belagerung hatten mehrere Offiziere, während daß ſie die Männer auf die Wälle ſchickten, um daſelbſt zu arbeiten, mit den Weibern und Töchtern gar übel gehauſet, manche geraubt, den Vater oder Mann aber umgebracht und vorgegeben, es ſey durch die Kanonen geſchehen, ſo daß jetzt noch ſechs und zwanzig Weiber und Mädchen fehlten, welche die Offiziers und Soldaten verſteckt hielten. Der vorige Commandant hörte auf die Klagen, welche deßhalb einliefen, nicht, theils weil er einen Aufruhr befürchtete, wenn er es abſtellte, theils auch, weil er ſelbſt ein ſolches Mädchen gegen den Willen ihrer Mutter bei ſich hatte, die er Frau von Gonnor nennen ließ. Jetzt, da man ſah, wie gerecht und unparteiiſch Vieilleville in Allem verfuhr, beſchloſſen die Anverwandten, eine Bittſchrift einzureichen und dies geſchah eines Morgens ganz frühe, ehe noch ein Offizier da geweſen war. Er machte ihnen Vorwürfe, daß ſie ein halbes Jahr hätten hingehen laſſen, ohne ihm Nachricht davon zu geben. Sie

antwortеten, daß ſie gefürchtet hätten, eben ſo, wie beim Herrn von Gonnor, abgewieſen zu werden. „In „der That,“ verſetzte er, „ich kann euch nichts weniger „als loben, daß ihr mein Gewiſſen nach dem meines „Vorfahren gemeſſen habt; jedoch ſollt ihr, noch ehe „ich ſchlafen gehe, Genugthuung erhalten, wenn ihr „nur wißt, wo man die Euren verſteckt hält.“ Hierauf verſicherte einer, Namens Baſtoigne, dem ſeine Frau, Schweſter und Schwägerin geraubt waren, daß er ſie Haus für Haus wiſſe. „Nun gut,“ ſagte Vieilleville, „geht jetzt nach Hauſe, und Punkt „neun Uhr des Abends ſollt ihr eure Weiber haben; „ich wähle mit Fleiß eine ſolche Stunde, damit die „Nacht (es war im October) eure und eurer Ver„wandtinnen Schande verberge. Laßt euch indeſſen „nichts bis zur beſtimmten Stunde merken, ſonſt „könnte man ſie entfernen.“

Er machte darauf die nöthigen Anſtalten, ſtellte gegen Abend in den Hauptſtraßen Wachen aus, ließ einige Truppen ſich parat halten, und nun nahm er ſelbſt mit einiger Mannſchaft die Hausſuchung vor, ſo wie ſie ihm von den Supplikanten beſtimmt worden war. Zuerſt ging er auf das Quartier des Hauptmann Roiddes los, der die ſchöne Frau eines Notarius, Namens Le Coq, bei ſich hielt, ſtößt die Thüren ein und tritt in’s Zimmer, eben als ſich der Capitän mit ſeiner Dame zur Ruhe begeben will. Dieſer wollte ſich Anfangs wehren; wie er aber den Gouverneur ſah, fiel er ihm zu Füßen und fragte, was er befehle, und was er begangen? Vieilleville

antwortete: er ſuche ein Hühnchen, das er ſeit acht Monaten füttere. Der Capitän, welcher beſſer handeln, als reden konnte (es war ein tapferer Mann), ſchwur bei Gott, daß er weder Huhn, noch Hahn, noch Kapaun in ſeinem Hauſe habe, und keine ſolche Thiere ernähre. Alles fing an zu lachen, ſelbſt Vieilleville mäßigte ſeinen Ernſt, und ſagte ihm: Ungeſchickter Mann, die Frau des Le Coq will ich, und dieſes den Augenblick, oder morgen habt ihr bei meiner Ehre und Leben den Kopf vor den Füßen. Ein dem Hauptmann ergebener Soldat ließ unterdeſſen das Weibchen zu einer Hinterthür hinaus in eine enge Straße, hier aber wurde er von einem Hellebardierer angehalten, und, da er ſich wehren wollte, übel zugerichtet. Unterdeſſen hatte ſich die Frau, ihre Unſchuld zu beweiſen, zu ihrem Manne geflüchtet und Vieilleville ließ, als er dieſes hörte, den Capitän Roiddes, den man ſchon gefangen wegführte, um ihm bei anbrechendem Tag den Kopf herunterzuſchlagen, wieder los. Als dieſes die andern Offiziere hörten, machten ſie ihren Schönen die Thüren auf, und Alles lief voll Mädchen und Weiber, die in Eil zu ihren Verwandten flohen. Vieilleville ſetzte die Hausſuchung jedoch noch ſechs Stunden fort, bis er von allen Seiten Nachricht erhielt, daß ſich die Verlornen wieder eingefunden.

In Metz waren ſieben adelige Familien, die ſich ausſchließend das Recht ſeit undenklichen Zeiten anmaßten, aus ihrer Mitte den Oberbürgermeiſter der Stadt zu wählen, welches ein ſehr bedeutender Platz

iſt. Sie waren von dieſem Vorrecht ſo aufgeblaſen, daß, wenn in dieſen Familien ein Kind geboren wurde, man bei der Taufe wünſchte, daß es eines Tages Oberbürgermeiſter von Metz oder wenigſtens König von Frankreich werden möge. Vieilleville nahm ſich vor, dieſes Vorrecht abzuſchaffen, und als bei einer neuen Wahl die ſieben Familien zu ihm kamen und baten, er möchte bei ihrer Wahl gegenwärtig ſeyn, antwortete er zur großen Verwunderung, daß es ihm ſchiene, als ſollten ſie vielmehr fragen, ob er eine ſolche Wahl genehmige, denn vom Könige ſoll dieſer Poſten abhängen, und nicht von Privilegien der Kaiſer, und er wollte die Worte: Von Seiten Sr. kaiſ. Majeſtät des heil. römiſchen Reichs und der kaiſ. Kammer zu Speier verloren machen, und dagegen die braven Worte: Von Seiten der Allerchriſtlichſten, der unüberwindlichen Krone Frankreichs und des ſouverainen Parlamentshofs von Paris, ſetzen. Er habe auch ſchon einen braven Bürger Michel Praillon zum Oberbürgermeiſter erwählt, und ſie könnten ſich bei dieſer Einſetzung morgen im Gerichtshof einfinden. Der abgehende Oberbürgermeiſter, als er zumal hörte, daß Vieilleville zu dieſem Schritt keinen Befehl vom König habe, ſank in die Knie und man mußte ihn halten und zu Bette bringen, wo er auch nach zwei Tagen, als ein wahrer Patriot und Eiferer der Aufrechthaltung der alten Statuten ſeiner Stadt, ſtarb.

Vieilleville führte den neuen Bürgermeiſter ſelbſt ein und beſorgte die deßhalb nöthigen Feierlichkeiten.

Sowohl dieſe Veränderung als auch die Herbeiſchaffung der Weiber und Mädchen, nebſt mehrern andern Beweiſen ſeiner Gerechtigkeit, gewannen ihm die Herzen aller Einwohner und machten ſie geneigt, franzöſiſche Unterthanen zu werden. Sie entdeckten ihm ſogar ſelbſt, daß eine Klagſchrift an die kaiſerliche Kammer im Werk ſey, und bezeichneten ihm den Ort, wo ſie abgefaßt würde. In dieſem Quartier wurden auch des Nachts welche aufgehoben, eben als ſie noch an dieſer Klagſchrift arbeiteten. Der Verfaſſer und der, ſo die Depeſche überbringen ſollte, wurden ſogleich fortgeſchafft, und man hörte nie etwas von ihnen wieder; ſie wurden wahrſcheinlich erſäuft, die Andern aber, ſo Edelleute waren, kamen mit einem derben Verweis und einer Abbitte auf den Knien davon.

Aber nicht nur von Innen polizirte er die Stadt Metz, auch von Außen reinigte er die umliegende Gegend von den Herumläufern und Räubern, die ſie unſicher machten. Alle Wochen mußten etliche hundert Mann von der Garniſon ausreiten und in den Feldern herumſtreifen. Er neckte die kaiſerlichen Garniſonen von Thionville, Luxemburg und andern Orten ſo ſehr, daß ſie ſeit dem Mai 1552, wo er ſein Gouvernement übernommen hatte, bis zum nächſten Februar über zwölfhundert Mann verloren, da ihm nur in Allem hundert und ſiebenzig getödtet wurden. Die Gefangenen wurden gleich wieder um einen Monat ihres Soldes ranzionirt. Er trug aber auch beſondere Sorgfalt, daß immer die Tapferſten zu

dieſen Expeditionen ausgeſchickt wurden, wählte ſie ſelbſt aus, nannte alle beim Namen, und war immer noch unter den Thoren, dieſe Leute ihren Capitäns anzubefehlen.

Um Vieillevillen die Spitze zu bieten, bat der Graf Mannsfeld, ſo in Luxemburg commandirte, ſich von der Königin von Ungarn, Regentin der Niederlande, Verſtärkung aus, und mit ſelbiger wurde ihm der Graf von Mesgue zugeſchickt. Allein Mannsfeld konnte nichts ausrichten, und legte aus Verdruß ſein Commando nieder, welches der Graf von Mesgue mit Freuden annahm, ob es ihm gleich übel bekam. Vieilleville war beſonders durch ſeine Spione vortrefflich bedient; hauptſächlich ließen ſich die von einem burgundiſchen Dorf, Namens Maranges, ſehr gut dazu brauchen. Es gab keine Hochzeit, keinen Markt oder ſonſt eine Verſammlung auf fünfzehn bis zwanzig Meilen in der Runde in Feindes Land, wo Vieilleville nicht zwei bis dreihundert Pferde und eben ſo viel Mann Fußvolk dahin abſchickte, um ihnen zum Tanze zu blaſen. Schickte der Graf von Mesgue dieſen Truppen nach, um ihnen den Rückzug abzuſchneiden, ſo erfuhr er es ſogleich, und ließ ungeſäumt ein anderes Corps aus Metz aufbrechen, um jenes zu unterſtützen und den Weg frei zu machen, bei welcher Gelegenheit oft die tapferſten Thaten vorfielen und immer die Feinde unterlagen.

Er bekam Nachricht, daß der Kardinal von Lenoncourt, Biſchof von Metz, Vieles gegen ihn ſammle, um ſodann ſeine Beſchwerden vor des Königs geheimes

Conſeil zu bringen. Nun dann, ſagte er, damit ſeine Klagſchrift voll werde, will ich ihm mehr Gelegenheit geben, als er denkt. Er ließ darauf die Münzmeiſter kommen, die des Kardinals Münze ſchlugen (denn der Biſchof von Metz hatte dieſes Recht) und hielt ihnen vor, wie ſie alles gute Geld verſchwinden ließen und ſchlechtes dafür ausprägten. Er befahl ihnen hiermit bei Hängen und Köpfen, auf keine Art mehr Münze zu ſchlagen, ließ auch durch den Prevot alle ihre Stempel und Geräthſchaften gerichtlich zerſchlagen, indem es, wie er hinzuſetzte, nicht billig ſey, daß der König in ſeinem Reich einen ihm gleichen Unterthan habe.

Es war dieſes eine der nützlichſten Unternehmungen Vieilleville's, denn es gingen unglaubliche Betrügereien bei dieſer Münzſtätte vor; auch nahm es der König, als er es erfuhr, ſehr wohl auf. Der Kardinal aber wollte ſich ſelbſt umbringen, denn er war ſehr heftig, als er dieſe Veränderung erfuhr, und verband ſich mit dem Herzog von Vaudemont, Gouverneur von Lothringen, um Vieillevillen um ſein Gouvernement zu bringen, in welchem Vorſatz ſie auch der Kardinal von Lothringen, an den ſie ſich gewendet hatten, unterſtützte.

Vieilleville bekam einen Courier vom Secretär Maleſtroit, der ihm bekannt machte, daß der Gouverneur des Dauphin, von Humieres, auf dem Tod läge, und der König geſonnen ſey, ihm die Compagnie Gensd'armes zu geben, die jener beſeſſen, daß aber der Connetable dagegen ſey, und ſogar den jungen

Dauphin dahin gebracht habe, dieſe Compagnie für den Sohn ſeines Gouverneurs vom König zu erbitten, mit dem Zuſatz (ſo hatte es ihm der Connetable gelehrt), daß dieſes ſeine erſte Bitte ſey, welches dem König ſehr gefallen. Vieillevillen aber, habe der Connetable vorgeſchlagen, ſollte man die Compagnie leichter Reiter geben, welche Herr von Gonnor gehabt, und die in Metz ſchon liege. Vieilleville fertigte auf dieſe Nachricht, ohne ſich lange zu bedenken, ſeinen Secretär in aller Eil mit einem Brief an den König ab, worin er denſelben mit den nachdrücklichſten Gründen aufforderte, ſeinen erſten Entſchluß wegen der Compagnie durchzuſetzen und ſich von Niemand abwendig machen zu laſſen. Der Secretär kam in St. Germain an, wie Humieres noch am Leben war, und der König nahm den Brief ſelbſt an. Nachdem er ſolchen geleſen, antwortete er: „Es iſt nicht mehr als billig „er hat lang genug gewartet; ſeine treuen Dienſte „verbinden mich dazu. Ich gebe ſie ihm mit der Zu„ſicherung, es nicht zu widerrufen, wenn der Andere „ſtirbt, was man auch darüber brummen mag.“ Vieilleville ließ ſich zugleich mündlich die Compagnie leichter Reiter des Herrn von Gonnor für ſeinen Schwiegerſohn Eſpinay ausbitten. „Zugeſtanden,“ ſagte der König, „und das ſehr gern.“ Auch wurden ſogleich die Patente deßhalb ausgefertigt.

Unterdeſſen ließ Vieilleville dem Grafen von Mesgue keine Ruhe; ſeine Truppen gingen oft bis unter die Kanonen von Luxemburg, und forderten die Kaiſerlichen heraus, ſo, daß der Graf ſogar einen

Waffenſtillſtand unter ihnen vorſchlug, worüber Vieille-ville ſich ſehr aufhielt und zurückſagen ließ: daß ſie beide verdienten caſſirt zu werden, wenn ſie als Diener in beſondere Capitulationen ſich einließen; und daß er bei dieſem Vorſchlag als ein Schuljunge und nicht als Soldat ſich gezeigt; er ſchicke ihn daher wieder auf die Univerſität von Löwen, wo er erſt ſeit Kurzem hergekommen. Der Graf war ſo beſchämt darüber, daß er Vieillevillen bitten ließ, nie davon zu reden, und ihm den Brief, den er deßfalls geſchrieben, zurückzuſenden, welches Vieilleville ihm gern zugeſtand, mit der Bedingung, ihm eine Ladung Seefiſche von Antwerpen dafür zu ſchicken, die dann auch ankamen, und unter großem Lachen verzehrt wurden.

Gegen das Ende Septembers 1554 wurde dem Präſidenten Marillac, der nach Paris reiſen wollte, eine Escorte vom beſten Theil der Kavallerie und vielen Schützen zu Fuß mitgegeben. Der Graf von Mesgue erhielt Nachricht davon, und beſchloß, ſich hier für die vielen ihm angethanen Inſulten zu rächen. Er bereitete ſein Unternehmen ſo geheim vor, daß Vieilleville erſt Nachricht davon bekam, als ſie ſchon aus Thionville ausmarſchirten. Sogleich ließ er den übrigen Theil ſeiner Reiterei aufſitzen und ſchickte zwei verſchiedene Corps unter des Herrn von Eſpinay und von Dorvoulx Anführung ab. Beide waren jedoch nicht ſtärker als hundert und zwanzig Mann. Dreihundert leichte Truppen mußten ſogleich ein kleines Schloß, Namens Dompchamp, wo ſchon

fünfzehn bis zwanzig Soldaten und ein Capitän La Plante lagen, beſetzen. Er ſelbſt ließ alle Thore der Stadt ſchließen, nahm die Schlüſſel zu ſich und ſetzte ſich unter das Thor, um von einer Viertelſtunde zur andern Nachricht von des Feindes Unternehmen zu erhalten. Er verſtärkte die Wachen, und einige Capitäns mußten auf den Mauern herumgehen, um Alles zu beobachten. Die andern Capitäns, nebſt dem Herrn von Boiſſe und von Croze, waren dabei mit dreihundert Büchſenſchützen und ſeiner Garde. Um neun Uhr ließ er ſich ein Mittageſſen dahin bringen, und kurz darauf kam von beiden ausgeſchickten Corps die Nachricht an, daß ſie die Feinde recognoscirt und acht Compagnien zu Fuß und acht bis neunhundert Pferde ſtark gefunden hätten, daß man einer ſolchen Macht nicht widerſtehen könne, und ſie ſich auf Dompchamp zurückziehen wollten. In drei Stunden könnten ſie da ſeyn, und erbäten ſich Verhaltungsbefehle.

Vieilleville nahm auf dieſes, das einem Rückzug ähnlich ſahe, einen ſchrecklichen Entſchluß. Er ließ ſechzig ſchwere Büchſen von ihren Geſtellen herunternehmen, und ladete ſie den Stärkſten ſeiner Garde auf. Dem Capitän Croze befahl er, hundert Büchſenſchützen und zehn bis zwölf Tambours mit ſich zu nehmen, und ſich in einem verſteckten kleinen Weiler bei Dompchamp ruhig zu verhalten, bis das Gefecht angegangen. Er ſelbſt mit ſeinen vergoldeten Waffen ſchnallte ſeine Rüſtung feſt, und zog aus der Stadt auf ſeinem Pferd Yvoy; die Stadt überließ

er dem Herrn von Boiſſe, von dem er wußte, daß er ſie wohl bewachen würde, wenn er bleiben ſollte. So zog er in ſchnellem Marſch von ſeinen ſiebenzig Musquetieren, deren jeder nur fünf Schüſſe hatte, dahin, feſt entſchloſſen, zu bleiben oder zu ſiegen.

Sobald er bei den Uebrigen angekommen war, traf er, als ein geſchickter Soldat, die nöthigen Anſtalten. Unter andern ſtellte er das Fußvolk zwiſchen die Pferde, welche Erfindung von ihm nachher oft benutzt worden. Jetzt rückte der Feind auf fünfhundert Schritte gerade auf ihn an; er rückte im Schritt vorwärts und befahl, zuerſt eine Salve zu geben, damit der Feind ihre Anzahl nicht bemerkte. Beide Corps treffen nun aufeinander; die Feinde glauben ihn leicht über den Haufen zu werfen, denn es waren ihrer Zehn gegen Einen. Die Musquetiers verlieren indeſſen jeden Schuß. Vieilleville, an ſeiner Seite Eſpinay und Thevales, dringen ein, und werfen Alles vor ſich nieder. Wüthend fällt Croze mit ſeinen Tambours und Schützen aus ſeinem Hinterhalt heraus ihnen in die Flanke. Der Chevalier La Rogue kommt von einer andern Seite und ſetzt ihnen fürchterlich zu. Sie hatten ihr Fußvolk zurück gelaſſen, weil ſie den Feind für unbeträchtlich hielten. Alle ihre Chefs waren getödtet, und jetzt von allen Seiten gedrängt, ſtürzten ſie auf ihre Infanterie zurück, die ſie ſelbſt in Unordnung brachten, da ſie immer verfolgt wurden, und zwar von ihren eigenen Pferden, auf die ſich Vieilleville's Soldaten ſchnell ſchwungen und ſo nacheilten. Mehr als fünfzehnhundert blieben

auf dem Platz, die Uebrigen wurden gefangen. Jeder Soldat hatte einen bis zwei Gefangene; ſelbſt zwei Soldaten-Mädchen trieben ihrer dreie vor ſich her, die ihre Waffen weggeworfen hatten, und wovon zwei verwundet waren. Der Graf von Mesgue hatte ſich durch die Wälder bis an die Moſel geflüchtet, wo er mit noch zwei Andern in einem Fiſcherkahn nach Thionville ſich rettete. Vieilleville hatte nur acht Todte und zwölf Verwundete. Er zog wieder in Metz ein und gerade auf die Hauptkirche zu, um Gott für den Sieg zu danken. Der Donner der Kanonen und alle Glocken trugen dieſe Feierlichkeit nach Thionville, und ſie konnten dort wohl vernehmen, wie ſehr man ſich in Metz freute.

Durch einen ſonderbaren Zufall geſchah es, daß gerade an dem Tag, wo er ſiegte, der König ihm den Orden ertheilte. Der Offizier, den er ſogleich mit den Fahnen an den König abgeſchickt hatte, traf den Courier vom Hof auf dem Weg an. Der Herzog von Nevers ſollte ihm denſelben umhängen; Vieilleville ſchlug es aber in einem ſehr höflichen Schreiben an den Herzog von Nevers aus, den Orden aus einer andern als des Königs Hand anzunehmen, weil er dieſes Gelübde gethan, als Franz I. ſelbſt ihn zum Ritter geſchlagen.

Der Sergentmajor des ganzen Landes, Meſſin, und der Prevot (General-Auditor), welche Herr von Gonnor Vieillevillen vorzüglich empfohlen hatte, waren in ihrem Dienſt Männer ohne ihres Gleichen und dabei in Metz ſehr angeſehen. Allein ſie erlaubten

ſich mancherlei Betrügereien; ſie ließen oft die Gefangenen, die zum Tode verurtheilt wurden, heimlich gegen eine ſtarke Geldſumme entwiſchen, und gaben vor, ſie hätten die Kerl' erſäufen laſſen, da ſie des Hängens nicht werth geweſen. Man fing ſolch einen angeblich Erſäuften wieder, und er wurde erkannt zu eben der Zeit, da jene Beiden einen Gefangenen, der verurtheilt war, ſchon ſeit zwei Monaten im Gefängniß herumſchleppten. Da es ihnen ernſtlich befohlen ward, dieſen Gefangenen hinrichten zu laſſen, ſo wurde er in einem großen Mantel zum Richtplatz geführt, damit man nicht ſehen konnte, daß er die Hände nicht gebunden hätte; auch gab man ihn für einen Lutheraner aus, damit er kein Crucifix tragen dürfe. Als der Kerl auf der Leiter ſtand, ſprang er ſchnell herunter, ließ dem Henker den Mantel in der Hand und rettete ſich, ohne daß man je etwas von ihm hätte ſehen ſollen. Es kam nun heraus, daß ſie von einem Verwandten des Verurtheilten tauſend Thaler erhalten hatten, wenn ſie ihn entwiſchen ließen. Vieilleville war über alles dieſes ſehr aufgebracht, ließ ſogleich die Beiden in Verhaft nehmen und ihnen den Proceß machen. Sie bekamen die Tortur und geſtanden Alles. In einem Kriegsgericht wurden ſie zum Tode verdammt, der Sergentmajor im Gefängniß erdroſſelt und der Prevot und ſein Schreiber auf öffentlichem Platz gehenkt.

Es gab zwei Franziskanerklöſter in Metz, wovon in einem Obſervantinermönche waren. Die Mönche waren meiſt alle aus einer Stadt der Niederlande,

Namens Nyvelle. Der Pater Guardian beſuchte dort oft ſeine Verwandten, und kam bei jeder Reiſe vor die Königin von Ungarn, die durch ihn Alles erfuhr, wie es in Metz ſtand, auch viele Neuigkeiten aus Deutſchland und Frankreich; kurz, es war ihr eigentlicher Spion. Auf den Antrag, der ihm zu einer Unternehmung auf Metz gemacht wurde, ging er auch wirklich ein; er nahm etliche und ſiebenzig tapfere Soldaten, kleidete ſie als Franziskaner und ließ ſie von Zeit zu Zeit paarweiſe nach Metz in's Kloſter gehen. Unterdeſſen war es verabredet, daß der Graf von Mesgue Verſtärkung erhalten, und ſich an dem Thor der Brücke Yffray zum Sturmlaufen zeigen ſollte. Der Guardian wollte in mehr als hundert Häuſern durch eine eigene Erfindung Feuer einlegen laſſen; Jedermann würde hinzulaufen, dieſes zu löſchen, und die Mönche ſollten ſich dann auf den engen Wällen zeigen und den Soldaten heraufhelfen. Einige tauſend Soldaten von der Garniſon zu Metz würden ſich ohnedies ſogleich empören, wenn ſie die Gelegenheit zu plündern abſähen, und Freiheit, Freiheit, nieder mit dem Vielleville! ſchreien.

Es ging Alles recht gut für den Mönch; in einer Zeit von drei Wochen hatte er die Soldaten im Kloſter. Jetzt bekam aber Vieilleville von einem ſeiner geſchickteſten Spione aus Luxemburg Nachricht, daß die Königin von Ungarn zwölfhundert leichte Büchſenſchützen, achthundert Pferde, und eine große Anzahl niederländiſcher Edelleute dem Grafen von Mesgue zuſchickte. Der Graf habe etwas vor, man könne

aber nicht entdecken, auf was er ausgehe. Man habe zwar zwei Franziskanermönche von mittlerem Alter mit dem Grafen in's Kabinet gehen ſehen, habe aber nicht herausbringen können, wo ſie her geweſen, es habe nur geheißen, ſie ſeyen von Brüſſel her gekommen.

Vieilleville nahm ſogleich einige Capitäns zu ſich und ging in das Franziskanerkloſter, ließ den Guardian rufen und fragte, wie viel er Mönche habe, ob ſie alle zu Hauſe ſeyen, er wollte ſie ſehen. Hier findet er Alles richtig. Er geht darauf zu den Obſervantinern, und fragt nach dem Guardian. Es wird ihm geantwortet, er ſey nach Nyvelle zum Leichenbegängniß ſeines Bruders gegangen. Vieilleville will die Anzahl der Mönche wiſſen und ſie ſehen. Drei oder viere ſagen, ſie ſeyen in die Stadt gegangen, Almoſen zu ſammeln. Schon an ihrer Geſichtsfarbe merkte er, daß es nicht ganz richtig ſey. Er ſtellte ſogleich Hausſuchung an, und findet in dem erſten Zimmer zwei falſche Franziskanermönche, welche ſich für krank ausgaben, und ihre auf Soldatenart verfertigten Beinkleider im Bette verſteckt hatten. Unter Androhung eines ſichern Todes geſtehen ſie ſogleich, wo ſie her ſind, doch wüßten ſie nicht, was man mit ihnen vorhabe, und ſie hoffen dieſes zu erfahren, wenn der Guardian von Luxemburg würde zurückgekommen ſeyn. Vieilleville ließ ſogleich das Kloſter ſchließen und ſetzte einen vertrauten Capitän mit ſtarker Wache hin, dem er befiehlt, Alles herein, aber Nichts hinaus zu laſſen. Ferner werden augenblicklich

alle Thore der Stadt geſchloſſen, außer dem der Brücke Yffray, welches nach Luxemburg führt, und wo der Capitän Salcede die Wache hatte. Hier begibt er ſich ſelbſt hin, entläßt alle ſeine Garden und bleibt mit einem Edelmann, einem Pagen und einem Bedienten mit den Soldaten auf der Wache.

Dem Capitän Salcede ließ er ſagen, er erwarte Jemand unter dem Thor, und ſollte er die Nacht auf der Wachtſtube zubringen, ſo müſſe er die Perſon hineingehen ſehen. Salcede ſollte ſein Eſſen unter das Thor bringen laſſen, wie es wäre, und ſolle er nur Knoblauch und Rüben haben, er ſolle nur herbeieilen.

Salcede kam auch ſogleich und brachte ein ganz artiges Mittageſſen mit, das ihnen unter dem Thor gut ſchmeckte. Kaum hatten ſie abgegeſſen, als die Schildwache ſagen ließ, ſie ſähe zwei Franziskaner von weitem kommen. Vieilleville nimmt eine Hellebarde und ſtellt ſich, von zwei Soldaten begleitet, ſelbſt an den Schlagbaum. Die Mönche, die ſich ſehr wundern, ihn hier wie einen gemeinen Soldaten Wache zu ſtehen ſehen, ſteigen ab. Er befiehlt ihnen aber, in das Quartier des Capitäns Salcede zu gehen; die zwei Soldaten mußten ſie dahin bringen. Jetzt läßt er Alles aus dieſem Quartier gehen, und er mit Salcede und ſeinem Lieutenant Ryolas bleiben allein da. „Nun, Herr Heuchler,“ redet er den Guardian an, „Ihr kommt von einer Conferenz mit dem Grafen von Mesgue. Sogleich bekennet Alles, was ihr mit einander verhandelt, oder Ihr werdet den Augenblick umgebracht. Bekennet ihr aber die

Wahrheit, ſo ſchenke ich euch das Leben, ſelbſt, wenn ihr das meine hättet nehmen wollen. In euer Kloſter könnt ihr nun nicht mehr, es iſt voll Soldaten, und eure Mönche ſind gefangen; zwei haben ſchon bekannt, daß ſie verkleidete Soldaten der Königin von Ungarn ſind. Der Guardian wirft ſich ihm zu Füßen und gibt vor, daß dieſe zwei ſeine Verwandten ſeyen und ihren Bruder wegen einer Erbſchaft umgebracht; er habe ſie unter Franziskanerkleider verſteckt, um ſie zu retten. Indem ließ aber der bei dem Kloſter wachthabende Hauptmann melden, daß ſechs Franziskaner in das Kloſter eingetreten, die unter der Kutte Soldatenkleider gehabt. Jetzt befahl er die Tortur zu holen, damit der Guardian geſtehe. Der Mönch, der ſah, daß Alles verrathen ſey, beſonders wie ihm Vieilleville den Brief zeigte, ſo er von ſeinem Spion in Luxemburg erhalten, ſagte dann, daß man wohl ſähe, wie Gott ihm beiſtehe und die Stadt für ihn bewache, denn ohne dieſe Nachricht wäre Metz noch heute für den König verloren geweſen und in die Hände des Kaiſers gekommen. Alle zu dieſer Expedition beſtimmten Truppen ſeyen nur noch ſechs Stunden von Metz, in St. Jean, und ſie ſollten um neun Uhr hier eintreffen. Kurz, er geſtand den ganzen Plan. Vieilleville übergab ihn jetzt dem Capitän Ryolas, ihn zu binden und mit keiner Seele reden zu laſſen.

Wie Vieilleville in allen unvorhergeſehenen Fällen ſich ſchnell entſchloß, ſo auch hier. Sogleich ruft er ſeine Compagnie zu ſich, und befiehlt dem Herrn

von Eſpinay und von Lancque, eben dieſes zu thun. Die Capitäns St. Coulombe und St. Marie müſſen ſich mit dreihundert Büchſenſchützen einfinden. Der neue Sergentmajor St. Chamans muß ſogleich auf die Thore fünfzig Büſchel Reiſer hinſchaffen, mit der Weiſung, ſolche nicht eher noch ſpäter als zwiſchen ſechs und ſieben Uhr des Abends anſtecken zu laſſen. Die ganze Stadt war in Allarm; Niemand wußte, was werden ſollte.

Jetzt, da Alles fertig war, ſagte er: „Nun laßt „uns ſtill und ſchnell marſchiren, und ſo Gott will, „ſollt ihr in weniger als vier Stunden ſeltſame Dinge „erleben.“ Er hatte einen ſehr geſchickten Capitän, die Soldaten zu führen; dieſen rief er zu ſich und entdeckte ſich ihm und ſeinen Plan. Er ſollte ihn in einen Hinterhalt legen, wo die Feinde vorüber müßten. Ginge dieſes nicht, ſo wollte er ſie ſo angreifen, ob ſie gleich nur Einer gegen Drei ſeyen. Der Capitän führte ihn in einen großen Wald, an deſſen Ende ein Dorf lag. Hier vertheilte Vieilleville ſeine Leute von tauſend zu tauſend Schritten, ſo daß der Feind nicht zu ſich kommen und denken ſollte die ganze Garniſon, ſo bekanntlich fünftauſend zweihundert Infanterie, und tauſend Mann Kavallerie ſtark war, ſey ihm auf dem Halſe. Den Weg nach Thionville befahl er frei zu laſſen, weil er den Flüchtlingen nicht nachſetzen wollte, nach der goldenen Regel: dem Feind muß man ſilberne Brücken bauen.

Jetzt bekam er Nachricht, daß die Feinde ſchnell anrückten, in einer Stunde könnten ſie da ſeyn.

Man ſähe in Metz brennen, die Feinde ſeyen ſtärker, als er glaube, es ſey Alles voll. In einer Stunde kam ſchon ihr Vortrab, ſo aus ungefähr ſechzig Mann beſtand, durch den Wald. Die Hellebardierer hatten ſich auf den Bauch in das Dickicht gelegt, die Schützen ſtanden weiter hinten, daß man die brennenden Lunten nicht riechen ſollte; man hörte wie ſie ſagten: „Treibt ſie an, beim Teufel, wir verweilen „zu lang. In dem Wald gibt es nichts als Maul„würfe. Beim Wetter, wie werden wir reich werden „und was für einen Dienſt werden wir dem Kaiſer „thun!“ Ein Anderer ſagte: „Wir wollen ihn recht „beſchämen, denn mit dreitauſend Mann nehmen wir, „was er nicht mit hunderttauſend konnte.“ Jetzt kam der ganze Troß und zog in's Holz hinein, zuletzt der Graf von Mesgue mit einer ausgeſuchten Kavallerie. Er trieb ſie aus allen Kräften zur Eile an, ſo daß ſie keine Ordnung hielten. Den ganzen Zug aber ſchloß das adelige Corps aus den Niederlanden, welches achthundert Pferde ſtark war.

Als auch dieſe in dem Wald waren, ſtürzte Vieilleville's erſter Hinterhalt hervor — Frankreich! — Frankreich! — Vieilleville! — rufend. Die Edelleute rufen ihre Diener, ihnen ihre Waffen zu geben; nun rücken aber auch die Büchſenſchützen hervor und Jeder ſtreckt ſeinen Mann nieder; zugleich machen die Tambours einen ſchrecklichen Lärm. Die Feinde, welche ſchon vorne waren, wollten umkehren, um ihrem Hintertrab zu helfen; aber jetzt ſtürzt auch bei ihnen der zweite Hinterhalt hervor, und es ent-

ſteht ein ſo erſchreckliches Getöſe, daß Alles ganz verwirrt wird. Der Graf von Mesgue ſchreit: Beim Teufel, wir ſind verrathen! Gott, was iſt das? und macht zugleich Miene, ſich zu wehren. Nun bricht aber auch der dritte Hinterhalt hervor, und die feindliche Kavallerie flieht in das Dorf, in der Hoffnung, ſich dort zu ſetzen; aber hier finden ſie Vieilleville's viertes Corps, zu dem kam noch das fünfte, das ſie in die Mitte bekam, und ſo übel zurichtete, daß der Graf von Mesgue durch ſein eigenes Fußvolk durchbrechen mußte, um ſich zu retten, denn überall traf er auf Feinde. Jetzt floh Alles, wo es nur hin konnte und der Sieg war vollkommen.

Es wurden vierhundert und fünfzig Gefangene gemacht, und elfhundert und vierzig waren auf dem Platz geblieben. Vieilleville hattte nur fünfzehn Mann verloren und ſehr wenige waren verwundet worden.

Es fiel dieſes an einem Donnerstag im October 1555 vor, und wurde durch die Klugheit und Thätigkeit auf dieſe Art eine Verrätherei am nämlichen Tage entdeckt und beſtraft. Die Mönche in Metz wurden in engere Verwahrung gebracht, die dreißig verkleideten Soldaten aber ließ Vieilleville frei, weil es brave Kerle wären, die ihr Leben auf dieſe Art zum Dienſt ihres Herrn gewagt hätten. Doch befahl er, daß ſie zu drei und drei mit ihren Mönchskleidern auf dem Arm und weißen Stäben durch die Stadt geführt und auf jedem Platz verleſen werden ſollte: dieſes ſind die Mönche der Königin von Ungarn u. ſ. w.

Vieilleville ſchickte dem König einen Courier mit der Nachricht dieſes Siegs. Eben dieſem war aufgetragen, Urlaub für ihn auf zwei Monate zu verlangen, indem er ſchon drei Jahre in ſeinem Gouvernement des Glücks beraubt ſey, Seine Majeſtät zu ſehen. Vieilleville hatte mehrere Urſachen, dieſen Urlaub zu verlangen. Einmal, wollte er nicht gegenwärtig ſeyn, wenn man den Guardian hinrichtete, da er ihm ſein Wort gegeben, ihm am Leben nichts zu thun; und doch hielt er es für unbillig, einen ſolchen Mordbrenner am Leben zu laſſen. Dann trug er auch den Plan einer in Metz zu erbauenden Citadelle im Kopf herum, die aber ſehr viele Unkoſten erforderte, da drei Kirchen abgetragen, und der König zweihundert und fünfzig Häuſer kaufen mußte, um die Einwohner daſelbſt wegzubringen und Platz zu gewinnen. Nun fürchtete er, daß, wenn er dieſen Plan nicht ſelbſt vorlegte, der Connetable beſonders dagegen ſeyn würde, da ohnedem eine Armee, welche unter dem Herzog von Guiſe nach Italien marſchiren ſollte, um Neapel wieder zu erobern, ungeheure Summen wegnahm, die man nirgends aufzutreiben wußte. Endlich war er auch davon benachrichtigt, daß der Kardinal von Lenoncourt, vom Kardinal von Lothringen unterſtützt, ihn in allen Geſellſchaften herunterſetze.

Der Urlaub wurde bewilligt und ſogleich der Herr von La Chapelle-Byron nach Metz abgeſchickt, das Gouvernement unterdeſſen zu übernehmen. Nachdem nun Vieilleville dem neuen Gouverneur Alles übergeben

und ihn wohl unterrichtet hatte, reiſte er nach Hofe und nahm nur den Grafen von Sault, dem er ſeine zweite Tochter, welche Hofdame bei der Königin war, zugedacht hatte, mit ſich. Sobald er daſelbſt angekommen, entfernte ſich der Kardinal von Lenoncourt in eine ſeiner Abteien bei Fontainebleau. Der König empfing ihn ſehr wohl, und der darauf folgende Tag wurde ſogleich dazu beſtimmt, ihm den Orden umzuhängen, welches auch mit vieler Feierlichkeit geſchah. Nur der Kardinal von Lothringen als Ordenskanzler und der Connetable als älteſter Ritter fanden ſich nicht dabei ein. Dieſer wollte ſein gewöhnliches Kopfweh, jener die Kolik haben. Der König aber kannte wohl ihre Entſchuldigungen und Sprünge.

Der Kardinal von Lothringen hatte ſich vorgenommen, Vieillevillen im vollen Rath wegen Beeinträchtigung des Biſchofs von Metz in ſeinen Rechten anzugreifen, und er war ſo fein, den König zu bitten, ſich im Rath einzufinden, indem er einige wichtige Sachen vorzutragen habe. Der König, der nicht wußte, was es war, befahl ſogleich, die Räthe zu verſammeln, und da Jeder ſeinen Rang eingenommen hatte, fing der Kardinal eine Rede an, die, dem Eingang nach, außerordentlich lang dauern konnte. Er fing damit an, wie die Könige von Frankreich immer die Stütze der Kirche geweſen, brachte allerhand Beiſpiele aus der Geſchichte vor und kam endlich darauf, daß ein Pfeiler der Kirche, und einer von denen, aus deſſen Holze man Päpſte machte, große Klage über die Eingriffe habe, die man in

ſeine geiſtlichen Rechte gethan habe. Vieilleville ſtand ſogleich ſchnell auf und bat den König, dem Kardinal Stillſchweigen aufzulegen und ihn reden zu laſſen; er merke wohl, daß von ihm die Rede ſey. Nun fing er an, ſich zu wundern, daß der Kardinal ſo hoch angefangen; er habe geglaubt, der heilige Vater und der heilige Stuhl ſeyen in Gefahr vor den Türken, und man wolle Se. Majeſtät bewegen, wie die alten Könige eine Kreuzarmee abzuſchicken. So aber wäre nur die Rede von dem Kardinal von Lenoncourt; er bedaure, daß die Reiſe Sr. Majeſtät nach Rom nicht Statt habe, und die Gelder zu einer großen Armee würden wohl im Coffre bleiben; welches ein Gelächter im Rathe erweckte. Nun ging er die Beſchwerden, welche der Kardinal haben konnte, ſelbſt durch, und widerlegte ſie Punkt vor Punkt zu ſeiner Rechtfertigung mit einer großen Beredſamkeit und Feinheit. Er bat endlich, daß der Kardinal von Lenoncourt, um ſeine weitern Klagen vorzubringen, ſelbſt erſcheinen und ſich nicht hinter die Größe und das Anſehen des Kardinals von Lothringen ſtecken möge; indem er hoffte, ihn auf dieſe Art zu verhindern, daß er nicht zum Wort kommen ſollte. Der König fragte darauf den Kardinal von Lothringen, ob er keinen andern Grund gehabt, ihn in Rath zu ſprengen, als dieſen? worauf der Kardinal antwortete, daß Se. Majeſtät nur einen Theil gehört hätten. Vieilleville will ja auch nicht, verſetzte der König, daß man ihm geradezu glaubt, und er verlangt, daß Lenoncourt ſelbſt erſcheine. Er befahl darauf, daß

der Kanzler ihn auf morgen in den Rath beſcheiden ſollte. Uebrigens aber gab der König die Erklärung von ſich, daß er Alles billige, was Vieilleville in ſeinem Gouvernement gethan, und er ſtand gleichſam zornig von ſeinem Sitze auf. Der Kardinal von Lothringen legte die Hand auf den Magen, als wenn er Kolik hätte, ging ſogleich aus dem Rath hinaus und ließ den Kardinal von Lenoncourt augenblicklich von dem benachrichtigen, was vorgefallen, der dann ſogleich auch weiter vom Hof wegreiste, ſo daß ihn die, welche ihn in den Rath auf morgen einladen ſollten, nicht antrafen.

Kurz darauf legte Vieilleville dem König auch ſeinen Plan wegen der Citadelle vor, und er wußte ihm die Sache ſo wichtig vorzuſtellen, daß der König gleich darauf einging, ihm aber verbot, es nicht im Conſeil vorzutragen, wo gewiß der Connetable und der Herzog von Guiſe dagegen ſeyn würden, die Alles aufböten, drei Millionen zu ihrem projectirten italieniſchen Feldzug zu ſchaffen. Er habe getreue Diener in Paris, von denen er hoffe, ſogleich die zu dieſer Citadelle verlangte Summe zu erhalten, und er wolle ſich gleich noch heute nach Paris begeben, da er ohnedem wünſchte, daß man Fontainebleau, wo er ſchon acht Monate wohne, durchaus reinigte.

Vieilleville erhielt auch die Summe und kehrte damit ſogleich nach Metz zurück, um die nöthigen Anſtalten zur Erbauung dieſer Citadelle zu treffen. Es war hohe Zeit, daß er wieder zurückkam; denn es währte nicht lange, ſo entdeckte er eine neue

Verſchwörung, welche zwei Soldaten, Comba und Vaubonnet, angezettelt hatten, da ſie ſahen, daß der Herr von La Chapelle nicht ſonderlich wachſam an den Thoren war. Vieilleville hatte ihre Brüder rädern laſſen, weil ſie ein öffentliches Mädchen des Nachts mißhandelt und ihr die Naſe abgeſchnitten hatten. Das Mädchen hatte ſo geſchrieen, daß die ganze Stadt in Allarm gekommen war, Vieilleville ſich ſelbſt zu Pferd geſetzt und die Garniſon unter das Gewehr hatte treten laſſen. Sie hatten ſich an den Grafen von Mesgue gewendet, und bedienten ſich eines Tambours zu ihrem Hin- und Herträger, Namens Balafré. Die Königin von Ungarn, bei der Comba geweſen war, hatte ihnen zwölfhundert Thaler gegeben, wofür ſie ein Gaſthaus errichteten, und oft mit Lebensmitteln nach Thionville mit Paſſeport von La Chapelle, dem ſie manchmal Präſente brachten, auf dem Fluſſe hin und herfuhren. Den Grafen von Mesgue hatten ſie ſelbſt zweimal verkleidet in die Stadt gebracht, wo er Alles durchgeſehen hatte. Es war nun ſonderbarer Zufall, daß Vieilleville den Capitän dieſer Soldaten, Namens La Mothe-Gondrin, fragte, wie es käme, daß dieſe Soldaten, die einen gewiſſen ausgezeichneten Rang unter den Uebrigen hätten, ſich mit Gaſtirungen abgäben, welches unſchicklich ſey. Der Capitän antwortete, daß ſie, ſeit ihre Brüder gerädert worden, keine rechte Liebe zum Dienſt hätten; ſie wollten daher ihren Abſchied bald nehmen, doch wünſchten ſie vorher noch etwas zu erwerben.

Wie Vieilleville hörte, daß ſie Brüder der Geräderten ſeyen, ſo fiel es ihm gleich ein, daß etwas darunter ſtecken könne, und er ſchickte unverzüglich nach Comba, dem er ſagte, daß, weil er gut Spaniſch rede, er dem König einen Dienſt erweiſen könne, er ſolle nur mit ihm kommen, Geld und Pferde ſeyen ſchon bereitet. Er führte ihn hierauf in das Quartier des Capitäns Beauchamp, wo er dem Capitän ſogleich befahl, den Comba zu binden, bis Eiſen ankämen, und dafür zu ſorgen, daß Niemand etwas von dieſer Gefangennehmung erfahre. Dem Kameraden Vaubonnet aber läßt er ſagen, nicht auf Comba zu warten, indem er ihn auf vier Tage verſchickt habe.

Wie die Entdeckungen oft ſonderbar geſchehen, ſo auch hier. Der Bediente des Capitäns war ein Bruder des Tambours Balafré, und er hatte ihn oft mit dem Comba geſehen. Eben dieſer Bediente ſah jetzt durch das Schlüſſelloch den Comba binden, und läuft hin, es ſeinem Bruder zu ſagen. Dieſer bittet ſich bei Vieilleville eine geheime Audienz aus, wirft ſich ihm zu Füßen, entdeckt Alles und geſteht, daß er ſchon ſieben Mal in Thionville mit Briefen von Comba an den Grafen von Mesgue geweſen. Vieilleville zieht einen Rubin vom Finger, gibt ihn dem Tambour und verſpricht ſein Glück zu machen, wenn er ihm treu diente. Er nahm ihn darauf zu dem Comba, dem er befiehlt, an den Grafen zu ſchreiben, daß Alles gut gehe, und er durch den Weg, den ihm ſein Vertrauter anzeigen würde, ſeine Heerde

zuſchicken ſollte, wo er ſodann Wunder erfahren würde. Vieilleville dictirte ſelbſt den Brief, nachdem ihn der Balafré von dem unter ihnen gewöhnlichen Styl benachrichtigt hatte. Der Tambour beſtellt den Brief richtig und bringt die Antwort mit, daß vom Mittwoch auf den Donnerstag (es war Dienstag) um Mitternacht die Truppen da ſeyn ſollten.

Um ſein Vorhaben noch beſſer zu decken, ließ Vieilleville ſeine Capitäns rufen, und ſagte ihnen, daß der Herr von Vaudemont, mit dem er in Feindſchaft lebte, vom Hof zurückkomme, und daß er ihm entgegen gehen wolle, doch nicht als Hofmann, ſondern im kriegeriſchen Ornat und als zum Streit gerüſtet. Sie ſollten daher Alles ſogleich in den Stand ſetzen, und er wolle morgen gegen fünf Uhr mit tauſend Mann Schützen und ſeiner ganzen Kavallerie ihm entgegen gehen, er hoffe, daß dieſes Zeichen der Ausſöhnung dem König wohl gefalle. Heimlich läßt er aber den Tambour kommen und geht mit ihm zu Beauchamp, wo Comba dem Grafen ſchreiben muß, daß ſich Alles über Erwartung gut anlaſſe, indem Vieilleville mit ſeinen beſten Truppen weggehe, und er alſo ſicher kommen könne.

Der Graf von Mesgue, ſehr erfreut darüber, bedient ſich der nämlichen Liſt und ſchreibt Vieillevillen, wie der Graf Aiguemont im Sinn habe, dem Herrn von Vaudemont entgegen zu gehen, und er daher, da ſie ſein Gebiet beträten, ihn davon benachrichtigen wolle, indem ſie nicht im Sinn hätten, die geringſte Feindſeligkeit auszuüben, da ohnedem

jetzt Waffenſtillſtand zwiſchen ihren Herren ſey. Dieſen Brief ſchickte er durch einen Courier ab. Dem Tambour aber gab er einige Zeilen mit, worin er den Comba benachrichtigt, daß er nur noch einen Tag länger warten ſolle, indem der Graf von Mannsfeld bei der Partie ſeyn wolle und auch noch Truppen mitbringe. Auf dieſes ließ Vieilleville ſeine Capitäns wiſſen, daß Herr von Vaudemont einen Tag ſpäter nach Metz kommen würde, und ſie alſo erſt Donnerstags um vier Uhr abgehen würden.

Vieilleville hoffte gewiß, ſie wieder in die Falle zu bekommen, allein das Project mißlang, denn der Capitän Beauchamp ließ ſich durch die kläglichen Bitten des Comba bewegen, ihm Mittwochs um die Mittageſſenszeit ſeine Eiſen auf kurze Zeit herunter zu nehmen. Er geht darauf in den Keller, um Wein zu holen, denn er traute ſonſt Niemanden, und Comba muß ihm leuchten. Wie er aber ſich bückt, um den Wein abzulaſſen, gibt ihm Comba einen Stoß, daß er zur Erde fällt, ſpringt die Treppe hinauf, läßt die Thür fallen ſchließt ſie zu, und geht auf die Alte los, bei der er in Beauchamps Quartier verborgen war; dieſe ſchlägt er ſo lange, bis ſie ihm die Schlüſſel der Thür gibt und ſo rettet er ſich. Beauchamp ſchreit indeſſen wie raſend, bis man ihm aufmacht, wobei er beinahe Hand an ſich legte, als er die Thüren eröffnet findet. Er entſchließt ſich jedoch, zu Vieilleville zu gehen, der zwar ſchon gegeſſen, aber noch an der Tafel mit ſeinen Capitäns ſaß und von der bevorſtehenden Reiſe ſprach. Beauchamp

ruft ihm gleich entgegen, daß Comba ſich geflüchtet habe und er um Vergebung bitte. Vieilleville wirft ſogleich ſeinen Dolch nach ihm, ſpringt auf ihn zu und will ihn umbringen. Beauchamp aber flieht und die andern Capitäns ſtellen ſich bittend vor ihn. Sogleich wurden alle Thore geſchloſſen. Vaubonnet mit dreißig hereingekommenen verkleideten Soldaten ſollte gefangen genommen werden; ſie hatten aber ſchon Wind erhalten und es retteten ſich mehrere, doch wurde der größte Theil auf der Flucht niedergemacht; einige warfen ſich über die Mauern in den Fluß. Vieilleville ließ ſogleich nach Comba und Beauchamp in der ganzen Stadt in jedem Haus nachſuchen und Erſtern fand man bei einer Wäſcherin verborgen. Er ließ den Rädelsführern ſogleich den Proceß machen. Comba und Vaubonnet wurden von vier Pferden zerriſſen und die gefangenen verkleideten Soldaten theils gerädert, theils gehenkt. Der Graf von Mesgue bekam nun frühzeitig genug Nachricht davon, und fing nun an zu glauben, Vieilleville habe einen Bund mit dem Teufel, da er auch die allergeheimſten Anſchläge erführe.

Dieſer vereitelte Anſchlag war Vieillevillen ſo zu Herzen gegangen, daß er in eine tödtliche Krankheit fiel, wo man drei Monate lang an ſeinem Aufkommen zweifelte. Der König ſchickte einen ſeiner Kammerjunker nach Metz, um zu ſehen, wie es mit Vieillevillen ſtünde, ſchrieb ſelbſt an ihn, und verſicherte ſeinem Schwiegerſohn Eſpinay die Gouverneurſtelle von Metz. Dieſe außerordentliche Gnade

hatte einen ſolchen Einfluß auf ihn, daß ſie ihn wieder in's Leben rief; auch beſſerte es ſich mit ihm von dieſem Tag an; er ſchickte einen Haufen Aerzte fort, welche ihm von verſchiedenen Prinzen waren zugeſchickt worden, und erholte ſich ganz, obgleich ſehr langſam, wieder. Er ging, ſobald er das Reiſen vertragen konnte, mit ſeiner Familie nach Dureſtal, wo er ſich acht Monate aufhielt und ſeine Geſundheit wieder herſtellte.

Sobald Vieilleville ſich auf ſeinem Gut Dureſtal ganz erholt hatte, begab er ſich gegen Ende des Jahrs 1557 nach Paris zum König, wo er diejenigen Anſtalten verabredete, die in ſeinem Gouvernement von Metz nöthig waren; beſonders ſuchte er die Garniſon daſelbſt zu beruhigen, der man vier Monate Sold ſchuldig und die deßhalb zum Aufruhr ſehr geneigt war. Dieſe ausbleibende Zahlung ſetzte den unterdeſſen in Metz commandirenden Herrn von Sennecterre in große Verlegenheit, denn man hatte aus dieſer Stadt zwölf Compagnien regulärer Truppen gezogen, um ſie zu einer Expedition nach Neapel zu brauchen, und hatte dafür ſo viel von der Miliz von Champagne und Picardie, die undiſciplinirteſten Truppen von der Welt, hineingelegt; ohne einige alte Offiziere und ohne die Gensd'armes würde Herr von Sennecterre nicht mit ihnen fertig geworden ſeyn. Vieilleville ſchrieb indeſſen an den Großprofoſen von Metz, unfehlbar genaue Unterſuchungen über dieſes tumultuariſche Betragen anzuſtellen, auch dabei die Capitäns, die dergleichen begünſtigt, nicht zu verſchonen, denn er wolle

das Sprichwort: „Erſt muß man den Hund und „dann den Löwen ſchlagen,“ umkehren, und er habe es ſich geſchworen, die Löwen recht zu ſtriegeln, damit die Hunde zittern und vor Furcht umkommen möchten.

Vieilleville kam ganz unverſehens eines Morgens mit ſiebenzig Pferden vor den Thoren von Metz an, welches die Schuldigen in großes Schrecken ſetzte. Der Großprofos fand ſich ſogleich mit ſeinem Unterſuchungsgeſchäft ein, und kurz darauf, nachdem auf verſchiedenen Plätzen ſtarke Detaſchements ausgeſtellt waren, wurden drei Capitäns, die beſchuldigt wurden, daß ſie ſich an der Perſon des Herrn von Sennecterre vergriffen und auf ſeine Wache geſchoſſen, vor ihn gebracht. Hier mußten ſie auf den Knieen Abbitte thun; der Scharfrichter war nicht weit entfernt, der ihnen ſodann, nachdem ſie in einen Keller geführt worden, die Köpfe abſchlug. Dieſe Köpfe wurden an die drei Hauptplätze zum großen Schrecken der Miliztruppen, die unter dem Namen Legionaires dienten, aufgeſteckt. Sobald dieſe ſich auch nur zeigten oder zuſammentraten, um vielleicht Vorſtellungen zu thun, wurden ſie ſogleich zurückgeſtoßen, ja oft mit Kugeln abgewieſen. Hundert von dieſen Soldaten hatten ſich doch mit den Waffen auf einen Platz verſammelt. Vieilleville erfuhr es und ſchickte ſogleich den Sergent-Major St. Chamans dahin ab mit einer zahlreichen Bedeckung, um ſie zu fragen, was ſie da zu thun hätten. Sie waren ſo unklug zu antworten, daß ſie ihre Kameraden hier erwarteten,

um Rechenſchaft über ihre Capitäns zu haben. Kaum hatten ſie dies geſagt, ſo ließ St. Chamans eine ſolche Salve geben, daß vierzig bis fünfzig ſogleich auf dem Platze blieben und die Andern davon liefen, die jedoch alle arretirt und hingerichtet wurden. Die drei Lieutenants der enthaupteten Capitäns fürchteten, es möchte auch an ſie die Reihe kommen, ließſen alſo Vieilleville um ihren Abſchied bitten, denn ſie konnten ohne dieſen nicht aus den Thoren kommen, da ſie ſehr gut beſetzt waren. Er unterzeichnete ihn aber nicht, ſondern ließ ihnen nur mündlich ſagen: ſie könnten gehen, wohin ſie wollten; dergleichen Anführer brauchte weder der König noch er. Sie machten ſich ſogleich auf und zogen zum Thor hinaus, hatten aber auch bei hundert Soldaten von ihrer Compagnie überredet, mitzugehen. Vieilleville erfuhr dieſes und ſchickte ſogleich ein Commando nach und ließ ſie alle niedermachen. Kaum durfte einer von den Legionaires ſich regen, ſo wurde er bei dem Kopf genommen, und zwar waren ihre Hauswirthe die Erſten, welche die Schuldigen verriethen. Sie wurden dadurch ſo in Angſt gebracht, daß ſie nicht wußten, was ſie thun ſollten, bis man ihnen endlich rieth, ſich an den Schwiegerſohn von Vieilleville, Herrn von Eſpinay, zu wenden, um ihre Verzeihung zu erhalten, welches auch geſchah, und Vieilleville ließ ſie alle vor ſich kommen, wo er ihnen noch eine große Strafpredigt hielt und ſie ſodann aufſtehen hieß, denn ſie lagen alle vor ihm auf den Knieen. Dieſe Ausſöhnung erregte eine große Freude, und das

mit Recht, denn Vieilleville hatte ſchon die Idee, als er erfuhr, daß die Legionaires unter dem Herrn von Sennecterre zehn Tage lang nicht auf die Wache gezogen und alſo die Stadt unbewacht gelaſſen, alle vor die Thore hinausrufen, ſie da umzingeln und zuſammenſchießen zu laſſen. Vieilleville glaubte aber doch noch immer vorſichtig ſeyn zu müſſen, und machte drei Monate lang die Runden in der Stadt immer ſelbſt und das oft viermal die Woche. Einmal trifft er einen Legionair ſchlafend unter dem Gewehr an, den er ſogleich mit den Worten niederſtieß: er thue ihm nichts zu leid, denn er ließe ihn da, wie er ihn gefunden, und er ſolle wenigſtens zum Exempel dienen, wenn er nicht zur Wache dienen wolle.

Vieilleville, nachdem er Alles in Ordnung gebracht hatte, nahm ſich nun vor, den Deutſchen Thionville abzunehmen, und ließ ſich deßhalb in größter Eil und ſehr geheim einen gewiſſen Hanns Klauer von Trier kommen, dem er einmal das Leben geſchenkt, und den er als einen tüchtigen Kerl hatte kennen lernen. Dieſen beſchenkte er ſogleich und ſuchte ihn zu ſeinen Projekten geſchickt zu machen. Er verſprach ihm noch überdies eine Compagnie deutſcher Reiter in des Königs Sold zu verſchaffen, wenn er nach Thionville ginge, den ganzen Zuſtand des Orts und die Stärke der Beſatzung bis auf das Maß der Gräben erforſchte und ihm in acht Tagen Nachricht gäbe. Nur ſolle er Morgens vor Tag aus einem, dem Weg nach Thionville entgegengeſetzten Thore gehen, an dem er

ſich ſelbſt befinden wolle, um ihm zu ſagen, was ihm allenfalls noch eingefallen wäre.

Hanns Klauer brachte ihm auch in acht Tagen einen ſo umſtändlichen Bericht von Thionville, daß Vieilleville über ſeinen Fleiß und Geſchicklichkeit ganz erſtaunt war, und ihm ſogleich eine Summe zuſtellte, mit der er nach Trier zurückgehen und eine Compagnie Reiter aufrichten ſollte; doch ſollte ſie durchgängig nur aus gebornen Deutſchen beſtehen. Dieſen Bericht über Thionville ließ Vieilleville durch ſeinen Secretär Carloix ſehr ſtudiren und gleichſam auswendig lernen, ſchickte ihn zum König, damit er, wenn er vom Feinde würde aufgefangen werden, deſto leichter durchkäme. Dieſer traf den König in Amiens, und berichtete ihm, daß Vieilleville in ſieben Tagen Thionville wegzunehmen ſich anheiſchig mache, und da er wiſſe, daß alle Truppen nach Italien geſchickt ſeyen, ſo wolle er ſechs Regimenter Landsknechte und ſieben Compagnien Reiter in Deutſchland werben laſſen; auch habe er dazu durch ſeinen Credit hunderttauſend Livres irgendwo gefunden. Der König genehmigte Alles ſogleich, lobte Vieilleville ſehr darüber, daß er immer wachſam und in ſeinem Dienſte geſchäftig ſey, wies ihm die Einnahme der ganzen Provinz zu dieſer Expedition an, und ernannte ihn zum Generallieutenant der Armee in Champagne, Lothringen, dem Lande Meſſin und Luxemburg. Die Werbung in Deutſchland ging ſo gut von Statten, daß in Kurzem die verlangten Regimenter marſchiren konnten.

Sobald Vieilleville dieſes erfuhr, zog er mit ſei- ner Beſatzung aus Metz gegen Thionville, ließ die Truppen, welche zu Toul und Verdun in Beſatzung lagen zu ihm ſtoßen, und eröffnete, zu nicht gerin- gem Erſtaunen des Grafen von Carebbe, der in Thionville commandirte, die Belagerung dieſer Stadt. Gegen Luxemburg ſchickte er ſechs Compagnien zu Fuß, um von Thionville aus mit dem Grafen von Mesgue die Communication zu verhindern. Jetzt kam auch ſeine Artillerie an, die er in ſeinem Arſenal zu Metz hatte zurichten laſſen; ſie beſtand aus zwölf Kanonen von ſtarkem Kaliber, aus zehn Feldſchlangen von achtzehn Fuß lang und aus andern leichten Stücken. Kurz darauf trafen auch die fremden Trup- pen ein, und alles dieſes zuſammen machte eine gar artige kleine Armee aus, denn es waren nur allein ſechs junge deutſche Prinzen aus den Häuſern Lüne- burg, Simmern, Würtemberg u. a. dabei, die ſich unter einem ſo großen Meiſter in den Waffen ver- ſuchen wollten. Die ganze Armee mochte ungefähr aus zwölftauſend Mann beſtehen.

Unterdeſſen war der Herzog von Guiſe aus Ita- lien zurückgekommen, und, da der Connetable bei St. Quentin gefangen war, zum Generallieutenant von ganz Frankreich ernannt worden. Dieſer bekam Nachricht von der Armee des Vieilleville, und ſchickte ſogleich einen Courier an ihn ab, der eben ankam, als die Artillerie anfangen ſollte gegen die Stadt zu ſpielen. Vieilleville bekam ein Schreiben des Inhalts: daß er warten möchte, indem der Herzog dabei ſeyn

und die Entrepriſe führen wollte, wie es ihm als Generallieutenant von Frankreich zukäme.

Vieillevillen war dieſe Dazwiſchenkunft höchſt unangenehm; er ließ ſich aber jedoch nichts merken, und ſagte dem Courier, daß der Herzog von Guiſe willkommen ſeyn und man ihm wie dem Könige gehorchen würde. Es wäre aber dem Unternehmen auf Thionville nichts ſo nachtheilig als der Verzug, und er ſähe wohl voraus, daß die Verzögerung der Ankunft des Herzogs den Dienſt des Königs bei dieſer Sache nichts weniger als befördern würde. Der Courier verſicherte ihn, daß er in zehn Tagen hier ſeyn würde: „Was,“ ſagte Vieilleville, „wenn er „mir die Hände nicht gebunden hätte durch ſeinen „Titel als Generallieutenant von ganz Frankreich, ſo „ſtehe ich mit meinem Kopf dafür, ich wäre in zwei „Stunden in Thionville und vielleicht in Luxemburg „geweſen. Jetzt wird er vielleicht in drei Wochen „nicht ankommen und der Graf von Mesgue hat „gute Zeit ſich in Luxemburg feſtzuſetzen.“

Der Herzog von Guiſe kam auch wirklich erſt in zwanzig Tagen an. Voraus ſchickte er den Großmeiſter der Artillerie nach Metz, um Alles anzuſehen. Dieſer fand eine ſolche Ordnung und ſo hinreichende Maßregeln bei dieſer Unternehmung, daß er öffentlich behauptete, der Herzog von Guiſe hätte wohl wegbleiben können, und es müſſe einen Mann von Ehre ſehr verdrießen, wenn die Prinzen ihnen kein Glück gönnten und da, wo Ehre einzuernten ſey, gleich kämen und ihnen die Frucht ihrer Mühe und Arbeit

wegnähmen. Der Herzog hat gut hinunterſchlucken, rief er endlich ganz entrüſtet aus, denn er findet Alles vorgekaut. Als der Herzog die ganze Artillerie muſterte, riefen Offiziere zum großen Gelächter: „Nur fort, vor Thionville, wo wir Alle ſterben wollen; es iſt ſchon lange, daß wir Sie erwarten.“

Nun ſollte Kriegsrath gehalten werden, wo der Ort am Beſten anzugreifen ſey. Vieilleville ſagte, daß er nicht ſo lange gewartet, um dieſes zu erfahren, und er zeigte ein kleines Thürmchen, wo er auf ſein Leben verſicherte, daß dieſes der ſchwächſte Ort der Stadt ſey. Allein der Marſchall von Strozzy antwortete, daß man vorher die Meinung der andern Befehlshaber hören müſſe. Sie verſammelten ſich daher auf's Neue in der Wohnung des Herzogs. Als ſie dahin gingen, nahm der Herr von La Mark Vielleville bei Seite und ſagte ihm, daß er in dem Kriegsrath nicht auf ſeiner Meinung beſtehen ſolle, denn der Herzog und Strozzy hätten ſchon beſchloſſen, Thionville an einem andern Ort anzugreifen, damit er die Ehre nicht haben ſollte; auch ſey der Herzog ſehr aufgebracht, daß Vieilleville den Titel eines Generallieutenants über dieſe Armee ausgewirkt habe, denn er behauptete, es könne nur einen einzigen geben, und dieſer ſey er ſelbſt.

In dem Kriegsrath ſtellte Strozzy nun vor, daß die Stadt von der Seite des Fluſſes und nicht bei dem kleinen Thurm müſſe angegriffen werden, welcher Meinung auch alle Anweſenden beipflichteten, da ſie Strozzy als einen vortrefflichen und erfahrnen Feldherrn

anſahen. Der Herzog fragte jedoch auch Vieille=villen darum, der dann antwortete: wenn er das Gegentheil behauptete, müſſe er das ganze Conſeil widerlegen und er wolle ſich nur dabei beruhigen, damit er in dem Dienſt des Königs keinen Aufent=halt verurſache.

Nun wurden die Kanonen aufgepflanzt und ſo gut bedient, daß in kurzer Zeit über dem Fluß die feind=liche Artillerie zerſchmettert wurde und eine anſehn=liche Breſche entſtand; jetzt triumphirte ſchon der Herzog und Strozzy, und es wurde mit Verachtung von dem Plan Vieilleville's geſprochen. Ein Haupt=ſturm wurde angeſtellt, die Soldaten mußten durch den Fluß waten; allein ſie wurden bald abgewieſen und konnten nicht einmal handgemein werden; denn es fanden ſich Schwierigkeiten mancher Art, die man nicht vorausgeſehen hatte. Der Herzog und Strozzy waren ſehr verlegen darüber; um aber doch ihren Plan auszuführen, ließen ſie mit unendlicher Mühe die Kanonen über den Fluß bringen und es gelang ihnen, ſie bei der Breſche aufzuführen. Jetzt aber entdeckten ſie, woran der Marſchall nicht gedacht hatte, einen breiten Graben von vierzig Fuß Tiefe; dieſen beim Sturmlaufen hinunter und wieder herauf=zukommen, war unmöglich, und ſo geſchah es ſehr wunderbar, daß unſere Kanonen auf den Mauern ſtanden und wir doch nicht in die Stadt konnten.

Den ſechzehnten Tag der Belagerung befahl Strozzy, auch die Feldſchlangen über den Fluß zu bringen und die Stadt zuſammen zu ſchießen. Er wagte ſich

ſelbſt ſo weit, daß er eine Musketenkugel in den Leib bekam, woran er nach einer halben Stunde ſtarb. Der Herzog ſtand neben ihm, dieſem ſagte er: „Beim Henker, mein Herr, der König verliert heute einen treuen Diener und Euer Gnaden auch.“ Der Herzog erinnerte ihn an ſein Heil zu denken, und nannte ihm den Namen Jeſus: „Was für einen Jeſus führt Ihr „mir hier an? Ich weiß nichts von Gott — mein „Feuer iſt aus“ — und als der Prinz ſeine Ermahnungen verdoppelte und ihm ſagte, daß er bald vor Gottes Angeſicht ſeyn werde, antwortete er: „Nun, „beim T—! ich werde da ſeyn, wo alle Andern ſind, „die ſeit ſechstauſend Jahren geſtorben,“ und mit dieſen Worten verſchied er. So endigte ſich das Leben eines Mannes, der keine Religion hatte, wie er ſchon den Abend vorher, da er bei Vieilleville ſpeiste, zu erkennen gab, als er anfing zu fragen: und was machte Gott, ehe er die Welt ſchuf? worauf Vieilleville ganz beſcheiden ſagte: daß nichts davon in der heiligen Schrift ſtehe, und da, wo ſie nichts davon ſagte, man auch nicht weiter forſchen ſolle. Es iſt eine ganz artige Sache, ſagte Strozzy darauf, dieſe heilige Schrift, und ſehr wohl erfunden, wenn ſie nur wahr wäre; worauf Vieilleville ſich ſtellte, als wenn er die Kolik hätte, und hinaus ging und ein Gelübde that, mit einem ſolchen Atheiſten niemals etwas zu thun zu haben.

Jetzt wendete ſich der Herzog an Vieilleville, erinnerte ihn an ſein Verſprechen, das er dem König gethan, Thionville in ſieben Tagen einzunehmen, und

bat ihn, Alles ſo auszuführen, wie er es für gut finde; er wolle ſich in nichts mehr mengen. Nun fing Vieilleville auf ſeiner Seite die Trancheen an, ließ Artillerie von Metz kommen und ſchon den dritten Tag wurde das kleine Thürmchen zuſammengeſchoſſen; den ſechsten wagte man einen Generalſturm, Vieilleville an der Spitze, allein er wurde abgeſchlagen und es blieben viele Leute dabei, unter andern auch Hanns Klauer. Vieillevillen wurde der Kamm oben an ſeinem Helm weggeſchoſſen; nach einer kurzen Erholung aber nahm er neue Truppen und ſetzte den Sturm ſo heftig fort, daß er mit dreißig Mann in die Stadt drang; Carebbe erſchrak darüber und capitulirte ſogleich. Die ganze Garniſon und alle Einwohner mußten den andern Morgen aus der Stadt ziehen, und es war erbärmlich anzuſehen, wie Greiſe, Väter und Kinder, Kranke und Verwundete, ihre Heimat verließen. Jedermann hatte Bedauern mit ihnen; nur der Herzog von Guiſe blieb hart dabei. In Thionville wurden nun franzöſiſche Unterthanen geſetzt, an welche die Häuſer verkauft wurden; das daraus gelöste Geld ſtellte Vieilleville theils dem königlichen Schatzmeiſter zu, theils belohnte er damit ſeine Soldaten, die ihm bei der Belagerung gute Dienſte geleiſtet hatten. Er ſelbſt behielt nichts davon, ob er gleich das größte Recht daran hatte.

Er vermuthete immer, der König von Spanien werde vor Thionville kommen, und war feſt entſchloſſen, dieſe Stadt zu behaupten, indem er es ſich

zur Ehre rechnete, gegen einen ſo mächtigen Monarchen, den Sohn Kaiſer Karls V., zu fechten. Allein der König von Spanien zog mit einem betächtlichen Heer gegen Amiens, der König von Frankreich ihm entgegen und ſchickte Vieillevillen deßwegen den Befehl, ihm ſo viel Truppen als möglich, zuzuſchicken. Beide Heere, jedes von ſechzigtauſend Mann, ſtanden jetzt gegen einander; beide Könige wünſchten den Frieden, aber keiner wollte die erſten Vorſchläge thun.

Vieilleville, der dieſe Verlegenheit in der Ferne merkte, ſchickte in der größten Stille und ohne Jemandes Wiſſen, einen ſehr kühnen und beredten Mönch zum König von Spanien; dieſer mußte ihm, als aus Eingebung Gottes, vom Frieden reden. Er wurde gnädig angehört und ihm aufgetragen, eben dieſe Eingebungen dem König von Frankreich vorzutragen, und ſo wurde die Negociation angefangen, wofür der König Vieillevillen den größten Dank ſchuldig zu ſeyn glaubte, indem er auch hier durch ſeine Klugheit aus der Ferne hergewirkt und ſo vieles Blut verſchont habe, das durch eine Schlacht würde vergoſſen worden ſeyn.

Nachdem nun der Friede geſchloſſen worden, wünſchte der König Vieillevillen zu ſprechen, und er wurde beordert, an den Hof zu kommen, wo er ſehr gut empfangen wurde; beſonders gefiel es der Königin ſehr wohl, daß er nach der Belagerung von Thionville unter die deutſchen Prinzen und Feldherrn goldne Medaillen vertheilt habe, auf deren einer Seite des Königs und auf der andern Seite der Königin Bruſtbild

vorgeſtellt war und dieſes letztere ſo gleichend, daß auch der berühmteſte Künſtler im Portraitiren damaliger Zeit, Namens Janet, dieſes geſtehen mußte. Der König unterhielt ſich oft und viel mit Vieilleville und kam ſelbſt darauf zu reden, daß der Herzog von Guiſe das Unternehmen auf Luxemburg und die ſchnelle Eroberung von Thionville gehemmt habe. Auch fragte er nach dem kläglichen Ende des Marſchalls Strozzy, wo aber Vieilleville als feiner Hofmann antwortete, daß man hier die Gnade Gottes obwalten laſſen müſſe und es nicht ſchicklich ſeyn würde, dieſes weiter zu verbreiten. Strozzy war nämlich nahe mit der Königin verwandt. Bei dieſer Gelegenheit bekam Vieilleville das Brevet als Marſchall von Frankreich, und der König machte ihm den Vorwurf, warum er ihm nicht ſogleich um dieſe Charge geſchrieben habe, als Strozzy geſtorben, wo er ſie dann gewiß ihm und nicht dem Herrn von Thermes würde gegeben haben. Vieilleville antwortete darauf: daß er ſeinem König nicht zugemuthet hätte, ſo lange der Feldzug dauerte, dieſe Charge zu beſetzen, indem Alle, die darauf Anſpruch machten, um ſie zu verdienen, ſich hervorthun, hingegen von der Armee abgehen würden, wenn die Ernennung geſchehen ſey; wie dies auch wirklich nach der Ernennung des Herrn von Thermes der Fall war, wo zehen bis zwölf Große mit beinahe zweitauſend Pferden die Armee verließen.

Der König wünſchte, daß Vieilleville den Friedensunterhandlungen mit Spanien in Chateau Cambreſis

beiwohnte, welches er auch that, und er brachte es durch ſeine weiſen Rathſchläge in Kurzem ſo weit, daß ſie den 7. April 1559 abgeſchloſſen waren, mit welcher Nachricht er ſelbſt an den König geſchickt wurde. Der König erklärte bei dieſer Gelegenheit, daß Frankreich und ganz Europa, nach Gott, dieſen Frieden Niemand als ihm ſchuldig ſey, denn durch den Mönch habe er den erſten Anſtoß geben laſſen. Der Schatzmeiſter mußte vierzehn Säcke, jeden mit tauſend Thalern, bringen, wovon der König ihm zehn und ſeinem Schwiegerſohn und Neffen, Eſpinay und Thevalle, viere ſchenkte.

Kurz darauf trafen die ſpaniſchen Geſandten in Paris ein; es befanden ſich dabei außer dem Herzog von Alba fünfzehn bis zwanzig Prinzen, denen einen ganzen Monat lang große Feten gegeben wurden. Während derſelben ſuchte der Kardinal von Lothringen den König zu überreden, eine Sitzung im Parlament zu halten und ein Mercuriale daſelbſt anzuſtellen. Es hat dies den Namen von dem Mittwoch (Dies Mercurii), weil an dieſem Tage ſich alle Präſidenten und Räthe gegen hundert bis hundert und zwanzig Perſonen in einem großen Saal verſammeln, um über die Sitten und ſowohl öffentliche als Privatlebensart dieſes Gerichtshofes Unterſuchung anzuſtellen. Der König ſollte bei einer ſolchen Gelegenheit durch ſeinen Generalprocurator vortragen laſſen, daß unter ihrem Corps Manche ſich befänden, deren Glauben verdächtig ſey und die der falſchen Lehre Luthers anhingen; man könne es ſchon daraus ſchließen, daß

alle, die der Ketzerei beſchuldigt würden, losgeſprochen und kein Einziger zum Tod verdammt würde. „Und ſollte dieſes,“ ſetzte der Kardinal hinzu, „auch nur dazu dienen, dem König von Spanien, zu zeigen, daß Ew. Majeſtät feſt am Glauben halten, und daß Sie in Ihrem Königreiche nichts dulden wollen, was Ihrem Titel als Allerchriſtlichſter König entgegen iſt. Es würde den Prinzen und Großen Spaniens, die den Herzog von Alba hieher begleitet haben, um die Heirath ihres Königs mit Ew. Majeſtät Tochter zu feiern, ein ſehr erbauliches Schauſpiel ſeyn, ein halbes Dutzend Parlamentsräthe auf öffentlichem Platz als lutheriſche Ketzer verbrennen zu ſehen.“ Der König verſtand ſich zu einer ſolchen Sitzung und beſtimmte ſie gleich auf den andern Tag.

Vieillevillen, der, als erſter Kammerjunker, in des Königs Kammer ſchlief, ſagte der König was er vorhabe, worauf jener antwortete, daß der Kardinal und die Biſchöfe dieſes wohl thun könnten, für Se. Majeſtät ſchicke es ſich aber nicht; man müſſe den Prieſtern überlaſſen, was nur eine Prieſterſache ſey. Da der König deſſenungeachtet bei ſeinem Vorhaben blieb, erzählte ihm Vieilleville, was einſtmals zwiſchen König Ludwig XI. und dem Marſchall von Frankreich, Johann Rouault, vorgefallen. Ludwig XI., bei welchem der Biſchof von Angiers ſehr in Gnaden ſtand, befahl dieſem, nach Lyon zu gehen und die ſechstauſend Italiener in Empfang zu nehmen, die man ihm als Hülfstruppen zuſchickte. Der Marſchall, der zugegen war, und es übel aufnahm, daß man nicht

an ihn dachte, ſtellte ſich gleich darauf dem König mit dreißig bis fünfzig Edelleuten geſtiefelt und geſpornt vor und fragte ihn ganz trotzig, ob Se. Majeſtät nichts nach Angiers zu befehlen habe? Der König fragte, was ihn ſo ſchnell und unvermuthet dahin führe? Der Marſchall antwortete, daß er dort ein Capitel zu halten und Prieſter einzuſetzen habe, indem er eben ſowohl den Biſchof vorſtellen könne, als der Biſchof den General vorſtelle. Der König ſchämte ſich darüber, daß er die Ordnung ſo umgekehrt, ließ den Biſchof, der ſchon auf der Reiſe war, wieder zurückrufen und ſchickte den Marſchall nach Lyon. Eben ſo, fuhr Vieilleville fort, müßte der Kardinal, wenn Ew. Majeſtät die Geſchäfte eines Theologen oder Inquiſitors verſähen, uns Soldaten lehren, wie man die Lanze bei Tournieren fällt, wie man zu Pferde ſitzen muß, wie man ſalutirt und rechts und links ausbeugt. Ueberdies wollten Ew. Majeſtät die Freude mit der Traurigkeit paaren? Denn Letzteres würde der Fall ſeyn, wenn ſolche blutige Hinrichtungen während der Hochzeitfeierlichkeiten vorfielen.

Der König nahm ſich darauf vor, nicht hinzugehen. Der Kardinal erfuhr es ſogleich, und da er in der Nacht den König nicht ſprechen konnte, verſammelte er die ganze Geiſtlichkeit den andern Morgen mit dem Früheſten bei dem König, und machte ihm die Hölle ſo heiß, daß er glaubte, ſchon verdammt zu ſeyn, wenn er nicht hinginge, und der Zug ſetzte ſich ſogleich in Marſch. Bei der Sitzung ſelbſt

vertheidigte einer der angeklagten Räthe Anne du Bourg ſeine Religion mit ſolchem Eifer und Feſtigkeit, daß der König ſehr aufgebracht wurde; auch hörte er, als er durch die Straßen zurückging, vieles Murren, ſo daß er nachher geſtand, wie es ihm ſehr gereue, den Rath des Vieilleville nicht befolgt zu haben.

Den erſten Juni 1559 eröffnete der König das große Tournier, mit welchem die Vermählung der Prinzeſſin Eliſabeth mit Philipp II. gefeiert wurde, und die Spanier zeigten ſich bei dieſer Gelegenheit beſonders ungeſchickt. Vieilleville hob einen Spanier, der gegen ihn rannte, aus dem Sattel, und warf ihn über die Schranken mit einer unglaublichen Leichtigkeit und Geſchicklichkeit. Um einigermaßen von dieſen körperlichen Anſtrengungen in den Tournieren auszuruhen, ging die Hochzeit der Madame Eliſabeth mit dem König von Spanien, in deſſen Namen der Herzog von Alba ſie heirathete, vor. Die friedlichen Feierlichkeiten dauerten gegen acht Tage; der König brach ſie ab, weil er leidenſchaftlich das Tournieren liebte und dieſes wieder anfangen wollte.

Vieilleville rieth dem König davon ab, indem ſich die franzöſiſche Nobleſſe ſchon hinreichend gezeigt hätte, es jetzt auch Zeit ſey, an die Hochzeit des Herzogs von Savoyen mit Madame Margaretha, ſeiner Schweſter, zu denken. Der König antwortete darauf, daß erſt gegen Ende des Julius Alles dazu bereit ſeyn könne, indem er Piemont, Savoyen und mehrere andere Beſitzungen bei dieſer Gelegenheit abtreten wolle. Vieilleville war ganz erſtaunt darüber, und

ſagte dem König offenherzig, wie er nicht begreifen könne, wegen einer Heirath Länder wegzugeben, die Frankreich mehr als vierzig Millionen und hunderttauſend Menſchen gekoſtet hätten. Einer königlichen Prinzeſſin gäbe man höchſtens hundert und fünfzigtauſend Thaler mit, und wenn auch Madame Margaretha ihr Leben in einer Abtei endigte, ſo würde dieſes nicht der erſte und letzte Fall bei einer königlichen Prinzeſſin ſeyn, die ohedem ſchon vierzig Jahr alt ſey. Der Connetable, der dieſes alles ſtatt ſeiner Ranzion verhandle, übe ſein Recht wohl aus, denn man ſage gewöhnlich, daß in einer großen Noth ein Connetable den dritten Theil vom Königreich verſetzen dürfe.

Auf dieſe und mehrere Vorſtellungen verwünſchte der König die Stunde, daß er nicht mit Vieillevillen von dieſer Sache geſprochen, und es ſey jetzt zu ſpät; er würde ſich aber an den Connetable halten, der ihn zu dieſen Schritten verleitet habe. Kurz darauf trat ein Edelmann herein, und brachte dem König die abgeſchloſſenen Artikel, worin bemerkt war daß Frankreich das Marquiſat Saluzzo behielte. Als der König dieſes geleſen hatte, theilte er die Nachricht ſogleich Vieillevillen mit, mit der Aeußerung, daß ſein Vater Unrecht gehabt, einen Fürſten ſeiner Länder zu berauben, und daß er als guter Chriſt und um die Seele ſeines Vaters zu retten, die Länder dem Herzog von Savoyen gern herausgäbe. Wie Vieilleville ſah, daß der König hier die Frömmigkeit und das Chriſtenthum in's Spiel brachte,

und ſeinen Vater ſogar der Tyrannei beſchuldigte, ſchwieg er, und es reute ihn, nur ſo viel geſagt zu haben.

Den letzten Junius 1559 wurde des Morgens ein großes Tournier auf den Nachmittag angeſagt. Nach der Tafel zog ſich der König aus, und befahl Vieilleville, ihm die Waffen anzulegen, obgleich der Oberſtallmeiſter von Frankreich, dem dieſes Geſchäft zukam, zugegen war. Als Vieilleville ihm den Helm aufſetzte, konnte er ſich nicht entbrechen zu ſeufzen und zu ſagen, daß er nie etwas mit mehr Widerwillen gethan. Der König hatte nicht Zeit, ihn um die Urſache zu fragen, denn während dem trat der Herzog von Savoyen herein. Das Tournier fing an. Der König brach die erſte Lanze mit dem Herzog, die zweite mit dem Herrn von Guiſe, endlich kam zum Dritten der Graf von Montgommery, ein groſſer, aber ſteifer junger Menſch, der ſeines Vaters, des Grafen von Sorges und Capitäns von der Garde, Lieutenant war. Es war die letzte, die der König zu brechen hatte. Beide treffen mit vieler Geſchicklichkeit auf einander und die Lanzen brechen. Jetzt will Vieilleville des Königs Stelle einnehmen, allein dieſer bittet ihn, noch einen Gang mit Montgommery zu machen, denn er behauptete, er müſſe Revanche haben, indem er ihn wenigſtens aus dem Bügel gebracht habe. Vieilleville ſuchte den König davon abzubringen, allein er beſtand darauf. Nun, Sire, rief Vieilleville aus, ich ſchwöre bei Gott, daß ich drei Nächte hindurch geträumt habe, daß

Eurer Majeſtät heute ein Unglück zuſtoßen und dieſer letzte Junius Ihnen fatal ſeyn wird. Auch Montgommery entſchuldigte ſich, daß es gegen die Regel ſey; allein der König befahl es ihm und nun nahm er die Lanze. Beide ſtießen jetzt auf einander und brachen mit großer Geſchicklichkeit ihre Lanzen. Montgommery aber warf ungeſchickter Weiſe den geſplitterten Schaft nicht aus der Hand, wie es gewöhnlich iſt, und traf damit im Rennen den König an den Kopf gerade in das Viſir, ſo daß der Stoß in die Höhe ging und das Auge traf. Der König ließ die Zügel fallen und hielt ſich am Hals des Pferdes; dieſes rannte bis an's Ziel, wo die zwei erſten Stallmeiſter, dem Gebrauch gemäß, hielten, und das Pferd auffingen. Sie nahmen ihm den Helm herunter, und er ſagte mit ſchwacher Stimme, er ſey des Todes. Alle Wundärzte kamen zuſammen, um den Ort des Gehirns zu treffen, wo die Splitter ſtecken geblieben, aber ſie konnten ihn nicht finden, obgleich vier zum Tode verurtheilten Miſſethätern die Köpfe abgeſchlagen wurden, Verſuche daran anzuſtellen, indem man Lanzen daran abſtieß.

Den vierten Tag kam der König wieder zu ſich, und ließ die Königin rufen, der er auftrug, die Hochzeit doch ſogleich vollführen zu laſſen, und Vieillevillen, der ſchon das Brevet als Marſchall von Frankreich hatte, wirklich dazu zu machen. Die Hochzeit ging traurig vor ſich, der König hatte ſchon die Sprache verloren und den Tag darauf, den 10. Julius 1559, gab er den Geiſt auf. Vieilleville verlor

an ihm einen Herrn, der ihn über Alles ſchätzte, und ihn ſogar zum Connetable einſt würde ernannt haben, wie er ſich ſchon hatte verlauten laſſen. In den letzten Zeiten hatte er ihm, um ihn immer um ſich zu haben, ſein Departement von Metz abgenommen, und es dem Herrn von Eſpinay gegeben; Vieilleville aber war Gouverneur von Isle de France geworden.

Die unrechtmäßige Gewalt, deren ſich die Guiſen nach dem Tode Heinrichs **II.** anmaßten, verurſachte die bekannte Verſchwörung von Amboiſe. Ein gewiſſer la Renaudie verſicherte ſich dreißig erfahrner Capitäns, und legte um den Aufenthalt des jungen Königs fünfhundert Pferde und vieles Fußvolk herum, in der Abſicht, die Guiſen gefangen zu nehmen, und dem König ſeine Freiheit zu geben. Es wurde dieſes auch am Hofe bekannt, und die Nachricht beunruhigte den König und die Guiſen ſehr. Vieilleville ſollte an dieſes Corps geſchickt werden, um ſie zu fragen, ob ſie die Franzoſen um den Ruhm und die Ehre bringen wollten, unter allen Nationen ihrem Fürſten am treuſten und gehorſamſten zu ſeyn? Dieſer Auftrag ſetze Viellevillen in einige Verlegenheit. Er ſelbſt war von der widerrechtlich angemaßten Gewalt der Guiſen überzeugt, und wollte ſich zu einer Geſandtſchaft nicht brauchen laſſen, wo er gegen ſeine Ueberzeugung reden mußte; durch eine feine Wendung überhob er ſich derſelben, indem er dem König antwortete: „Da der „Fehler dieſes Corps, an das Ew. Majeſtät mir die „Ehre anthun wollen, mich zu ſchicken, ſo groß iſt,

„daß es eine wahre Rebellion genannt werden kann, „ſo würden ſie mir nicht glauben, wenn ich ihnen „Verzeihung verkündigte. Es muß dieſes ein Prinz „thun, damit ſie verſichert ſind, es ſey dieſes ein „königliches Wort, das Eure Majeſtät ſchon um „deſſentwillen, der es überbracht hat, nicht zurück„nehmen werden.“

Vielleville hatte richtig geurtheilt; er wurde mit dieſem Auftrag verſchont, und der Herzog von Nemours, der an die Rebellen geſchickt wurde, hatte den Verdruß, daß die fünfzehn Edelleute, die auf des Königs und ſein Wort ihm gefolgt waren, ſogleich gefangen und in Feſſeln geworfen wurden. Auf alle Beſchwerden, welche der Herzog deßhalb vorbrachte, antwortete der Kanzler Olivier immer, daß kein König gehalten ſey, ſein Wort gegen Rebellen zu halten. Dieſe fünfzehn Edelleute wurden durch verſchiedene Todesarten hingerichtet, und ſie beſchwerten ſich alle nicht ſowohl über ihren Tod, als über die Treuloſigkeit des Herzogs von Nemours. Einer von ihnen, ein Herr von Caſtelnau, warf ihm ſogar dieſe Wortbrüchigkeit noch auf dem Schaffot vor, tauchte ſeine Hände in das rauchende Blut ſeiner ſo eben hingerichteten Kameraden, erhob ſie gen Himmel und hielt eine Rede, die Alle bewegte und bis zu Thränen rührte. Der Kanzler Olivier ſelbſt, der ſie zum Tode verdammt hatte, wurde ſo ſehr dadurch betroffen, daß er krank nach Hauſe kam und einige Tage darauf ſtarb. Kurz vor ſeinem Ende beſuchte ihn der Kardinal von Lothringen ſelbſt, dem er, als

er wegging, nachrief: „Verdammter Kardinal, dich „bringſt du um die Seligkeit und uns mit dir!“

Hingegen konnte Vielleville den Auftrag nicht ausſchlagen, nach Orleans zu gehen, um hier den Reſt der Verſchwornen zu zerſtreuen. Er that dieſes mit ſo viel Klugheit und Eifer, daß es ihm gelang, ſechshundert Mann zu überfallen und niederzumachen. die Gefangenen, worunter der Capitän war, ließ er aber los, weil es ihm unmenſchlich ſchien, Leute von Ehre, die ihren Dienſt als brave Soldaten verrichteten, eines ſchmählichen Todes ſterben zu laſſen, welche Strafe ihnen gewiß war, wenn er ſie würde eingeliefert haben.

Dieſes glücklich ausgeführte Unternehmen ſetzte Vielleville in große Gunſt bei dem König und den Guiſen. Es wurde ihm kurz darauf eine andere Expedition nach Rouen aufgetragen, wo die Reformirten unruhig geweſen waren. Er hatte fürchterliche Inſtructionen dabei erhalten, denn ihm ſtand es frei, nicht nur die umbringen zu laſſen, die bei dieſem Aufſtand die Waffen genommen, ſondern auch ſogar die, die ein Wohlgefallen daran gehabt. Vielleville, der ſieben Compagnien Gensd'armes bei ſich hatte, ließ den größten Theil ſeiner Leute zurück, und kam nach Rouen nur mit hundert Edelleuten, entwaffnete ſogleich die Bürgerſchaft, ließ ohne Anſehn der Religion dreißig der Hauptrebellen greifen und ihnen den Proceß machen, befahl aber ausdrücklich, daß man in dem Urtheil nichts von der Religion ſagen, ſondern ſie nur als Rebellen gegen den König verdammen

ſollte. Auf dieſe Art ſtellte Vieilleville die Ruhe her, und ſchonte den Parteigeiſt, der ohne Zweifel noch lauter würde erwacht ſeyn, wenn er nur die Reformirten beſtraft hätte.

Der Hof hielt ſich in Orleans auf, als er wieder zurückkam, und eben damals war der Prinz von Condé, Bruder des Königs von Navarra, gefangen genommen worden. Um Vieillevillen zu prüfen, was er darüber dächte, befahl ihm der König, den Prinzen zu beſuchen. Vieilleville war aber ſchlau genug, dieſes zu merken und ſagte, daß er um das Leben nicht hingehen würde, denn er habe einen natürlichen Abſcheu gegen alle Ruheſtörer. Zugleich rieth er aber dem König, den Prinzen nur in die Baſtille zu ſchicken, indem es Sr. Majeſtät zum großen Vorwurf gereichen würde, einen Prinzen von Geblüt, wenn er dem König nicht nach dem Leben geſtrebt, hinrichten zu laſſen. Der König nahm dieſen Rath ſehr wohl auf, und geſtand nachher Vieillevillen ſelbſt, daß er ihn auf die Probe geſetzt habe.

Die Uneinigkeiten zwiſchen dem König von Navarra auf der einen Seite, und dem König und den Guiſen auf der andern, wurden indeſſen immer größer; der König von Navarra wurde am Hof mit einer Geringſchätzung behandelt, die Jedermann, nur die Guiſen nicht, bewegte. Vieilleville forderte in dieſen Zeiten die Erlaubniß, in ſein Gouvernement zurückzukehren; allein, beſonders die Königin, drang darauf, daß er bliebe. Man wollte ihn in dieſen kritiſchen Zeiten am Hofe haben, um ſeine Rathſchläge,

die immer ſehr weiſe waren, zu benutzen, und dann hatte man ihn auch auserſehen, nach Deutſchland zu reiſen, um denen mit dem König verbündeten Churfürſten und Fürſten des Reichs die Verhältniſſe mit dem König von Navarra und ſeinem Bruder vorzuſtellen, damit der Hof nicht im unrechten Lichte erſchiene.

Allein dieſen Uneinigkeiten machte der Tod Königs Franz II. ein Ende, der den 5. December 1560 erfolgte. Jetzt wendete ſich Alles an den König von Navarra, und ſelbſt die Königin, die als Vormünderin des jungen ſechzehnjährigen Königs Karls IX. mitregierte, ernannte denſelben zum Generallieutenant des Reichs. Eine weiſe Maßregel, um die verſchiedenen Religionsparteien, die ſehr unruhig zu werden anfingen, zufrieden zu ſtellen. Vieilleville hatte ſie der Königin angerathen. Beide Guiſen entfernten ſich bei dieſen ihnen ungünſtigen Umſtänden; der Kardinal ging auf ſeine Abtei und der Herzog nach Paris, wo er viele Anhänger hatte. Hier ſchmiedete er mit ſeinen Anhängern, dem Connetable von Montmorency, dem Marſchall von St. André und Andern, ſeine Plane, die Lutheraner zu vertilgen; und dieſes iſt die Quelle, aus der alle Unruhen entſtanden, die hernach das Königreich verwüſteten. Da jetzt Vieilleville ſah, daß der König von Navarra und die Königin gut miteinander ſtanden, drang er darauf, in ſein Gouvernement zurückzukehren, welches man ihm auch endlich verſtattete. Er war aber nicht lange in Metz, ſo wurde er vor vielen Andern auserſehen,

nach Deutſchland als außerordentlicher Geſandter zu gehen, um dem Kaiſer und den Fürſten die Thronbeſteigung des jungen Königs bekannt zu machen.

Vieilleville unternahm ſogleich die Reiſe in Begleitung von ſechzig Pferden. Zuerſt begab er ſich zum Churfürſten von Bayern nach Heidelberg, von da nach Stuttgart zum Herzog von Würtemberg, dann nach Augsburg und von dieſer Stadt nach Weimar, wo Vieilleville vom Herzog Johann Friedrich und Johann Wilhelm ſehr wohl empfangen wurde. Er überbrachte ihnen ihre Penſion, welche Heinrich **II.** ihnen als Nachkömmlingen Karls des Großen zugeſichert hatte, Jedem zu viertauſend Thalern jährlich. Von Weimar reiste Vieilleville nach Ulm; von da wollte er nach Kaſſel, allein man widerrieth es ihm, weil die Wege ſo gar ſchlecht wären. Von Wien ging er nach Frankfurt, von da nach Prag und von Prag, nach einer ſeltſamen Reiſeroute, nach Mainz, und nun wieder über Koblenz, Trier nach Metz.

Ueberall wurde Vieilleville mit großen Ehrenbezeugungen aufgenommen, und beſonders wohl ging es ihm in Wien. Gleich bei der erſten Audienz beim Kaiſer, Ferdinand I., ſagte dieſer: „Seyn Sie mir „willkommen, Herr von Vieilleville, ob Sie mir „gleich Ihr Gouvernement von Metz und die übrigen „Reichsſtädte, welche Frankreich dem deutſchen Reich „entzog, nicht überbringen; ich hoffte lange, Sie zu „ſehen.“ Der Kaiſer nahm ihn ſogleich mit in ſein Zimmer, wo ſie zwei Stunden ganz allein bei einander

waren. Bei dieſer Gelegenheit wunderte ſich Vieilleville, daß ſie ganz allein in's Zimmer kamen, indem es in Frankreich ganz anders war, wo die Franzoſen ihrem Herrn faſt die Füße abtreten, um überall in Menge hinzukommen, wo er hingeht. Vieilleville bemerkte ferner, und dieſes ſogar gegen den Kaiſer, wie es ihn befremdete, nach Wien gekommen zu ſeyn mit fünfzig bis ſechzig Pferden, und von Niemand befragt zu werden, woher er käme, oder wer er wäre; wie gefährlich dieſes ſey, da ein Paſcha nur dreißig Stunden von der Stadt liege. Der Kaiſer befahl ſogleich, an jedes Thor ſtarke Wachen zu legen; doch ſchränkte er den Befehl auf Anrathen Vieilleville's, um den Paſcha nicht aufmerkſam zu machen, darauf ein, auf den höchſten Thurm einen Wächter zu ſetzen, der immer auf jene Gegend Acht geben und jede Veränderung mit einigen Schlägen an die Glocke anzeigen ſollte. Der Kaiſer wollte, daß dieſes Vieilleville's Wache ihm zu Ehren auf immer heißen ſollte. Bei einem großen Diner, welches der Kaiſer gab, ſah Vieilleville die Prinzeſſin Eliſabeth, des römiſchen Königs Maximilian Tochter und Niece des Kaiſers. Ihm fiel ſogleich der Gedanke bei, daß dieſe ſchöne Prinzeſſin der König ſein Herr zur Gemahlin wählen ſolle, und er nahm es auf ſeine Gefahr, nach aufgehobener Tafel mit dem Kaiſer davon zu ſprechen, dem dieſer Antrag ſehr gefiel, und den auch der König von Frankreich mit vielen Freuden, als Vieilleville bei ſeiner Rückkehr nach Frankreich davon ſprach, annahm.

Vieilleville war jetzt wieder in Metz angelangt und gedachte einige Tage auszuruhen, als ein Courier vom Hof kam, der ihm Nachricht brachte, daß er nach England als Geſandter würde gehen müſſen. Er reiste ſogleich nach Paris ab, und hier erhielt er bald ſeine Abfertigung, um über's Meer zu gehen. Die Abſicht ſeiner Reiſe war hauptſächlich, dem Kardinal von Chatillon entgegen zu arbeiten, der bei der Königin Eliſabeth für die Hugenotten unterhandeln wollte. Vieilleville wußte es bei der Königin, die im Anfange ſehr gegen ſeinen Antrag war, ſo gut einzuleiten, daß, als der Kardinal von Chatillon nach London kam, er zu keiner Audienz bei der Königen vorgelaſſen wurde. Indeſſen wurden die Unruhen in Frankreich immer größer, der Prinz von Condé belagerte Paris, er mußte jedoch dieſe Belagerung bald aufgeben und kurz darauf fiel die Schlacht von Dreux vor, wo der Herzog von Guiſe den ſchon ſiegenden Prinzen völlig auf's Haupt ſchlug. Der Marſchall von St. André hatte die Avantgarde des Königs commandirt, war zu dem Herzog von Guiſe geſtoßen, und verfolgte nur mit vierzig oder fünfzig Pferden die Flüchtlinge. St. André ſtößt auf einen Capitän der leichten Kavallerie, Namens Bobigny, der mit einem Trupp davon floh. Man ruft ſich einander an, der Marſchall antwortet zuerſt und nennt ſich. Bobigny fällt über ſeine Truppen her, macht ſie nieder und nimmt den Marſchall gefangen. Dieſer Capitän war ehedem in des Marſchalls Dienſten geweſen, hatte aber einen Stallmeiſter

erſtochen. St. André ließ ihm den Proceß machen, und, da er nach Deutſchland ausgewichen war, im Bildniß aufhängen. Jetzt bat der Marſchall, ihn nach Kriegsgebrauch zu behandeln und das Vergangene zu vergeſſen. Indeſſen entwaffnete Bobigny den Marſchall und ließ ſich ſein Wort geben, bei ihm als Gefangener zu bleiben. So ritten ſie fort, als der Prinz von Porcian von der Condé'ſchen Partie kam, dieſen Gefangenen ſah und ihm die Hand gab. Der Marſchall bot ſich ihm ſogleich als Gefangener an und der Prinz ſuchte ihn den Händen Bobigny's zu entziehen. Allein dieſer ſetzte ſich zur Wehr und da Alles darüber ſchrie, wie dies ungerecht ſey, daß ein Prinz einem Geringern ſeinen Vortheil rauben wollte, ließ Porcian davon ab. Kaum war Bobigny tauſend oder zwölfhundert Schritte vom Prinzen entfernt, ſo wendete er ſich zu dem Marſchall mit den Worten: „Du haſt mir durch deine „ſchlechte Denkungsart zu erkennen gegeben, wie ich „dir nicht trauen kann; du haſt dein Wort gebrochen. „Du wirſt mich ruiniren, wenn du wieder los kommſt. „Du haſt mich im Bild hängen laſſen, mein Ver„mögen eingezogen und es deinen Bedienten gegeben; „du haſt mein ganzes Haus ruinirt. Die Stunde iſt „gekommen, wo dich Gottes Urtheil trifft," und hiemit ſchoß er dem Marſchall eine Kugel vor den Kopf. Die Nachricht vom Tod eines Marſchalls von Frankreich trübte in Paris den Sieg der Katholiken ein wenig, beſonders war Vieilleville untröſtlich darüber. Es wurde ihm ſogleich das Brevet eines Marſchalls

von Frankreich überbracht, er wies es aber ab. Der Kanzler von Frankreich ſelbſt begab ſich zu ihm; mehrere Prinzen baten ihn, die Stelle anzunehmen, er ſchlug es aus. Er wollte nicht einer Perſon in ihrer Stelle folgen, die er ſo über Alles geliebt hatte. Der König, entrüſtet über dieſes Ausſchlagen, ging ſelbſt zu Vieilleville; er fand ihn troſtlos auf dem Bette liegen, und befahl ihm, den Marſchallsſtab anzunehmen. Vieilleville, gerührt über dieſe Gnade, konnte ſich nicht länger weigern; er fiel ſeinem König zu Füßen und empfing aus ſeinen Händen das Brevet.

Einige Zeit nachher wurde Vieilleville nach Rouen geſchickt, weil man nicht genug Zutrauen in die Fähigkeiten des dortigen Commandanten, Herrn von Villebon, ſetzte, und doch zu beſorgen war, daß der Admiral Coligny auf dieſe Stadt losgehen möchte. Dieſer Villebon war zwar ein Verwandter von Vieilleville; allein er führte ſich ſehr unfreundſchaftlich gegen ihn auf und unterließ bei jeder Gelegenheit, ſeine Schuldigkeit zu thun. Folgende Gelegenheit gab zu ernſten Auftritten Anlaß.

Man hatte in Rouen eine Magiſtratsperſon, reformirter Religion, entdeckt, die ſich heimlich in die Stadt zu ſchleichen und vergrabenes Geld wegzubringen gewußt hatte. Dieſes wurde entdeckt und der Gouverneur Villebon ließ dieſen Mann auf öffentlicher Straße niedermachen und ſeinen Körper zum allgemeinen Aergerniß mißhandelt da liegen. Niemand traute ſich, ihn, als einen Ketzer, anzurühren. Vieilleville erfuhr dieſes, war ſehr darüber

aufgebracht und befahl ſogleich, ihn zur Erde zu beſtatten. Das Geld, welches Boisgyraud bei ſich gehabt hatte war bei dem Gouverneur verſchwunden; Villebon, dem nicht wohl zu Muthe war, ſchickte eine ſeiner Creaturen, einen Parlamentsrath, zu dem Marſchall, um zu erforſchen, was Vieilleville wohl wegen des Geldes im Sinn hätte. Kaum war dieſer aber vor den Marſchall gekommen, als er ihn ſo hart anließ, daß er vor Bosheit weinte, und als er ſich auf ſeine Parlamentsſtelle berief, wollte ihn Vieilleville ſogar zum Fenſter hinaus werfen laſſen. Dieſer Rath ging darauf zu Villebon und ſagte ihm, daß der Marſchall von ihm geſagt habe, wie er unwürdig wäre, Commandant der Stadt zu ſeyn. Viellebon, aufgebracht über dieſe falſche Nachricht, ging fünf oder ſechs Tage nicht zu Vieilleville. Sie ſehen ſich endlich in der Kirche, grüßen einander, und der Marſchall nimmt ihn zum Eſſen mit nach Hauſe. Nach Tiſche fängt Villebon von der Sache an; der Marſchall ſaß noch und bat ihn, die Sache ruhen zu laſſen. Villebon aber wird hitzig, ſagt, daß alle die, welche behauptet, er ſey ſeiner Stelle unwürdig, in ihren Hals hinein gelogen. Der Marſchall ſpringt darüber auf und gibt ihm einen Stoß, daß er ohne den Tiſch zur Erde geſtürzt wäre. Villebon zieht den Degen, der Marſchall den ſeinigen. In dem Augenblick fliegt die Hand von Villebon und ein Stück des Arms zu Boden. Alles war erſtaunt, Villebon fiel zur Erde nieder, man brachte ihn fort. Vieilleville erlaubte nicht, daß man die Hand fort trug. »Hier

ſoll ſie liegen bleiben, denn ſie hat mir in den Bart gegriffen.“

Indeſſen verbreitete ſich das Gerücht, der Gouverneur ſey ſo zugerichtet worden, weil er ein Feind der Hugenotten ſey; das Volk läuft zu den Waffen und belagerte den Ort, wo Vieilleville wohnte. Dieſer hatte aber ſchon vorläufig Anſtalten getroffen. Alle, die hereinbrechen wollten, wurden gut empfangen und ihrer viele getödtet. Und da endlich auch ein großer Theil der Soldaten in Rouen auf die Seite des Marſchalls trat und zur Hülfe herbei marſchirte, zerſtreute ſich bald Alles, obgleich noch viele Verſuche gemacht wurden, die Belagerung auf's Neue anzufangen. Nach und nach kam die Kavallerie an, die vor Rouen auf den Dörfern lag, und ſo wurde Alles ruhig. Jedermann fürchtete ſich jetzt vor dem Zorn und der Rache des Marſchalls. Er verzieh aber Allen und ſtellte die Ruhe vollkommen wieder her.

Der König erhielt Nachricht, daß die deutſchen Fürſten auf Metz losgehen wollten und beorderte daher den Marſchall, ſich in ſein Gouvernement zu begeben. Als er dahin kam, fand er dieſe Nachricht auch wirklich in ſo weit beſtätigt, daß die Fürſten, als ſie gehört, Vieilleville ſey bei den Unruhen von Rouen getödtet worden, beſchloſſen, vierzigtauſend zu Fuß und zwanzigtauſend Reiter aufzubringen und die Städte Toul, Verdun und Metz, die unter Carl V. vom Reich abgeriſſen worden, wieder zu erobern. Dieſer Plan ſey aber aufgehoben worden, als ſie

gehört, daß Vieilleville noch am Leben ſey und in ſein Gouvernement zurückkehren werde.

Vieilleville fand ſich einige Zeit nachher auf Befehl des Königs bei der Belagerung von Havre de Grace ein, die der alte Connetable von Montmorency commandirte, und auch hier, ob er gleich von der Familie Montmorency mit neidiſchen Augen angeſehen wurde, leiſtete er ſo gute Dienſte, daß dieſe Stadt in etlichen Wochen überging. Bei den neuen unruhigen Projekten, die der Connetable ſchmiedete, und die des Königs Gegenwart in Paris erforderten, um ſie zu dämpfen, betrug Vieilleville ſich mit ſo viel Muth, Standhaftigkeit und Klugheit, daß ihn der König nicht mehr von ſich laſſen wollte, ja ſogar ihm, als der Connetable in der Schlacht von St. Denis gegen den Prinzen von Condé geblieben war, dieſe hohe Stelle übertrug; dieſes geſchah im großen Rath. Vieilleville ſtand von ſeinem Stuhl auf, ließ ſich auf ein Knie vor dem König nieder und — ſchlug dieſe Gnade auf eine ſo uneigennützige, kluge und feine Art aus, daß er alle Herzen gewann. Kurz darauf wurde Vieilleville, nachdem er St. Jean d'Angely, welches ein Capitän vom Prinzen Condé ſehr tapfer vertheidigt, eingenommen und wobei der Gouverneur von Bretagne geblieben war, mit dieſem Gouvernement belohnt; eine Stelle, die ihm ſehr viel Freude machte, da er zugleich die Erlaubniß erhielt, den einen ſeiner Schwiegerſöhne, d'Eſpinay, zu ſeinem Generallieutenant in Bretagne und den andern, Duilly, als Gouverneur von Metz zu ernennen. Kaum

war alles dieſes vor ſich gegangen und der König zurückgekehrt, als der Herzog von Montpenſier mit großem Ungeſtüm als Prinz von Geblüt das Gouvernement von Bretagne forderte. Der König ſchlug es ihm ab, der Herzog forderte noch ungeſtümer und weinte endlich ſogar, welches ihm als einem Mann von Stande von vierzig bis fünfzig Jahren gar wunderlich ſtand. Der König weiß ſich nicht mehr zu helfen und ſchickt an Vieilleville eine vertraute Perſon ab, die Sache vorzutragen, wie ſie war. Vieilleville war ſogleich geneigt, ſeine Stelle in die Hände des Königs niederzulegen. „Es iſt mir nur leid," ſagte er bloß, „daß ein ſo tapferer Prinz ſich der Waffen „eines Weibes bedient hat, um zu ſeinem Zweck zu „gelangen, und mir mein Glück zu rauben." Zugleich ſchickte ihm der König zehntauſend Thaler als Geſchenk, die er aber durchaus nicht annehmen wollte, und als ihm endlich ein Billet des Königs vorgezeigt wurde, worin ihm mit Ungnade gedroht wurde, wenn er es nicht thun wollte, theilte er die Summe unter ſeine beiden Schwiegerſöhne, die auch ihre Hoffnungen verloren.

Der beſte Staatsdienſt, den Vieilleville ſeinem König leiſtete, war bei Gelegenheit einer Geſandtſchaft an die Schweizer-Cantons, mit welchen er ein Bündniß ſchloß, das vortheilhafter war, als alle vorhergehende. In ſeinem Schloß Dureſtal, wo er ſich in den letzten Zeiten ſeines Lebens aufhielt, beſuchte ihn oft Karl IX., der einmal einen ganzen Monat da blieb und ſich mit der Jagd bei ihm

beluſtigte. Dieſes Verhältniß mit dem König und die ausgezeichnete Gnade, deren er genoß, erregten ihm Feinde und Neider.

Er bekam eines Tages Gift und dieſes wirkte ſo heftig, daß er in zwölf Stunden todt war. Der König mit ſeiner Mutter war eben in Vieilleville's Schloß und ſehr betreten über dieſen Todesfall.

So ſtarb den letzten November **1571** ein Mann, der ein wahrer Vater des Volks, eine Stütze der Gerechtigkeit und Geſetzgeber in der Kriegskunſt war. Nach ihm brachen Unruhen jeder Art erſt aus. Den Ruheſtörern war er durch ſeinen Muth, durch ſeine Klugheit und ſeine Gerechtigkeitsliebe und durch ſein Anſehen in dem Weg geſtanden; darum brachten ſie ihn aus der Welt.

# Vorrede

zu der

# Geſchichte des Maltheſerordens

nach Vertot von M. N. bearbeitet.

(Jena 1792.)

Der Tempelorden glänzte und verſchwand wie ein Meteor in der Weltgeſchichte; der Orden der Johanniter lebt ſchon ſein ſiebentes Jahrhundert, und, obgleich von der politiſchen Schaubühne beinahe verſchwunden, ſteht er für den Philoſophen der Menſchheit für ewige Zeiten als eine merkwürdige Erſcheinung da. Zwar droht der Grund einzuſinken, auf dem er errichtet worden, und wir blicken jetzt mit mitleidigem Lächeln auf ſeinen Urſprung hin, der für ſein Zeitalter ſo heilig, ſo feierlich geweſen. Er ſelbſt aber ſteht noch, als eine ehrwürdige Ruine, auf ſeinem nie erſtiegenen Fels, und, verloren in Bewunderung einer Heldengröße, die nicht mehr iſt, bleiben wir wie vor einem umgeſtürzten Obelisken oder einem trojaniſchen Triumphbogen vor ihm ſtehen.

Zwar wünſchen wir uns nicht mit Unrecht dazu Glück, in einem Zeitalter zu leben, wo kein Verdienſt, wie jenes, mehr zu erwerben, wo ein Kraftaufwand, ein Heroismus, wie er in jenem Orden ſich äußert, eben ſo überflüſſig als unmöglich iſt; aber man muß geſtehen, daß wir die Ueberlegenheit unſerer Zeiten nicht immer mit Beſcheidenheit, mit Gerechtigkeit gegen die vergangenen geltend machen. Der verachtende Blick, den wir gewohnt ſind auf jene Periode des Aberglaubens, des Fanatismus, der Gedankenknechtſchaft zu werfen, verräth weniger den rühmlichen Stolz der ſich fühlenden Stärke, als den kleinlichen Triumph der Schwäche, die durch einen ohnmächtigen Spott die Beſchämung rächt, die das höhere Verdienſt ihr abnöthigte. Was wir auch vor jenen finſtern Jahrhunderten voraus haben mögen, ſo iſt es doch höchſtens nur ein vortheilhafter Tauſch, auf den wir allenfalls ein Recht haben könnten ſtolz zu ſeyn. Der Vorzug hellerer Begriffe, beſiegter Vorurtheile, gemäßigterer Leidenſchaften, freierer Geſinnungen — wenn wir ihn wirklich zu erweiſen im Stande ſind — koſtet uns das wichtige Opfer praktiſcher Tugend, ohne die wir unſer beſſeres Wiſſen kaum für einen Gewinn rechnen können. Dieſelbe Kultur, welche in unſerm Gehirn das Feuer eines fanatiſchen Eifers auslöſchte, hat zugleich die Glut der Begeiſterung in unſern Herzen erſtickt, den Schwung der Geſinnungen gelähmt, die thatenreifende Energie des Charakters vernichtet. Die Herren des Mittelalters ſetzten an einen Wahn, den ſie mit Weisheit

verwechſelten, und eben weil er ihnen Weisheit war, Blut, Leben und Eigenthum; ſo ſchlecht ihre Vernunft belehrt war, ſo heldenmäßig gehorchten ſie ihren höchſten Geſetzen — und können wir, ihre verfeinerten Enkel, uns wohl rühmen, daß wir an unſere Weisheit nur halb ſo viel, als ſie an ihre Thorheit, wagen?

Was der Verfaſſer der Einleitung zu nachſtehender Geſchichte jenem Zeitalter als einen wichtigen Vorzug anrechnet, jene praktiſche Stärke des Gemüths nämlich, das Theuerſte an das Edelſte zu ſetzen und einem bloß idealiſchen Gut alle Güter der Sinnlichkeit zum Opfer zu bringen, bin ich ſehr bereit zu unterſchreiben. Derſelbe excentriſche Flug der Einbildungskraft, der den Geſchichtſchreiber, den kalten Politiker an jenem Zeitalter irre macht, findet an dem Moralphiloſophen einen weit billigern Richter, ja nicht ſelten vielleicht einen Bewunderer. Mitten unter allen Greueln, welche ein verfinſterter Glaubenseifer begünſtigt und heiligt, unter den abgeſchmackten Verirrungen der Superſtition, entzückt ihn das erhabene Schauſpiel einer über alle Sinnenreize ſiegenden Ueberzeugung, einer feurig beherzigten Vernunft-Idee, welche über jedes noch ſo mächtige Gefühl ihre Herrſchaft behauptet. Waren gleich die Zeiten der Kreuzzüge ein langer, trauriger Stillſtand in der Kultur, waren ſie ſogar ein Rückfall der Europäer in die vorige Wildheit, ſo war die Menſchheit doch offenbar ihrer höchſten Würde nie vorher ſo nahe geweſen, als ſie es damals war — wenn es anders

entſchieden iſt, daß nur die Herrſchaft ſeiner Ideen über ſeine Gefühle dem Menſchen Würde verleiht. Die Willigkeit des Gemüths, ſich von überſinnlichen Triebfedern leiten zu laſſen, dieſe nothwendige Bedingung unſrer ſittlichen Kultur, mußte ſich, wie es ſchien, erſt an einem ſchlechten Stoffe üben und zur Fertigkeit ausbilden, bis dem guten Willen ein hellerer Verſtand zu Hülfe kommen konnte. Aber daß es gerade dieſes edelſte aller menſchlichen Vermögen iſt, welches ſich bei jenen wilden Unternehmungen äußert und ausbildet, ſöhnt den philoſophiſchen Beurtheiler mit allen rohen Geburten eines unmündigen Verſtandes, einer geſetzloſen Sinnlichkeit aus, und um der nahen Beziehung willen, welche der bloße Entſchluß, unter der Fahne des Kreuzes zu ſtreiten, zu der höchſten ſittlichen Würde des Menſchen hat, verzeiht er ihm gern ſeine abenteuerlichen Mittel und ſeinen chimäriſchen Gegenſtand.

Von dieſer Art ſind nun die Glaubenshelden, mit denen uns die nachfolgende Geſchichte bekannt macht; ihre Schwachheiten, von glänzenden Tugenden geführt, dürfen ſich einer weiſern Nachwelt kühn unter das Angeſicht wagen. Unter dem Panier des Kreuzes ſehen wir ſie der Menſchheit ſchwerſte und heiligſte Pflichten üben und, indem ſie nur einem Kirchengeſetze zu dienen glauben, unwiſſend die höhern Gebote der Sittlichkeit befolgen. Suchte doch der Menſch ſchon ſeit Jahrhunderten den Geſetzgeber über den Sternen, der in ſeinem eigenen Buſen wohnt — warum dieſen Helden es verargen, daß ſie

die Sanction einer Menſchenpflicht von einem Apoſtel entlehnen, und die allgemeine Verbindlichkeit zur Tugend, ſo wie den Anſpruch auf ihre Würde, an ein Ordenskleid heften? Fühle man noch ſo ſehr das Widerſinnige eines Glaubens, der für die Scheingüter einer ſchwärmenden Einbildungskraft, für lebhafte Heiligthümer, zu bluten befiehlt — wer kann der heroiſchen Treue, womit dieſem Wahnglauben von den geiſtlichen Rittern Gehorſam geleiſtet wird, ſeine Achtung verſagen? Wenn nach vollbrachten Wundern der Tapferkeit, ermattet vom Gefecht mit den Ungläubigen, erſchöpft von den Arbeiten eines blutigen Tages, dieſe Heldenſchaar heimkehrt, und, anſtatt ſich die ſiegreiche Stirn mit dem verdienten Lorbeer zu krönen, ihre ritterlichen Verrichtungen ohne Murren mit dem niedrigen Dienſt eines Wärters vertauſcht — wenn dieſe Löwen im Gefechte hier am Krankenbette eine Geduld, eine Selbſtverläugnung, eine Barmherzigkeit üben, die ſelbſt das glänzendſte Heldenverdienſt verdunkelt — wenn eben die Hand, welche wenige Stunden zuvor das furchtbare Schwert für die Chriſtenheit führte und den zagenden Pilger durch die Säbel der Feinde geleitete, einem ekelhaften Kranken um Gottes Willen die Speiſe reicht, und ſich keinem der verächtlichen Dienſte entzieht, die unſre verzärtelten Sinne empören — wer, der die Ritter des Spitals zu Jeruſalem in dieſer Geſtalt erblickt, bei dieſen Geſchäften überraſcht, kann ſich einer innigen Rührung erwehren? Wer ohne Erſtaunen die beharrliche Tapferkeit ſehen, mit der ſich

der kleine Heldenhaufe in Ptolomais, in Rhodus und ſpäterhin auf Malta gegen einen überlegenen Feind vertheidigt? die unerſchütterliche Feſtigkeit ſeiner beiden Großmeiſter Isle Adam und La Valette, die gleich bewundernswürdige Willigkeit der Ritter ſelbſt, ſich dem Tode zu opfern? Wer liest ohne Erhebung des Gemüths den freiwilligen Untergang jener vierzig Helden im Fort St. Elmo, ein Beiſpiel des Gehorſams, das von der geprieſenen Selbſtaufopferung der Spartaner bei Thermopylä nur durch die größere Wichtigkeit des Zwecks übertroffen wird! Es iſt der chriſtlichen Religion von berühmten Schriftſtellern der Vorwurf gemacht worden, daß ſie den kriegeriſchen Muth ihrer Bekenner erſtickt und das Feuer der Begeiſterung ausgelöſcht habe. Dieſer Vorwurf — wie glänzend wird er durch das Beiſpiel der Kreuzheere, durch die glorreichen Thaten des Johanniter- und Tempelordens widerlegt! Der Grieche, der Römer kämpfte für ſeine Exiſtenz, für zeitliche Güter, für das begeiſternde Phantom der Weltherrſchaft und der Ehre, kämpfte vor den Augen eines dankbaren Vaterlandes, das ihm den Lorbeer für ſein Verdienſt ſchon von ferne zeigte. — Der Muth jener chriſtlichen Helden entbehrte dieſe Hülfe, und hatte keine andere Nahrung als ſein eigenes unerſchöpfliches Feuer.

Aber es iſt noch eine andere Rückſicht, aus welcher mir eine Darſtellung der äußern und innern Schickſale dieſes geiſtlichen Ritterordens Aufmerkſamkeit zu verdienen ſchien. Dieſer Orden nämlich iſt zugleich ein politiſcher Körper, gegründet zu einem

eigenthümlichen Zweck, durch beſondere Geſetze unterſtützt, durch eigenthümliche Bande zuſammengehalten. Er entſteht, er bildet ſich, er blüht und verblüht, kurz er eröffnet und beſchließt ſein ganzes politiſches Leben vor unſern Augen. Der Geſichtspunkt, aus welchem der philoſophiſche Beurtheiler jede politiſche Geſellſchaft betrachtet, kann auch auf dieſen mönchiſch-ritterlichen Staat mit Recht angewendet werden. Die verſchiedenen Formen nämlich, in welchen politiſche Geſellſchaften zuſammentreten, erſcheinen demſelben als eben ſo viele von der Menſchheit (wenn gleich nicht abſichtlich) angeſtellte Verſuche, die Wirkſamkeit gewiſſer Bedingungen entweder für einen eigenthümlichen Zweck oder für den gemeinſchaftlichen Zweck aller Verbindungen überhaupt zu erproben. Was kann aber unſerer Aufmerkſamkeit würdiger ſeyn, als den Erfolg dieſer Verſuche zu erfahren, als die Statthaftigkeit oder Unſtatthaftigkeit jener Bedingungen für ihre Zwecke an einem belebenden Beiſpiele dargethan zu ſehen? So hat das menſchliche Geſchlecht in der Folge der Zeiten beinahe alle nur denkbaren Bedingungen der geſellſchaftlichen Glückſeligkeit — wenn gleich nicht in dieſer Abſicht — durch eigene Erfahrung geprüft; es hat ſich, um endlich die zweckmäßigſte zu erhaſchen, in allen Formen der politiſchen Gemeinſchaft verſucht. Für alle dieſe Staatsorganiſationen wird die Welthiſtorie gleichſam zu einer pragmatiſchen Naturgeſchichte, welche mit Genauigkeit aufzählt, wie viel oder wie wenig durch dieſe verſchiedenen Prinzipien der Verbindung für das

letzte Ziel des gemeinſchaftlichen Strebens gewonnen worden iſt. Aus einem ähnlichen Geſichtspunkt laſſen ſich nun auch die ſouverainen geiſtlichen Ritterorden betrachten, denen der Religionsfanatismus in den Zeiten der Kreuzzüge die Entſtehung gegeben hat. Antriebe, welche ſich nie zuvor in dieſer Verknüpfung und zu dieſem Zwecke wirkſam gezeigt, werden hier zum erſten Mal zur Grundlage eines politiſchen Körpers genommen, und das Reſultat davon iſt, was die nachſtehende Geſchichte dem Leſer vor Augen legt. Ein feuriger Rittergeiſt verbindet ſich mit zwangvollen Ordensregeln, Kriegszucht mit Mönchsdisciplin, die ſtrenge Selbſtverleugnung, welche das Chriſtenthum fordert, mit kühnem Soldatentrotz, um gegen den äußern Feind der Religion einen undurchdringlichen Phalanx zu bilden und mit gleichem Heroismus ihren mächtigen Gegnern von innen, dem Stolz und der Ueppigkeit, einen ewigen Krieg zu ſchwören.

Rührende, erhabene Einfalt bezeichnet die Kindheit des Ordens, Glanz und Ehre krönt ſeine Jugend; aber bald unterliegt auch er dem gemeinen Schickſal der Menſchheit. Wohlſtand und Macht, natürliche Gefährten der Tapferkeit und Enthaltſamkeit, führen ihn mit beſchleunigten Schritten der Verderbniß entgegen. Nicht ohne Wehmuth ſieht der Weltbürger die herrlichen Hoffnungen getäuſcht, zu denen ein ſo ſchöner Anfang berechtigte; aber dieſes Beiſpiel bekräftigt ihm nur die unumſtößliche Wahrheit, daß nichts Beſtand hat, was Wahn und Leidenſchaft gründete, daß nur die Vernunft für die Ewigkeit baut.

Nach dem, was ich hier von den Vorzügen dieſes Ordens habe berühren können, glaube ich keine weitere Rechtfertigung der Gründe nöthig zu haben, aus denen ich veranlaßt worden bin, das Vertot'ſche Werk nach einer neuen Bearbeitung zum Druck zu befördern. Ob daſſelbe auch der Abſicht vollkommen entſpricht, welche mir bei Anempfehlung deſſelben vor Augen ſchwebte, wage ich nicht zu behaupten; doch iſt es das einzige Werk dieſes Inhalts, was einen würdigen Begriff von dem Orden geben und die Aufmerkſamkeit des Leſers daran feſſeln kann. Der Ueberſetzer hat ſich, ſo viel immer möglich, beſtrebt, der Erzählung, welche im Original ſehr in's Weitſchweifige fällt, einen raſchern Gang und ein lebhafteres Intereſſe zu geben, und auch da, wo man an dem Verfaſſer die Unbefangenheit des Urtheils vermißt, wird man die verbeſſernde Hand des deutſchen Bearbeiters nicht verkennen. Daß dieſes Buch nicht für den Gelehrten und eben ſo wenig für die ſtudirende Jugend, ſondern für das leſende Publikum, welches ſich nicht an der Quelle ſelbſt unterrichten kann, beſtimmt iſt, braucht wohl nicht geſagt zu werden; und bei dem letztern hofft man durch Herausgabe deſſelben Dank zu verdienen. Die Geſchichte ſelbſt wird ſchon mit dem zweiten Bande beſchloſſen ſeyn, da der Orden mit dem Ablauf des ſechzehnten Jahrhunderts die Fülle ſeines Ruhms erreicht hat, und von da an mit ſchnellen Schritten in eine politiſche Vergeſſenheit ſinkt.

# Vorrede

## zu dem erſten Theile

# der merkwürdigen Rechtsfälle

## nach Pitaval.

(Jena 1792.)

Unter derjenigen Klaſſe von Schriften, welche eigentlich dazu beſtimmt iſt, durch die Leſegeſellſchaften ihren Cirkel zu machen, finden ſich, wie man allgemein klagt, ſo gar wenige, bei denen ſich entweder der Kopf oder das Herz der Leſer gebeſſert fände. Das immer allgemeiner werdende Bedürfniß zu leſen, auch bei denjenigen Volksklaſſen, zu deren Geiſtesbildung von Seiten des Staats ſo wenig zu geſchehen pflegt, anſtatt von guten Schriftſtellern zu edlern Zwecken benutzt zu werden, wird vielmehr noch immer von mittelmäßigen Scribenten und gewinnſüchtigen Verlegern dazu gemißbraucht, ihre ſchlechte Waare, wär's auch auf Unkoſten aller Volkskultur und Sittlichkeit, in Umlauf zu bringen. Noch immer ſind es geiſtloſe, geſchmack- und ſittenverderbende Romane,

dramatiſirte Geſchichten, ſogenannte Schriften für Damen und dergleichen, welche den beſten Schatz der Leſebibliotheken ausmachen und den kleinen Reſt geſunder Grundſätze, den unſre Theaterdichter noch verſchonten, vollends zu Grunde richten. Wenn man den Urſachen nachgeht, welche den Geſchmack an dieſen Geburten der Mittelmäßigkeit unterhalten, ſo findet man ihn in dem allgemeinen Hang der Menſchen zu leidenſchaftlichen und verwickelten Situationen gegründet, Eigenſchaften, woran es oft den ſchlechteſten Produkten am wenigſten fehlt. Aber derſelbe Hang, der das Schädliche in Schutz nimmt, warum ſollte man ihn nicht für einen rühmlichen Zweck nutzen können? Kein geringer Gewinn wäre es für die Wahrheit, wenn beſſere Schriftſteller ſich herablaſſen möchten, den Schlechten die Kunſtgriffe abzuſehen, wodurch ſie ſich den Leſer erwerben, und zum Vortheil der guten Sache davon Gebrauch zu machen.

Bis dieſes allgemeiner in Ausübung gebracht oder bis unſer Publikum kultivirt genug ſeyn wird, um das Wahre, Schöne und Gute ohne fremden Zuſatz für ſich ſelbſt lieb zu gewinnen, iſt es an einem unterhaltenden Buch ſchon Verdienſt genug, wenn es ſeinen Zweck ohne die ſchädlichen Folgen erreicht, womit man bei den mehreſten Schriften dieſer Gattung das geringe Maß der Unterhaltung, die ſie gewähren, erkaufen muß. Es verdrängt wenigſtens, ſo lang es geleſen wird, ein ſchlimmeres, und enthält es dann irgend noch einige Realität für den Verſtand,

ſtreut es den Samen nützlicher Kenntniſſe aus, dient es dazu, das Nachdenken des Leſers auf würdige Zwecke zu richten: ſo kann ihm, unter der Gattung, wozu es gehört, der Werth nicht abgeſprochen werden.

Von dieſer Art iſt das gegenwärtige Werk, für deſſen Brauchbarkeit ich veranlaßt worden bin, ein öffentliches Zeugniß abzulegen, und ich glaube keine andern Gründe nöthig zu haben, um die Herausgabe deſſelben zu rechtfertigen. Man findet in demſelben eine Auswahl gerichtlicher Fälle, welche ſich an Intereſſe der Handlung, an künſtlicher Verwicklung und Mannichfaltigkeit der Gegenſtände bis zum Roman erheben und dabei noch den Vorzug der hiſtoriſchen Wahrheit voraus haben. Man erblickt hier den Menſchen in den verwickeltſten Lagen, welche die ganze Erwartung ſpannen, und deren Auflöſung der Divinationsgabe des Leſers eine angenehme Beſchäftigung gibt. Das geheime Spiel der Leidenſchaft entfaltet ſich hier vor unſern Augen, und über die verborgenen Gänge der Intrigue, über die Machinationen des geiſtlichen ſowohl als weltlichen Betruges wird mancher Strahl der Wahrheit verbreitet. Triebfedern, welche ſich im gewöhnlichen Leben dem Auge des Beobachters verſtecken, treten bei ſolchen Anläſſen, wo Leben, Freiheit und Eigenthum auf dem Spiele ſteht, ſichtbarer hervor, und ſo iſt der Kriminalrichter im Stande, tiefere Blicke in das Menſchenherz zu thun. Dazu kommt, daß der umſtändlichere Rechtsgang die geheimen Bewegurſachen menſchlicher Handlungen weit mehr in's Klare zu bringen fähig

iſt, als es ſonſt geſchieht, und wenn die vollſtändigſte Geſchichtserzählung uns über die letzten Gründe einer Begebenheit, über die wahren Motive der handelnden Spieler oft genug unbefriedigt läßt, ſo enthüllt uns oft ein Kriminalproceß das Innerſte der Gedanken und bringt das verſteckteſte Gewebe der Bosheit an den Tag. Dieſer wichtige Gewinn für Menſchenkenntniß und Menſchenbehandlung, für ſich ſelbſt ſchon erheblich genug, um dieſem Werk zu einer hinlänglichen Empfehlung zu dienen, wird um ein Großes noch durch die vielen Rechtskenntniſſe erhöht, die darin ausgeſtreut werden, und die durch die Individualität des Falles, auf den man ſie angewendet ſieht, Klarheit und Intereſſe erhalten.

Die Unterhaltung, welche dieſe Rechtsfälle ſchon durch ihren Inhalt gewähren, wird bei Vielen noch mehr durch die Behandlung erhöht. Ihre Verfaſſer haben, wo es anging, dafür geſorgt, die Zweifelhaftigkeit der Entſcheidung, welche oft den Richter in Verlegenheit ſetzte, auch dem Leſer mitzutheilen, indem ſie für beide entgegengeſetzte Parteien gleiche Sorgfalt und gleich große Kunſt aufbieten, die letzte Entwickelung zu verſtecken und dadurch die Erwartung auf's Höchſte zu treiben.

Eine treue Ueberſetzung der Pitaval'ſchen Rechtsfälle iſt bereits in derſelben Verlagshandlung erſchienen und bis zum vierten Bande fortgeführt worden. Aber der erweiterte Zweck dieſes Werks macht eine veränderte Behandlung nothwendig. Da man bei dieſer neuen Einkleidung auf das größere Publikum

vorzüglich Rückſicht nahm, ſo würde es zweckwidrig geweſen ſeyn, bei dem juriſtiſchen Theil dieſelbe Ausführlichkeit beizubehalten, die das Original für Rechtsverſtändige vorzüglich brauchbar macht. Durch die Abkürzungen, die es unter den Händen des neuen Ueberſetzers erlitt, gewann die Erzählung ſchon an Intereſſe, ohne deßwegen an Vollſtändigkeit etwas einzubüßen.

Eine Auswahl der Pitaval'ſchen Rechtsfälle dürfte durch drei bis vier Bände fortlaufen; alsdann aber iſt man geſonnen, auch von andern Schriftſtellern und aus andern Nationen (beſonders, wo es ſeyn kann, aus unſerm Vaterland) wichtige Rechtsfälle aufzunehmen, und dadurch allmählig dieſe Sammlung zu einem vollſtändigen Magazin für dieſe Gattung zu erheben. Der Grad der Vollkommenheit, den ſie erreichen ſoll, beruht nunmehr auf der Unterſtützung des Publikums und der Aufnahme, welche dieſem erſten Verſuch widerfahren wird.

Ueber

# Anmuth und Würde. *

Die griechiſche Fabel legt der Göttin der Schönheit einen Gürtel bei, der die Kraft beſitzt, dem, der ihn trägt, Anmuth zu verleihen und Liebe zu erwerben. Eben dieſe Gottheit wird von den Huldgöttinnen oder den Grazien begleitet.

Die Griechen unterſchieden alſo die Anmuth und die Grazien noch von der Schönheit, da ſie ſolche durch Attribute ausdrückten, die von der Schönheitsgöttin zu trennen waren. Alle Anmuth iſt ſchön, denn der Gürtel des Liebreizes iſt ein Eigenthum der Göttin von Gnidus; aber nicht alles Schöne iſt Anmuth, denn auch ohne dieſen Gürtel bleibt Venus was ſie iſt.

Nach eben dieſer Allegorie iſt es die Schönheitsgöttin allein, die den Gürtel des Reizes trägt und verleiht. Juno, die herrliche Königin des Himmels,

* Anmerkung des Herausgebers. Dieſe Schrift erſchien zuerſt in der neuen Thalia im zweiten Stück des Jahrgangs 1793.

muß jenen Gürtel erſt von der Venus entlehnen, wenn ſie den Jupiter auf dem Ida bezaubern will. Hoheit alſo, ſelbſt wenn ein gewiſſer Grad von Schönheit ſie ſchmückt (den man der Gattin Jupiters keineswegs abſpricht), iſt ohne Anmuth nicht ſicher, zu gefallen; denn nicht von ihren eigenen Reizen, ſondern von dem Gürtel der Venus erwartet die hohe Götterkönigin den Sieg über Jupiters Herz.

Die Schönheitsgöttin kann aber doch ihren Gürtel entäußern und ſeine Kraft auf das Minderſchöne übertragen. Anmuth iſt alſo kein ausſchließendes Prärogativ des Schönen, ſondern kann auch, obgleich immer nur aus der Hand des Schönen, auf das Minderſchöne, ja ſelbſt auf das Nichtſchöne übergehen.

Die nämlichen Griechen empfahlen demjenigen, dem bei allen übrigen Geiſtesvorzügen die Anmuth, das Gefällige fehlte, den Grazien zu opfern. Dieſe Göttinnen wurden alſo von ihnen zwar als Begleiterinnen des ſchönen Geſchlechts vorgeſtellt, aber doch als ſolche, die auch dem Mann gewogen werden können, und die ihm, wenn er gefallen will, unentbehrlich ſind.

Was iſt aber nun die Anmuth, wenn ſie ſich mit dem Schönen zwar am liebſten, aber doch nicht ausſchließend verbindet? wenn ſie zwar von dem Schönen herſtammt, aber die Wirkungen deſſelben auch dem Nichtſchönen offenbart? wenn die Schönheit zwar ohne ſie beſtehen, aber durch ſie allein Neigung einflößen kann?

Das zarte Gefühl der Griechen unterſchied frühe ſchon, was die Vernunft noch nicht zu verdeutlichen fähig war, und, nach einem Ausdruck ſtrebend, erborgte es von der Einbildungskraft Bilder, da ihm der Verſtand noch keine Begriffe darbieten konnte. Jener Mythus iſt daher der Achtung des Philoſophen werth, der ſich ohnehin damit begnügen muß, zu den Anſchauungen, in welchen der reine Naturſinn ſeine Entdeckungen niederlegt, die Begriffe aufzuſuchen, oder mit andern Worten, die Bilderſchrift der Empfindungen zu erklären.

Entkleidet man die Vorſtellung der Griechen von ihrer allegoriſchen Hülle, ſo ſcheint ſie keinen andern als folgenden Sinn einzuſchließen.

Anmuth iſt eine bewegliche Schönheit; eine Schönheit nämlich, die an ihrem Subjekte zufällig entſtehen und eben ſo aufhören kann. Dadurch unterſcheidet ſie ſich von der fixen Schönheit, die mit dem Subjekte ſelbſt nothwendig gegeben iſt. Ihren Gürtel kann Venus abnehmen und der Juno augenblicklich überlaſſen; ihre Schönheit würde ſie nur mit ihrer Perſon weggeben können. Ohne ihren Gürtel iſt ſie nicht mehr die reizende Venus, ohne Schönheit iſt ſie nicht Venus mehr.

Dieſer Gürtel, als das Symbol der beweglichen Schönheit, hat aber das ganz Beſondere, daß er der Perſon, die damit geſchmückt wird, die objektive Eigenſchaft der Anmuth verleiht; und unterſcheidet ſich dadurch von jedem andern Schmuck, der nicht die Perſon ſelbſt, ſondern bloß den Eindruck derſelben,

ſubjektiv, in der Vorſtellung eines Andern, verändert. Es iſt der ausdrückliche Sinn des griechiſchen Mythus, daß ſich die Anmuth in eine Eigenſchaft der Perſon verwandle, und daß die Trägerin des Gürtels wirklich liebenswürdig ſey, nicht bloß ſo *ſcheine*.

Ein Gürtel, der nicht mehr iſt als ein zufälliger äußerlicher Schmuck, ſcheint allerdings kein ganz paſſendes Bild zu ſeyn, die *perſönliche Eigenſchaft* der Anmuth zu bezeichnen; aber eine perſönliche Eigenſchaft, die zugleich als zertrennbar von dem Subjekte gedacht wird, konnte nicht wohl anders, als durch eine zufällige Zierde verſinnlicht werden, die ſich unbeſchadet der Perſon von ihr trennen läßt.

Der Gürtel des Reizes wirkt alſo nicht *natürlich*, weil er in dieſem Fall an der Perſon ſelbſt nichts verändern könnte, ſondern er wirkt *magiſch*, das iſt, ſeine Kraft wird über alle Naturbedingungen erweitert. Durch dieſe Auskunft (die freilich nicht mehr iſt als ein Behelf) ſollte der Widerſpruch gehoben werden, in den das Darſtellungsvermögen ſich jederzeit unvermeidlich verwickelt, wenn es für das, was außerhalb der Natur im Reiche der Freiheit liegt, in der Natur einen Ausdruck ſucht.

Wenn nun der Gürtel des Reizes eine objektive Eigenſchaft ausdrückt, die ſich von ihrem Subjekte abſondern läßt, ohne deßwegen etwas an der Natur deſſelben zu verändern, ſo kann er nichts anderes als Schönheit der Bewegung bezeichnen; denn Bewegung iſt die einzige Veränderung, die mit einem Gegenſtand vorgehen kann, ohne ſeine Identität aufzuheben.

Schönheit der Bewegung iſt ein Begriff, der beiden Forderungen Genüge leiſtet, die in dem angeführten Mythus enthalten ſind. Sie iſt erſtlich objektiv und kommt dem Gegenſtande ſelbſt zu, nicht bloß der Art, wie wir ihn aufnehmen. Sie iſt zweitens etwas Zufälliges an demſelben, und der Gegenſtand bleibt übrig, auch wenn wir dieſe Eigenſchaft von ihm wegdenken.

Der Gürtel des Reizes verliert auch bei dem Minderſchönen und ſelbſt bei dem Nichtſchönen ſeine magiſche Kraft nicht; das heißt, auch das Minderſchöne, auch das Nichtſchöne, kann ſich ſchön bewegen.

Die Anmuth, ſagt der Mythus, iſt etwas Zufälliges an ihrem Subjekt; daher können nur zufällige Bewegungen dieſe Eigenſchaft haben. An einem Ideal der Schönheit müſſen alle nothwendige Bewegungen ſchön ſeyn, weil ſie, als nothwendig, zu ſeiner Natur gehören; die Schönheit dieſer Bewegungen iſt alſo ſchon mit dem Begriff der Venus gegeben; die Schönheit der zufälligen iſt hingegen eine Erweiterung dieſes Begriffs. Es gibt eine Anmuth der Stimme, aber keine Anmuth des Athemholens.

Iſt aber jede Schönheit der zufälligen Bewegungen Anmuth?

Daß der griechiſche Mythus Anmuth und Grazie nur auf die Menſchheit einſchränke, wird kaum einer Erinnerung bedürfen; er geht ſogar noch weiter, und ſchließt ſelbſt die Schönheit der Geſtalt in die Grenzen

der Menſchengattung ein, unter welcher der Grieche bekanntlich auch ſeine Götter begreift. Iſt aber die Anmuth nur ein Vorrecht der Menſchenbildung, ſo kann keine derjenigen Bewegungen darauf Anſpruch machen, die der Menſch auch mit dem, was bloß Natur iſt, gemein hat. Könnten alſo die Locken an einem ſchönen Haupte ſich mit Anmuth bewegen, ſo wäre kein Grund mehr vorhanden, warum nicht auch die Aeſte eines Baumes, die Wellen eines Stroms, die Saaten eines Kornfelds, die Gliedmaßen der Thiere, ſich mit Anmuth bewegen ſollten. Aber die Göttin von Gnidus repräſentirt nur die menſchliche Gattung, und da, wo der Menſch weiter nichts als ein Naturding und Sinnenweſen iſt, da hört ſie auf, für ihn Bedeutung zu haben.

Willkührlichen Bewegungen allein kann alſo Anmuth zukommen, aber auch unter dieſen nur denjenigen, die ein Ausdruck moraliſcher Empfindungen ſind. Bewegungen, welche keine andere Quelle als die Sinnlichkeit haben, gehören bei aller Willkührlichkeit doch nur der Natur an, die für ſich allein ſich nie bis zur Anmuth erhebt. Könnte ſich die Begierde mit Anmuth, der Inſtinkt mit Grazie äuſſern, ſo würden Anmuth und Grazie nicht mehr fähig und würdig ſeyn, der Menſchheit zu einem Ausdrucke zu dienen.

Und doch iſt es die Menſchheit allein, in die der Grieche alle Schönheit und Vollkommenheit einſchließt. Nie darf ſich ihm die Sinnlichkeit ohne Seele zeigen, und ſeinem humanen Gefühle iſt es

gleich unmöglich, die rohe Thierheit und die Intelligenz zu vereinzeln. Wie er jeder Idee ſogleich einen Leib anbildet und auch das Geiſtige zu verkörpern ſtrebt, ſo fordert er von jeder Handlung des Inſtinkts an dem Menſchen zugleich einen Ausdruck ſeiner ſittlichen Beſtimmung. Dem Griechen iſt die Natur nie bloß Natur: darum darf er auch nicht erröthen, ſie zu ehren; ihm iſt die Vernunft niemals bloß Vernunft: darum darf er auch nicht zittern, unter ihren Maßſtab zu treten. Natur und Sinnlichkeit, Materie und Geiſt, Erde und Himmel fließen wunderbar ſchön in ſeinen Dichtungen zuſammen. Er führte die Freiheit, die nur im Olympus zu Hauſe iſt, auch in die Geſchäfte der Sinnlichkeit ein, und dafür wird man es ihm hingehen laſſen, daß er die Sinnlichkeit in den Olympus verſetzte.

Dieſer zärtliche Sinn der Griechen nun, der das Materielle immer nur unter der Begleitung des Geiſtigen duldet, weiß von keiner willkührlichen Bewegung am Menſchen, die nur der Sinnlichkeit allein angehörte, ohne zugleich ein Ausdruck des moraliſch empfindenden Geiſtes zu ſeyn. Daher iſt ihm auch die Anmuth nichts anders, als ein ſolcher ſchöner Ausdruck der Seele in den willkührlichen Bewegungen. Wo alſo Anmuth ſtatt findet, da iſt die Seele das bewegende Prinzip, und in ihr iſt der Grund von der Schönheit der Bewegung enthalten. Und ſo löst ſich denn jene mythiſche Vorſtellung in folgenden Gedanken auf: „Anmuth iſt eine Schönheit, die nicht von der Natur gegeben, ſondern von dem Subjekte ſelbſt hervorgebracht wird.“

Ich habe mich bis jetzt darauf eingeſchränkt, den Begriff der Anmuth aus der griechiſchen Fabel zu entwickeln, und, wie ich hoffe, ohne ihr Gewalt anzuthun. Jetzt ſey mir erlaubt, zu verſuchen, was ſich auf dem Weg der philoſophiſchen Unterſuchung darüber ausmachen läßt, und ob es auch hier, wie in ſo vielen andern Fällen, wahr iſt, daß ſich die philoſophirende Vernunft weniger Entdeckungen rühmen kann, die der Sinn nicht ſchon dunkel *geahnt*, und die Poeſie nicht *geoffenbart* hätte.

Venus, ohne ihren Gürtel und ohne die Grazien, repräſentirt uns das Ideal der Schönheit, ſo wie letztere aus den Händen der *bloßen Natur* kommen kann, und, *ohne die Einwirkung eines empfindenden Geiſtes*, durch die plaſtiſchen Kräfte erzeugt wird. Mit Recht ſtellt die Fabel für dieſe Schönheit eine eigene Göttergeſtalt zur Repräſentantin auf, denn ſchon das natürliche Gefühl unterſcheidet ſie auf das Strengſte von derjenigen, die dem Einfluß eines empfindenden Geiſtes ihren Urſprung verdankt.

Es ſey mir erlaubt, dieſe von der bloßen Natur, nach dem Geſetz der Nothwendigkeit gebildete Schönheit, zum Unterſchied von der, welche ſich nach Freiheitsbedingungen richtet, die Schönheit des Baues (*architektoniſche Schönheit*) zu benennen. Mit dieſem Namen will ich alſo denjenigen Theil der menſchlichen Schönheit bezeichnet haben, der nicht bloß durch Naturkräfte *ausgeführt* worden (was von jeder Erſcheinung gilt), ſondern der auch *nur allein durch Naturkräfte beſtimmt* iſt.

Ein glückliches Verhältniß der Glieder, fließende Umriſſe, ein lieblicher Teint, eine zarte Haut, ein feiner und freier Wuchs, eine wohlklingende Stimme u. ſ. f. ſind Vorzüge, die man bloß der Natur und dem Glück zu verdanken hat; der Natur, welche die Anlage dazu hergab und ſelbſt entwickelte; dem Glück, welches das Bildungsgeſchäft der Natur vor jeder Einwirkung feindlicher Kräfte beſchützte.

Dieſe Venus ſteigt ſchon ganz vollendet aus dem Schaume des Meeres empor: vollendet, denn ſie iſt ein beſchloſſenes, ſtreng abgewogenes Werk der Nothwendigkeit, und als ſolches keiner Varietät, keiner Erweiterung fähig. Da ſie nämlich nichts anderes iſt, als ein ſchöner Vortrag der Zwecke, welche die Natur mit dem Menſchen beabſichtet, und daher jede ihrer Eigenſchaften durch den Begriff, der ihr zum Grunde liegt, vollkommen entſchieden iſt, ſo kann ſie — der Anlage nach — als ganz gegeben beurtheilt werden, obgleich dieſe erſt unter Zeitbedingungen zur Entwicklung kommt.

Die architektoniſche Schönheit der menſchlichen Bildung muß von der techniſchen Vollkommenheit derſelben wohl unterſchieden werden. Unter der letztern hat man das Syſtem der Zwecke ſelbſt zu verſtehen, ſo wie ſie ſich unter einander zu einem oberſten Endzweck vereinigen; unter erſtern hingegen bloß die Eigenſchaft der Darſtellung dieſer Zwecke, ſo wie ſie ſich dem anſchauenden Vermögen in der Erſcheinung offenbaren. Wenn man alſo von der Schönheit ſpricht, ſo wird weder der materielle Werth dieſer Zwecke, noch

die formale Kunſtmäßigkeit ihrer Verbindung dabei in Betrachtung gezogen. Das anſchauende Vermögen hält ſich einzig nur an die Art des Erſcheinens, ohne auf die logiſche Beſchaffenheit ſeines Objects die geringſte Rückſicht zu nehmen. Ob alſo gleich die architektoniſche Schönheit des menſchlichen Baues durch den Begriff, der demſelben zum Grunde liegt, und durch die Zwecke bedingt iſt, welche die Natur mit ihm beabſichtet, ſo iſolirt doch das äſthetiſche Urtheil ſie völlig von dieſen Zwecken, und nichts, als was der Erſcheinung unmittelbar und eigenthümlich angehört, wird in die Vorſtellung der Schönheit aufgenommen.

Man kann daher auch nicht ſagen, daß die Würde der Menſchheit die Schönheit des menſchlichen Baues erhöhe. In unſer Urtheil über die letztere kann die Vorſtellung der erſtern zwar einfließen, aber alsdann hört es zugleich auf, ein reinäſthetiſches Urtheil zu ſeyn. Die Technik der menſchlichen Geſtalt iſt allerdings ein Ausdruck ſeiner Beſtimmung, und als ein ſolcher darf und ſoll ſie uns mit Achtung erfüllen. Aber dieſe Technik wird nicht dem Sinn, ſondern dem Verſtande vorgeſtellt; ſie kann nur gedacht werden, nicht erſcheinen. Die architektoniſche Schönheit hingegen kann nie ein Ausdruck ſeiner Beſtimmung ſeyn, da ſie ſich an ein ganz andres Vermögen wendet, als dasjenige iſt, welches über jene Beſtimmung zu entſcheiden hat.

Wenn daher dem Menſchen, vorzugsweiſe vor allen übrigen techniſchen Bildungen der Natur, Schönheit beigelegt wird, ſo iſt dies nur in ſo fern wahr, als

er ſchon in der bloßen Erſcheinung dieſen Vorzug behauptet, ohne daß man ſich dabei ſeiner Menſchheit zu erinnern braucht. Denn da dieſes Letzte nicht anders als vermittelſt eines Begriffs geſchehen könnte, ſo würde nicht der Sinn, ſondern der Verſtand über die Schönheit Richter ſeyn, welches einen Widerſpruch einſchließt. Die Würde ſeiner ſittlichen Beſtimmung kann alſo der Menſch nicht in Anſchlag bringen, ſeinen Vorzug als Intelligenz kann er nicht geltend machen, wenn er den Preis der Schönheit behaupten will; hier iſt er nichts als ein Ding im Raume, nichts als Erſcheinung unter Erſcheinungen. Auf ſeinen Rang in der Ideenwelt wird in der Sinnenwelt nicht geachtet, und wenn er in dieſer die erſte Stelle behaupten ſoll, ſo kann ſie nur dem, was in ihm Natur iſt, zu verdanken haben.

Aber eben dieſe ſeine Natur iſt, wie wir wiſſen, durch die Idee ſeiner Menſchheit beſtimmt worden, und ſo iſt es denn auch mittelbar ſeine architektoniſche Schönheit. Wenn er ſich alſo vor allen Sinnenweſen um ihn her durch höhere Schönheit unterſcheidet, ſo iſt er daher unſtreitig ſeiner menſchlichen Beſtimmung verpflichtet, welche den Grund enthält, warum er ſich von den übrigen Sinnenweſen überhaupt nur unterſcheidet. Aber nicht darum iſt die menſchliche Bildung ſchön, weil ſie ein Ausdruck dieſer höhern Beſtimmung iſt; denn wäre dieſes, ſo würde die nämliche Bildung aufhören ſchön zu ſeyn, ſobald ſie eine niedrigere Beſtimmung ausdrückte, ſo würde auch das Gegentheil dieſer Bildung ſchön ſeyn, ſobald man

nur annehmen könnte, daß es jene höhere Beſtimmung ausdrückte. Geſetzt aber, man könnte bei einer ſchönen Menſchengeſtalt ganz und gar vergeſſen, was ſie ausdrückt; man könnte ihr, ohne ſie in der Erſcheinung zu verändern, den rohen Inſtinkt eines Tigers unterſchieben, ſo würde das Urtheil der Augen vollkommen daſſelbe bleiben, und der Sinn würde den Tiger für das ſchönſte Werk des Schöpfers erklären.

Die Beſtimmung des Menſchen, als einer Intelligenz, hat alſo an der Schönheit ſeines Baues nur in ſo fern einen Antheil, als ihre Darſtellung, d. i. ihr Ausdruck in der Erſcheinung, zugleich mit den Bedingungen zuſammentrifft, unter welchen das Schöne ſich in der Sinnenwelt erzeugt. Die Schönheit ſelbſt nämlich muß jederzeit ein freier Natureffekt bleiben, und die Vernunft-Idee, welche die Technik des menſchlichen Baues beſtimmte, kann ihm nie Schönheit ertheilen, ſondern bloß geſtatten.

Man könnte mir zwar einwenden, das überhaupt Alles, was in der Erſcheinung ſich darſtellt, durch Naturkräfte ausgeführt werde, und daß dieſes alſo kein ausſchließendes Merkmal des Schönen ſeyn könne. Es iſt wahr, alle techniſchen Bildungen ſind hervorgebracht durch Natur, aber durch Natur ſind ſie nicht techniſch, wenigſtens werden ſie nicht ſo beurtheilt. Techniſch ſind ſie nur durch den Verſtand, und ihre techniſche Vollkommenheit hat alſo ſchon Exiſtenz im Verſtande, ehe ſie in die Sinnenwelt hinübertritt und zur Erſcheinung wird. Schönheit hingegen hat das ganz Eigenthümliche, daß ſie in

der Sinnenwelt nicht bloß dargeſtellt wird, ſondern auch in derſelben zuerſt entſpringt; daß die Natur ſie nicht bloß ausdrückt, ſondern auch erſchafft. Sie iſt durchaus nur eine Eigenſchaft des Sinnlichen, und auch der Künſtler, der ſie beabſichtet, kann ſie nur in ſo weit erreichen, als er den Schein unterhält, daß er die Natur gebildet habe.

Die Technik des menſchlichen Baues zu beurtheilen, muß man die Vorſtellung der Zwecke, denen ſie gemäß iſt, zu Hülfe nehmen; dies hat man gar nicht nöthig, um die Schönheit dieſes Baues zu beurtheilen. Der Sinn allein iſt hier ein völlig competenter Richter, und dies könnte er nicht ſeyn, wenn nicht die Sinnenwelt (die ſein einziges Objekt iſt) alle Bedingungen der Schönheit enthielte, und alſo zu Erzeugung derſelben vollkommen hinreichend wäre. Mittelbar freilich iſt die Schönheit des Menſchen in dem Begriff ſeiner Menſchheit gegründet, weil ſeine ganze ſinnliche Natur in dieſem Begriffe gegründet iſt, aber der Sinn, weiß man, hält ſich nur an das Unmittelbare, und für ihn iſt es alſo gerade ſo viel, als wenn ſie ein ganz unabhängiger Natureffekt wäre.

Nach dem Bisherigen ſollte es nun ſcheinen, als wenn die Schönheit für die Vernunft durchaus kein Intereſſe haben könnte, da ſie bloß in der Sinnenwelt entſpringt, und ſich auch nur an das ſinnliche Erkenntnißvermögen wendet. Denn nachdem wir von dem Begriff derſelben, als fremdartig, abgeſondert haben, was die Vorſtellung der Vollkommenheit

in unſer Urtheil über die Schönheit zu miſchen kaum unterlaſſen kann, ſo ſcheint dieſer nichts mehr übrig zu bleiben, wodurch ſie der Gegenſtand eines vernünftigen Wohlgefallens ſeyn könnte. Nichts deſto weniger iſt es eben ſo ausgemacht, daß das Schöne der Vernunft gefällt, als es entſchieden iſt, daß es auf keiner ſolchen Eigenſchaft des Objektes beruht, die nur durch Vernunft zu entdecken wäre.

Um dieſen anſcheinenden Widerſpruch aufzulöſen, muß man ſich erinnern, daß es zweierlei Arten gibt, wodurch Erſcheinungen Objekte der Vernunft werden und Ideen ausdrücken können. Es iſt nicht immer nöthig, daß die Vernunft dieſe Ideen aus den Erſcheinungen herauszieht; ſie kann ſie auch in dieſelben hineinlegen. In beiden Fällen wird die Erſcheinung einem Vernunftbegriff adäquat ſeyn, nur mit dem Unterſchied, daß in dem erſten Fall die Vernunft ihn ſchon objektiv darin findet, und ihn gleichſam von dem Gegenſtand nur empfängt, weil der Begriff geſetzt werden muß, um die Beſchaffenheit und oft ſelbſt um die Möglichkeit des Objekts zu erklären; daß ſie hingegen in dem zweiten Fall das, was unabhängig von ihrem Begriff in der Erſcheinung gegeben iſt, ſelbſtthätig zu einem Ausdruck deſſelben macht, und alſo etwas bloß Sinnliches überſinnlich behandelt. Dort iſt alſo die Idee mit dem Gegenſtande objektiv nothwendig, hier hingegen höchſtens ſubjektiv nothwendig verknüpft. Ich brauche nicht zu ſagen, daß ich jenes von der Vollkommenheit, dieſes von der Schönheit verſtehe.

Da es alſo in dem zweiten Fall in Anſehung des ſinnlichen Objekts ganz und gar zufällig iſt, ob es eine Vernunft gibt, die mit der Vorſtellung deſſelben eine ihrer Ideen verbindet, folglich die objektirte Beſchaffenheit des Gegenſtandes von dieſer Idee als völlig unabhängig muß betrachtet werden, ſo thut man ganz recht, das Schöne, objektiv, auf lauter Naturbedingungen einzuſchränken, und es für einen bloßen Effekt der Sinnenwelt zu erklären. Weil aber doch — auf der andern Seite — die Vernunft von dieſem Effekt der bloßen Sinnenwelt einen transcendenten Gebrauch macht, und ihm dadurch, daß ſie ihm eine höhere Bedeutung leiht, gleichſam ihren Stempel aufdrückt, ſo hat man ebenfalls Recht, das Schöne ſubjektiv in die intelligible Welt zu verſetzen. Die Schönheit iſt daher als die Bürgerin zweier Welten anzuſehen, deren einer ſie durch Geburt, der andern durch Adoption angehört; ſie empfängt ihre Exiſtenz in der ſinnlichen Natur, und erlangt in der Vernunftwelt das Bürgerrecht. Hieraus erklärt ſich auch, wie es zugeht, daß der Geſchmack, als ein Beurtheilungsvermögen des Schönen, zwiſchen Geiſt und Sinnlichkeit in die Mitte tritt, und dieſe beiden einander verſchmähenden Naturen zu einer glücklichen Eintracht verbindet, wie er dem Materiellen die Achtung der Vernunft, wie er dem Rationalen die Zueignung der Sinne erwirbt — wie er Anſchauungen zu Ideen adelt, und ſelbſt die Sinnenwelt gewiſſermaßen in ein Reich der Freiheit verwandelt.

Wiewohl es aber — in Anſehung des Gegenſtandes ſelbſt — zufällig iſt, ob die Vernunft mit der Vorſtellung deſſelben eine ihrer Ideen verbindet, ſo iſt es doch — für das vorſtellende Subjekt — nothwendig, mit einer ſolchen Vorſtellung eine ſolche Idee zu verknüpfen. Dieſe Idee und das ihr korreſpondirende ſinnliche Merkmal an dem Objekte müſſen mit einander in einem ſolchen Verhältniß ſtehen, daß die Vernunft durch ihre eigenen unveränderlichen Geſetze zu dieſer Handlung genöthigt wird. In der Vernunft ſelbſt muß alſo der Grund liegen, warum ſie ausſchließend nur mit einer gewiſſen Erſcheinung der Dinge eine beſtimmte Idee verknüpft, und in dem Objekte muß wieder der Grund liegen, warum es ausſchließend nur dieſe Idee und keine andere hervorruft. Was für eine Idee das nun ſey, die die Vernunft in das Schöne hineinträgt, und durch welche objektive Eigenſchaft der ſchöne Gegenſtand fähig ſey, dieſer Idee zum Symbol zu dienen — dies iſt eine viel zu wichtige Frage, um hier bloß im Vorübergehen beantwortet zu werden, und deren Erörterung ich alſo auf eine Analytik des Schönen verſpare.

Die architektoniſche Schönheit des Menſchen iſt alſo, auf die Art, wie ich eben erwähne, der ſinnliche Ausdruck eines Vernunftbegriffs; aber ſie iſt es in keinem andern Sinne und mit keinem größern Rechte, als überhaupt jede ſchöne Bildung der Natur. Dem Grade nach übertrifft ſie zwar alle andere Schönheiten, aber der Art nach ſteht ſie in der nämlichen Reihe mit denſelben, da auch

ſie von ihrem Subjekte nichts, als was ſinnlich iſt, offenbart, und erſt in der Vorſtellung eine überſinnliche Bedeutung empfängt. * Daß die Darſtellung der Zwecke am Menſchen ſchöner ausgefallen iſt, als bei andern organiſchen Bildungen, iſt als eine Gunſt anzuſehen, welche die Vernunft, als Geſetzgeberin des menſchlichen Baues, der Natur als Ausrichterin ihrer Geſetze erzeigte. Die Vernunft verfolgt zwar bei der Technik des Menſchen ihre Zwecke mit ſtrenger Nothwendigkeit, aber glücklicherweiſe treffen ihre Forderungen mit der Nothwendigkeit der Natur zuſammen, ſo daß die Letztere den Anfang der Erſtern vollzieht, indem ſie bloß nach ihrer eigenen Neigung handelt.

---

* Denn — um es noch einmal zu wiederholen — in der bloßen Anſchauung wird Alles, was an der Schönheit objektiv iſt, gegeben. Da aber das, was dem Menſchen den Vorzug vor allen übrigen Sinnenweſen gibt, in der bloßen Anſchauung nicht vorkommt, ſo kann eine Eigenſchaft, die ſich ſchon in der bloßen Anſchauung offenbart, dieſen Vorzug nicht ſichtbar machen. Seine höhere Beſtimmung, die allein dieſen Vorzug begründet, wird alſo durch ſeine Schönheit nicht ausgedrückt, und die Vorſtellung von jener kann daher nie ein Ingredienz von dieſer abgeben, nie in das äſthetiſche Urtheil mit aufgenommen werden. Nicht der Gedanke ſelbſt, deſſen Ausdruck die menſchliche Bildung iſt, bloß die Wirkungen deſſelben in der Erſcheinung offenbaren ſich dem Sinn. Zu dem überſinnlichen Grund dieſer Wirkungen erhebt der bloße Sinn ſich eben ſo wenig, als (wenn man mir dies Beiſpiel verſtatten will) als der bloß ſinnliche Menſch zu der Idee der oberſten Welturſache hinaufſteigt, wenn er ſeine Triebe befriedigt.

Dieſes kann aber nur von der architektoniſchen Schönheit des Menſchen gelten, wo die Naturnothwendigkeit durch die Nothwendigkeit des ſie beſtimmenden teleologiſchen Grundes unterſtützt wird. Hier allein konnte die Schönheit gegen die Technik des Baues berechnet werden, welches aber nicht mehr ſtatt findet, ſobald die Nothwendigkeit nur einſeitig iſt und die überſinnliche Urſache, welche die Erſcheinung beſtimmt, ſich zufällig verändert. Für die architektoniſche Schönheit des Menſchen ſorgt alſo die Natur allein, weil ihr hier, gleich in der erſten Anlage, die Vollziehung alles deſſen, was der Menſch zur Erfüllung ſeiner Zwecke bedarf, einmal für immer von dem ſchaffenden Verſtand übergeben wurde, und ſie alſo in dieſem ihrem organiſchen Geſchäft keine Neuerung zu befürchten hat.

Der Menſch aber iſt zugleich eine Perſon, ein Weſen alſo, welches ſelbſt Urſache, und zwar abſolut letzte Urſache ſeiner Zuſtände ſeyn, welches ſich nach Gründen, die es aus ſich ſelbſt nimmt, verändern kann. Die Art ſeines Erſcheinens iſt abhängig von der Art ſeines Empfindens und Wollens, alſo von Zuſtänden, die er ſelbſt in ſeiner Freiheit, und nicht die Natur nach ihrer Nothwendigkeit beſtimmt.

Wäre der Menſch bloß ein Sinnenweſen, ſo würde die Natur zugleich die Geſetze geben und die Fälle der Anwendung beſtimmen; jetzt theilt ſie das Regiment mit der Freiheit, und obgleich ihre Geſetze Beſtand haben, ſo iſt es nunmehr doch der Geiſt, der über die Fälle entſcheidet.

Das Gebiet des Geiſtes erſtreckt ſich ſo weit, als die Natur lebendig iſt, und endigt nicht eher, als wo das organiſche Leben ſich in die formloſe Maſſe verliert und die animaliſchen Kräfte aufhören. Es iſt bekannt, daß alle bewegenden Kräfte im Menſchen unter einander zuſammenhängen, und ſo läßt ſich einſehen, wie der Geiſt — auch nur als Prinzip der willkührlichen Bewegung betrachtet — ſeine Wirkungen durch das ganze Syſtem derſelben fortpflanzen kann. Nicht bloß die Werkzeuge des Willens, auch diejenigen, über welche der Wille nicht unmittelbar zu gebieten hat, erfahren wenigſtens mittelbar ſeinen Einfluß. Der Geiſt beſtimmt ſie nicht bloß abſichtlich, wenn er handelt, ſondern auch unabſichtlich, wenn er empfindet.

Die Natur für ſich allein kann, wie aus dem Obigen klar iſt, nur für die Schönheit derjenigen Erſcheinungen ſorgen, die ſie ſelbſt uneingeſchränkt nach dem Geſetz der Nothwendigkeit zu beſtimmen hat. Aber mit der Willkühr tritt der Zufall in ihre Schöpfung ein, und obgleich die Veränderungen welche ſie unter dem Regiment der Freiheit erleidet, nach keinen andern als ihren eigenen Geſetzen erfolgen, ſo erfolgen ſie doch nicht mehr aus dieſen Geſetzen. Da es jetzt auf den Geiſt ankommt, welchen Gebrauch er von ſeinen Werkzeugen machen will, ſo kann die Natur über denjenigen Theil der Schönheit, welcher von dieſem Gebrauche abhängt, nichts mehr zu gebieten, und alſo auch nichts mehr zu verantworten haben.

Und ſo würde denn der Menſch in Gefahr ſchweben, gerade da, wo er ſich durch den Gebrauch ſeiner Freiheit zu den reinen Intelligenzen erhebt, als Erſcheinung zu ſinken, und in dem Urtheile des Geſchmacks zu verlieren, was er vor dem Richterſtuhle der Vernunft gewinnt. Die durch ſein Handeln erfüllte Beſtimmung würde ihm einen Vorzug koſten, den die in ſeinem Bau bloß angekündigte Beſtimmung begünſtigte; und wenn gleich dieſer Vorzug nur ſinnlich iſt, ſo haben wir doch gefunden, daß ihm die Vernunft eine höhere Bedeutung ertheilt. Eines ſo groben Widerſpruchs macht ſich die Uebereinſtimmung liebende Natur nicht ſchuldig, und was in dem Reiche der Vernunft harmoniſch iſt, wird ſich durch keinen Mißklang in der Sinnenwelt offenbaren.

Indem alſo die Perſon oder das freie Prinzipium im Menſchen es auf ſich nimmt, das Spiel der Erſcheinungen zu beſtimmen, und durch ſeine Dazwiſchenkunft der Natur die Macht entzieht, die Schönheit ihres Werks zu beſchützen, ſo tritt es ſelbſt an die Stelle der Natur, und übernimmt (wenn mir dieſer Ausdruck erlaubt iſt) mit den Rechten derſelben einen Theil ihrer Verpflichtungen. Indem der Geiſt die ihm untergeordnete Sinnlichkeit in ſein Schickſal verwickelt und von ſeinen Zuſtänden abhängen läßt, macht er ſich gewiſſermaßen ſelbſt zur Erſcheinung und bekennt ſich als einen Unterthan des Geſetzes, welches an alle Erſcheinung ergeht. Um ſeiner ſelbſt willen macht er ſich verbindlich, die von ihm abhängende Natur auch noch in ſeinem Dienſte Natur

bleiben zu laſſen, und ſie ihrer frühern Pflicht nie entgegen zu behandeln. Ich nenne die Schönheit eine Pflicht der Erſcheinungen, weil das ihr entſprechende Bedürfniß im Subjekte in der Vernunft ſelbſt gegründet, und daher allgemein und nothwendig iſt. Ich nenne ſie eine frühere Pflicht, weil der Sinn ſchon geurtheilt hat, ehe der Verſtand ſein Geſchäft beginnt.

Dieſe Freiheit regiert alſo jetzt die Schönheit. Die Natur gab die Schönheit des Baues, die Seele gibt die Schönheit des Spiels. Und nun wiſſen wir auch, was wir unter Anmuth und Grazie zu verſtehen haben. Anmuth iſt die Schönheit der Geſtalt unter dem Einfluß der Freiheit; die Schönheit derjenigen Erſcheinungen, die die Perſon beſtimmt. Die architektoniſche Schönheit macht dem Urheber der Natur, Anmuth und Grazie machen ihrem Beſitzer Ehre. Jene iſt ein Talent, dieſe ein perſönliches Verdienſt.

Anmuth kann nur der Bewegung zukommen, denn eine Veränderung im Gemüth kann ſich nur als Bewegung in der Sinnenwelt offenbaren. Dies hindert aber nicht, daß nicht auch feſte und ruhende Züge Anmuth zeigen könnten. Dieſe feſten Züge waren urſprünglich nichts als Bewegungen, die endlich bei oftmaliger Erneuerung habituell wurden, und bleibende Spuren eindrückten.*

* Daher nimmt Home den Begriff der Anmuth viel zu eng an, wenn er (Grundſätze d. Kritik. II. 39. Neueſte Aus-

Aber nicht alle Bewegungen am Menſchen ſind der Grazie fähig. Grazie iſt immer nur die Schönheit der durch Freiheit bewegten Geſtalt, und Bewegungen, die bloß der Natur angehören, können nie dieſen Namen verdienen. Es iſt zwar an dem, daß ein lebhafter Geiſt ſich zuletzt beinahe aller Bewegungen ſeines Körpers bemächtigt, aber wenn die Kette ſehr lang wird, wodurch ſich ein ſchöner

---

gabe) ſagt: „daß, wenn die anmuthigſte Perſon in Ruhe ſey, und ſich weder bewege noch ſpreche, wir die Eigenſchaft der Anmuth, wie die Farbe im Finſtern, aus den Augen verlieren.“ Nein, wir verlieren ſie nicht aus den Augen, ſo lange wir an der ſchlafenden Perſon die Züge wahrnehmen, die ein wohlwollender, ſanfter Geiſt gebildet hat; und gerade der ſchätzbarſte Theil der Grazie bleibt übrig, derjenige nämlich, der ſich aus Geberden zu Zügen verfeſtete, und alſo die Fertigkeit des Gemüths in ſchönen Empfindungen an den Tag legt. Wenn aber der Herr Berichtiger des Home'ſchen Werks ſeinen Autor durch die Bemerkung zurecht zu weiſen glaubte (ſiehe in demſelben Band Seite 459): daß ſich die Anmuth nicht bloß auf willkührliche Bewegungen einſchränke, daß eine ſchlafende Perſon nicht aufhöre reizend zu ſeyn,“ — und warum? „weil während dieſes Zuſtandes die unwillkührlichen, ſanften und eben deßwegen deſto anmuthigern Bewegungen erſt recht ſichtbar werden,“ ſo hebt er den Begriff der Grazie ganz auf, den Home bloß zu ſehr einſchränkte. Unwillkührliche Bewegungen im Schlafe, wenn es nicht mechaniſche Wiederholungen von willkührlichen ſind, können nie anmuthig ſeyn, weit entfernt, daß ſie es vorzugsweiſe ſeyn könnten; und wenn eine ſchlafende Perſon reizend iſt, ſo iſt ſie es keineswegs durch die Bewegungen, die ſie macht, ſondern durch ihre Züge, die von vorhergegangenen Bewegungen zeugen.

Zug an moraliſche Empfindungen anſchließt, ſo wird er eine Eigenſchaft des Baues, und läßt ſich kaum mehr zur Grazie zählen. Endlich bildet ſich der Geiſt ſogar ſeinen Körper, und der Bau ſelbſt muß dem Spiele folgen, ſo daß ſich die Anmuth zuletzt nicht ſelten in architektoniſche Schönheit verwandelt.

So wie ein feindſeliger, mit ſich uneiniger Geiſt ſelbſt die erhabenſte Schönheit des Baues zu Grund richtet, daß man unter den unwürdigen Händen der Freiheit das herrliche Meiſterſtück der Natur zuletzt nicht mehr erkennen kann, ſo ſieht man auch zuweilen das heitre und in ſich harmoniſche Gemüth der durch Hinderniſſe gefeſſelten Technik zu Hülfe kommen, die Natur in Freiheit ſetzen, und die noch eingewickelte gedrückte Geſtalt mit göttlicher Glorie auseinander breiten. Die plaſtiſche Natur des Menſchen hat unendlich viele Hülfsmittel in ſich ſelbſt, ihr Verſäumniß herein zu bringen und ihre Fehler zu verbeſſern, ſobald nur der ſittliche Geiſt ſie in ihrem Bildungswerk unterſtützen, oder auch manchmal nur nicht beunruhigen will.

Da auch die verfeſteten Bewegungen (in Zügen übergegangene Geberden) von der Anmuth nicht ausgeſchloſſen ſind, ſo könnte es das Anſehen haben, als ob überhaupt auch die Schönheit der anſcheinenden oder nachgeahmten Bewegungen (die flammichten oder geſchlängelten Linien) gleichfalls mit dazu gerechnet werden müßte, wie Mendelſohn auch wirklich behauptet. * Aber

* Philoſ. Schriften. I. 90.

dadurch würde der Begriff der Anmuth zu dem Begriff der Schönheit überhaupt erweitert; denn alle Schönheit iſt zuletzt bloß eine Eigenſchaft der wahren oder anſcheinenden (objektiven oder ſubjektiven) Bewegung, wie ich in einer Zergliederung des Schönen zu beweiſen hoffe. Anmuth können aber nur ſolche Bewegungen zeigen, die zugleich einer Empfindung entſprechen.

Die Perſon — man weiß, was ich damit andeuten will — ſchreibt dem Körper die Bewegungen entweder durch ihren Willen vor, wenn ſie eine vorgeſtellte Wirkung in der Sinnenwelt realiſiren will, und in dieſem Fall heißen die Bewegungen willkührlich oder abgezweckt; oder ſolche erfolgen, ohne den Willen der Perſon, nach einem Geſetz der Nothwendigkeit — aber auf Veranlaſſung einer Empfindung: dieſe nenne ich ſympathetiſche Bewegungen. Ob die letztern gleich unwillkührlich und in einer Empfindung gegründet ſind, ſo darf man ſie doch mit denjenigen nicht verwechſeln, welche das ſinnliche Gefühlvermögen und der Naturtrieb beſtimmt: denn der Naturtrieb iſt kein freies Prinzip, und was er verrichtet, das iſt keine Handlung der Perſon. Unter den ſympathetiſchen Bewegungen, von denen hier die Rede iſt, will ich alſo nur diejenigen verſtanden haben, welche der moraliſchen Empfindung, oder der moraliſchen Geſinnung zur Begleitung dienen.

Die Frage entſteht nun, welche von dieſen beiden Arten der in der Perſon gegründeten Bewegungen iſt der Anmuth fähig?

Was man beim Philoſophiren nothwendig von einander trennen muß, iſt darum nicht immer auch in der Wirklichkeit getrennt. So findet man abgezweckte Bewegungen ſelten ohne ſympathetiſche, weil der Wille als die Urſache von jenen ſich nach moraliſchen Empfindungen beſtimmt, aus welchen dieſe entſpringen. Indem eine Perſon ſpricht, ſehen wir zugleich ihre Blicke, ihre Geſichtszüge, ihre Hände, ja oft den ganzen Körper mit ſprechen, und der mimiſche Theil der Unterhaltung wird nicht ſelten für den beredteſten geachtet. Aber auch ſelbſt eine abgezweckte Bewegung kann zugleich als eine ſympathetiſche anzuſehen ſeyn, und dies geſchieht alsdann, wenn ſich etwas Unwillkührliches in das Willkührliche derſelben mit einmiſcht.

Die Art und Weiſe nämlich, wie eine willkührliche Bewegung vollzogen wird, iſt durch ihren Zweck nicht ſo genau beſtimmt, daß es nicht mehrere Arten geben ſollte, nach denen ſie kann verrichtet werden. Dasjenige nun, was durch den Willen oder den Zweck dabei unbeſtimmt gelaſſen iſt, kann durch den Empfindungszuſtand der Perſon ſympathetiſch beſtimmt werden, und alſo zu einem Ausdruck deſſelben dienen. Indem ich meinen Arm ausſtrecke, um einen Gegenſtand in Empfang zu nehmen, ſo führe ich einen Zweck aus, und die Bewegung, die ich mache, wird durch die Abſicht, die ich damit erreichen will, vorgeſchrieben. Aber welchen Weg ich meinen Arm zu dem Gegenſtand nehmen, und wie weit ich meinen übrigen Körper will nachfolgen

laſſen; wie geſchwind oder langſam, und mit wie viel oder wenig Kraftaufwand ich die Bewegung verrichten will, in dieſe genaue Berechnung laſſe ich mich in dem Augenblick nicht ein, und der Natur in mir wird alſo hier etwas anheim geſtellt. Auf irgend eine Art und Weiſe muß aber doch dieſes, durch den bloßen Zweck nicht Beſtimmte, entſchieden werden, und hier alſo kann meine Art zu empfinden den Ausſchlag geben, und durch den Ton, den ſie angibt, die Art und Weiſe der Bewegung beſtimmen. Der Antheil nun, den der Empfindungszuſtand der Perſon an einer willkührlichen Bewegung hat, iſt das Unwillkührliche an derſelben, und er iſt auch das, worin man die Grazie zu ſuchen hat.

Eine willkührliche Bewegung, wenn ſie ſich nicht zugleich mit einer ſympathetiſchen verbindet, oder was eben ſo viel ſagt, nicht mit etwas Unwillkührlichem, das in dem moraliſchen Empfindungszuſtand der Perſon ſeinen Grund hat, vermiſcht, kann niemals Grazie zeigen, wozu immer ein Zuſtand im Gemüth als Urſache erfordert wird. Die willkührliche Bewegung erfolgt auf eine Handlung des Gemüths, welche alſo vergangen iſt, wenn die Bewegung geſchieht.

Die ſympathetiſche Bewegung hingegen begleitet die Handlung des Gemüths und den Empfindungszuſtand deſſelben, durch den es zu dieſer Handlung vermocht wird, und muß daher mit beiden als gleichlaufend betrachtet werden.

Es erhellt ſchon daraus, daß die erſte, die nicht von der Geſinnung der Perſon unmittelbar ausfließt,

auch keine Darſtellung derſelben ſeyn kann. Denn zwiſchen die Geſinnung und die Bewegung ſelbſt tritt der Entſchluß, der, für ſich betrachtet, etwas ganz Gleichgültiges iſt; die Bewegung iſt Wirkung des Entſchluſſes und des Zweckes, nicht aber der Perſon und der Geſinnung.

Die willkührliche Bewegung iſt mit der ihr vorangehenden Geſinnung zufällig, die begleitende hingegen nothwendig damit verbunden. Jene verhält ſich zum Gemüth, wie das conventionelle Sprachzeichen zu dem Gedanken, den es ausdrückt; die ſympathetiſche oder begleitende hingegen wie der leidenſchaftliche Laut zu der Leidenſchaft. Jene iſt daher nicht ihrer Natur, ſondern bloß ihrem Gebrauch nach, Darſtellung des Geiſtes. Alſo kann man auch nicht wohl ſagen, daß der Geiſt in einer willkührlichen Bewegung ſich offenbare, da ſie nur die Materie des Willens (den Zweck), nicht aber die Form des Willens (die Geſinnung) ausdrückt. Von der letztern kann uns nur die begleitende Bewegung belehren.*

* Wenn ſich eine Begebenheit vor einer zahlreichen Geſellſchaft ereignet, ſo kann es ſich treffen, daß jeder Anweſende von der Geſinnung der handelnden Perſonen ſeine eigene Meinung hat; ſo zufällig ſind willkührliche Bewegungen mit ihrer moraliſchen Urſache verbunden. Wenn hingegen einem aus dieſer Geſellſchaft ein ſehr geliebter Freund oder ein ſehr verhaßter Feind unerwartet in die Augen fiele, ſo würde der unzweideutige Ausdruck ſeines Geſichts die Empfindungen ſeines Herzens ſchnell und beſtimmt an den Tag legen, und das Urtheil der ganzen Geſellſchaft über den gegenwärtigen Empfindungszuſtand dieſes Menſchen würde wahrſcheinlich völlig einſtimmig ſeyn; denn der Ausdruck iſt hier mit ſeiner Urſache im Gemüth durch Naturnothwendigkeit verbunden.

Daher wird man aus den Reden eines Menſchen zwar abnehmen können, für was er will gehalten ſeyn, aber das, was er wirklich iſt, muß man aus dem mimiſchen Vortrag ſeiner Worte und aus ſeinen Geberden, alſo aus Bewegungen, die er nicht will, zu errathen ſuchen. Erfährt man aber, daß ein Menſch auch ſeine Geſichtszüge wollen kann, ſo traut man ſeinem Geſicht, von dem Augenblick dieſer Entdeckung an, nicht mehr, und läßt jene auch nicht mehr für einen Ausdruck ſeiner Geſinnungen gelten.

Nun mag zwar ein Menſch durch Kunſt und Studium es zuletzt wirklich dahin bringen, daß er auch die begleitenden Bewegungen ſeinem Willen unterwirft, und gleich einem geſchickten Taſchenſpieler, welche Geſtalt er will, auf den mimiſchen Spiegel ſeiner Seele fallen laſſen kann. Aber an einem ſolchen Menſchen iſt dann auch Alles Lüge, und alle Natur wird von der Kunſt verſchlungen. Grazie hingegen muß jederzeit Natur, d. i. unwillkührlich ſeyn (wenigſtens ſo ſcheinen), und das Subjekt ſelbſt darf nie ſo ausſehen; als wenn es um ſeine Anmuth wüßte.

Daraus erſieht man auch beiläufig, was man von der nachgeahmten oder gelernten Anmuth (die ich die theatraliſche und die Tanzmeiſtergrazie nennen möchte) zu halten habe. Sie iſt ein würdiges Gegenſtück zu derjenigen Schönheit, die am Putztiſch aus Karmin und Bleiweiß, falſchen Locken, Fausses Gorges und Wallfiſchrippen hervorgeht, und verhält

ſich ohngefähr eben ſo zu der wahren Anmuth, wie die Toiletten-Schönheit ſich zu der architektoniſchen verhält. * Auf einen ungeübten Sinn

* Ich bin eben ſo weit entfernt, bei dieſer Zuſammenſtellung dem Tanzmeiſter ſein Verdienſt um die wahre Grazie, als dem Schauſpieler ſeinen Anſpruch darauf abzuſtreiten. Der Tanzmeiſter kommt der wahren Anmuth unſtreitig zu Hülfe, indem er dem Willen die Herrſchaft über ſeine Werkzeuge verſchafft, und die Hinderniſſe hinwegräumt, welche die Maſſe und Schwerkraft dem Spiel der lebendigen Kräfte entgegenſetzen. Er kann dies nicht anders als nach Regeln verrichten, welche den Körper in einer heilſamen Zucht erhalten, und, ſo lange die Trägheit widerſtrebt, ſteif, d. i. zwingend ſeyn und auch ſo ausſehen dürfen. Entläßt er aber den Lehrling aus ſeiner Schule, ſo muß die Regel bei dieſem ihren Dienſt ſchon geleiſtet haben, daß ſie ihn nicht in die Welt zu begleiten braucht: kurz, das Werk der Regel muß in Natur übergehen.

Die Geringſchätzung, mit der ich von der theatraliſchen Grazie rede; gilt nur der nachgeahmten, und dieſe nehme ich keinen Anſtand, auf der Schaubühne, wie im Leben zu verwerfen. Ich bekenne, daß mir der Schauſpieler nicht gefällt, der ſeine Grazie, geſetzt, daß ihm die Nachahmung auch noch ſo ſehr gelungen ſey, an der Toilette ſtudirt hat. Die Forderungen, die wir an den Schauſpieler machen, ſind: 1) Wahrheit der Darſtellung und 2) Schönheit der Darſtellung. Nun behaupte ich, daß der Schauſpieler, was die Wahrheit der Darſtellung betrifft, Alles durch Kunſt und nichts durch Natur hervorbringen müſſe, weil er ſonſt gar nicht Künſtler iſt; und ich werde ihn bewundern, wenn ich höre oder ſehe, daß er, der einen wüthenden Guelfo meiſterhaft ſpielte, ein Menſch von ſanftem Charakter iſt; auf der andern Seite hingegen behaupte ich, daß er, was die Anmuth der Darſtellung betrifft, der Kunſt gar nichts zu danken haben dürfe, und daß hier

können beide völlig denſelben Effekt machen, wie das Original, das ſie nachahmen; und iſt die Kunſt groß, ſo kann ſie auch zuweilen den Kenner betrügen. Aber aus irgend einem Zuge blickt endlich doch der Zwang und die Abſicht hervor, und dann iſt Gleichgültigkeit, wo nicht gar Verachtung und Ekel, die unvermeidliche Folge. Sobald wir merken, daß die architektoniſche Schönheit gemacht iſt, ſo ſehen wir gerade ſo viel von der Menſchheit (als Erſcheinung) verſchwunden, als aus einem fremden Naturgebiet zu derſelben geſchlagen worden iſt — und wie ſollten wir, die wir nicht einmal Wegwerfung eines zufälligen Vorzugs verzeihen, mit Vergnügen, ja auch nur mit Gleichgültigkeit einen Tauſch betrachten, wobei ein Theil der Menſchheit für gemeine Natur iſt

---

Alles an ihm freiwilliges Werk der Natur ſeyn müſſe. Wenn es mir bei der Wahrheit ſeines Spiels beifällt, daß ihm dieſer Charakter nicht natürlich iſt, ſo werde ich ihn nur um ſo höher ſchätzen; wenn es mir bei der Schönheit ſeines Spiels beifällt, daß ihm dieſe anmuthigen Bewegungen nicht natürlich ſind, ſo werde ich mich nicht enthalten können, über den Menſchen zu zürnen, der hier den Künſtler zu Hülfe nehmen mußte. Die Urſache iſt, weil das Weſen der Grazie mit ihrer Natürlichkeit verſchwindet, und weil die Grazie doch eine Forderung iſt, die wir uns an den bloßen Menſchen zu machen berechtigt glauben. Was werde ich aber nun dem mimiſchen Künſtler antworten, der gern wiſſen möchte, wie er, da er ſie nicht erlernen darf, zu der Grazie kommen ſoll? Er ſoll, iſt meine Meinung, zuerſt dafür ſorgen, daß die Menſchheit in ihm ſelbſt zur Zeitigung komme, und dann ſoll er hingehen und (wenn es ſonſt ſein Beruf iſt) ſie auf der Schaubühne repräſentiren.

hingegeben worden? Wie ſollten wir, wenn wir auch die Wirkung verzeihen könnten, den Betrug nicht verachten? — Sobald wir merken, daß die Anmuth erkünſtelt iſt, ſo ſchließt ſich plötzlich unſer Herz und zurück flieht die ihr entgegenwallende Seele. Aus Geiſt ſehen wir plötzlich Materie geworden, und ein Wolkenbild aus einer himmliſchen Juno.

Obgleich aber die Anmuth etwas Unwillkührliches ſeyn oder ſcheinen muß, ſo ſuchen wir ſie doch nur bei Bewegungen, die, mehr oder weniger, von dem Willen abhängen. Man legt zwar auch einer gewiſſen Geberdenſprache Grazie bei, und ſpricht von einem anmuthigen Lächeln und einem reizenden Erröthen, welches doch beides ſympathetiſche Bewegungen ſind, worüber nicht der Wille, ſondern die Empfindung entſcheidet. Allein nicht zu rechnen, daß jenes doch in unſerer Gewalt iſt, und daß noch gezweifelt werden kann, ob dieſes auch eigentlich zur Anmuth gehöre, ſo ſind doch bei weitem die mehrern Fälle, in welchen ſich die Grazie offenbart, aus dem Gebiet der willkührlichen Bewegungen. Man fordert Anmuth von der Rede und vom Geſang, von dem willkührlichen Spiele der Augen und des Mundes, von den Bewegungen der Hände und der Arme bei jedem freien Gebrauch derſelben, von dem Gange, von der Haltung des Körpers und der Stellung, von dem ganzen Bezeugen eines Menſchen, inſofern es in ſeiner Gewalt iſt. Von denjenigen Bewegungen am Menſchen, die der Naturtrieb oder ein herrgewordener Affekt auf ſeine eigene Hand ausführt, und die

alſo auch ihrem Urſprung nach ſinnlich ſind, verlangen wir etwas ganz Anderes als Anmuth, wie ſich nachher entdecken wird. Dergleichen Bewegungen gehören der Natur und nicht der Perſon an, aus der doch allein alle Grazie quellen muß.

Wenn alſo die Anmuth eine Eigenſchaft iſt, die wir von willkührlichen Bewegungen fordern, und wenn auf der andern Seite von der Anmuth ſelbſt doch alles Willkührliche verbannt ſeyn muß, ſo werden wir ſie in demjenigen, was bei abſichtlichen Bewegungen unabſichtlich, zugleich aber einer moraliſchen Urſache im Gemüth entſprechend iſt, aufzuſuchen haben.

Dadurch wird übrigens bloß die Gattung von Bewegungen bezeichnet, unter welcher man die Grazie zu ſuchen hat; aber eine Bewegung kann alle dieſe Eigenſchaften haben, ohne deßwegen anmuthig zu ſeyn. Sie iſt dadurch bloß ſprechend (mimiſch).

Sprechend (im weiteſten Sinne) nenne ich jede Erſcheinung am Körper, die einen Gemüthszuſtand begleitet und ausdrückt. In dieſer Bedeutung ſind alſo alle ſympathetiſche Bewegungen ſprechend, ſelbſt diejenigen, welche bloßen Affektionen der Sinnlichkeit zur Begleitung dienen.

Auch thieriſche Bildungen ſprechen, indem ihr Aeußeres das Innere offenbart. Hier aber ſpricht bloß die Natur, nie die Freiheit. In der permanenten Geſtalt und in den feſten architektoniſchen Zügen des Thieres kündigt die Natur ihren Zweck, in den mimiſchen Zügen das erwachte oder geſtillte Bedürfniß an. Der Ring der Nothwendigkeit geht

durch das Thier wie durch die Pflanze, ohne durch eine Perſon unterbrochen zu werden. Die Individualität ſeines Daſeyns iſt nur die beſondere Vorſtellung eines allgemeinen Naturbegriffs; die Eigenthümlichkeit ſeines gegenwärtigen Zuſtandes bloß Beiſpiel einer Ausführung des Naturzwecks unter beſtimmten Naturbedingungen.

Sprechend im engern Sinn iſt nur die menſchliche Bildung, und dieſe auch nur in denjenigen ihrer Erſcheinungen, die ſeinen moraliſchen Empfindungszuſtand begleiten und demſelben zum Ausdruck dienen.

Nur in dieſen Erſcheinungen: denn in allen andern ſteht der Menſch in gleicher Reihe mit den übrigen Sinnenweſen. In ſeiner permanenten Geſtalt und in ſeinen architektoniſchen Zügen legt bloß die Natur, wie beim Thier und allen organiſchen Weſen, ihre Abſicht vor. Die Abſicht der Natur mit ihm kann zwar viel weiter gehen, als bei dieſen, und die Verbindung der Mittel zur Erreichung derſelben kunſtreicher und verwickelter ſeyn; dies alles kommt bloß auf Rechnung der Natur, und kann ihm ſelbſt zu keinem Vorzug gereichen.

Bei dem Thiere und der Pflanze gibt die Natur nicht bloß die Beſtimmung an, ſondern führt ſie auch allein aus. Dem Menſchen aber gibt ſie bloß die Beſtimmung, und überläßt ihm ſelbſt die Erfüllung derſelben. Dies allein macht ihn zum Menſchen.

Der Menſch allein hat als Perſon unter allen bekannten Weſen das Vorrecht, in den Ring der Nothwendigkeit, der für bloße Naturweſen unzerreißbar iſt,

durch ſeinen Willen zu greifen und eine ganz friſche Reihe von Erſcheinungen in ſich ſelbſt anzufangen. Der Akt, durch den er dieſes wirkt, heißt vorzugsweiſe eine Handlung, und diejenigen ſeiner Verrichtungen, die aus einer ſolchen Handlung herfließen, ausſchließungsweiſe ſeine Thaten. Er kann alſo, daß er eine Perſon iſt, bloß durch ſeine Thaten beweiſen.

Die Bildung des Thiers drückt nicht nur den Begriff ſeiner Beſtimmung, ſondern auch das Verhältniß ſeines gegenwärtigen Zuſtandes zu dieſer Beſtimmung aus. Da nun bei dem Thiere die Natur die Beſtimmung zugleich gibt und erfüllt, ſo kann die Bildung des Thiers nie etwas Anderes als das Werk der Natur ausdrücken.

Da die Natur dem Menſchen zwar die Beſtimmung gibt, aber die Erfüllung derſelben in ſeinen Willen ſtellt, ſo kann das gegenwärtige Verhältniß ſeines Zuſtandes zu ſeiner Beſtimmung nicht Werk der Natur, ſondern muß ſein eigenes Werk ſeyn. Der Ausdruck dieſes Verhältniſſes in ſeiner Bildung gehört alſo nicht der Natur, ſondern ihm ſelbſt an, das iſt, es iſt ein perſönlicher Ausdruck. Wenn wir alſo aus dem architektoniſchen Theil ſeiner Bildung erfahren, was die Natur mit ihm beabſichtet hat, ſo erfahren wir aus dem mimiſchen Theil derſelben, was er ſelbſt zur Erfüllung dieſer Abſicht gethan hat.

Bei der Geſtalt des Menſchen begnügen wir uns alſo nicht damit, daß ſie uns bloß den allgemeinen Begriff der Menſchheit, oder was etwa die Natur zu Erfüllung deſſelben an dieſem Individuum wirkte,

vor Augen ſtelle, denn das würde er mit jeder techniſchen Bildung gemein haben. Wir erwarten noch von ſeiner Geſtalt, daß ſie uns ſogleich offenbare, in wie weit er in ſeiner Freiheit dem Naturzweck entgegen kam, d. i. daß ſie Charakter zeige. In dem erſten Fall ſieht man wohl, daß die Natur es mit ihm auf einen Menſchen anlegte; aber nur aus dem zweiten ergibt ſich, ob er es wirklich geworden iſt.

Die Bildung eines Menſchen iſt alſo nur in ſo weit ſeine Bildung, als ſie mimiſch iſt; aber auch ſo weit ſie mimiſch iſt, iſt ſie ſein. Denn, wenn gleich der größere Theil dieſer mimiſchen Züge, ja, wenn gleich alle bloßer Ausdruck der Sinnlichkeit wären, und ihm alſo ſchon als bloßem Thiere zukommen könnten, ſo war er beſtimmt und fähig, die Sinnlichkeit durch ſeine Freiheit einzuſchränken. Die Gegenwart ſolcher Züge beweist alſo den Nichtgebrauch jener Fähigkeit, und die Nichterfüllung jener Beſtimmung iſt alſo eben ſo gewiß moraliſch ſprechend, als die Unterlaſſung einer Handlung, welche die Pflicht gebietet, eine Handlung iſt.

Von den ſprechenden Zügen, die immer ein Ausdruck der Seele ſind, muß man die ſtummen Züge unterſcheiden, die bloß die plaſtiſche Natur, inſofern ſie von jedem Einfluß der Seele unabhängig wirkt, in die menſchliche Bildung zeichnet. Ich nenne dieſe Züge ſtumm, weil ſie als unverſtändliche Chiffern der Natur von dem Charakter ſchweigen. Sie zeigen bloß die Eigenthümlichkeit der Natur im Vortrag der Gattung, und reichen oft für ſich allein ſchon hin, das

Individuum zu unterſcheiden, aber von der Perſon können ſie nie etwas offenbaren. Für den Phyſiognomen ſind dieſe ſtummen Züge keineswegs bedeutungsleer, weil der Phyſiognom nicht bloß wiſſen will, was der Menſch ſelbſt aus ſich gemacht, ſondern auch, was die Natur für und gegen ihn gethan hat.

Es iſt nicht ſo leicht, die Grenzen anzugeben, wo die ſtummen Züge aufhören und die ſprechenden beginnen. Die gleichförmig wirkende Bildungskraft und der geſetzloſe Affekt ſtreiten unaufhörlich um ihr Gebiet; und was die Natur mit unermüdeter ſtiller Thätigkeit erbaute, wird oft wieder umgeriſſen von der Freiheit, die gleich einem aufſchwellenden Strome über ihre Ufer tritt. Ein reger Geiſt verſchafft ſich auf alle körperlichen Bewegungen Einfluß, und kommt zuletzt mittelbar dahin, auch ſelbſt die feſten Formen der Natur, die dem Willen unerreichbar ſind, durch die Macht des ſympathetiſchen Spiels zu verändern. An einem ſolchen Menſchen wird endlich Alles Charakterzug, wie wir an manchen Köpfen finden, die ein langes Leben, außerordentliche Schickſale und ein thätiger Geiſt völlig durchgearbeitet haben. Der plaſtiſchen Natur gehört an ſolchen Formen nur das Generiſche, die ganze Individualität der Ausführung aber der Perſon an; daher ſagt man ſehr richtig, daß an einer ſolchen Geſtalt Alles Seele ſey.

Dagegen zeigen uns jene zugeſtutzten Zöglinge der Regel (die zwar die Sinnlichkeit zur Ruhe bringen, aber die Menſchheit nicht wecken kann) in ihrer flachen und ausdrucksloſen Bildung überall nichts, als

den Finger der Natur. Die geſchäftloſe Seele iſt ein beſcheidener Gaſt in ihrem Körper und ein friedlicher ſtiller Nachbar der ſich ſelbſt überlaſſenen Bildungskraft. Kein anſtrengender Gedanke, keine Leidenſchaft greift in den ruhigen Takt des phyſiſchen Lebens; nie wird der Bau durch das Spiel in Gefahr geſetzt, nie die Vegetation durch die Freiheit beunruhigt. Da die tiefe Ruhe des Geiſtes keine beträchtliche Conſumtion der Kräfte verurſacht, ſo wird die Ausgabe nie die Einnahme überſteigen, vielmehr die thieriſche Oekonomie immer Ueberſchuß haben. Für den ſchmalen Gehalt von Glückſeligkeit, den ſie ihm auswirft, macht der Geiſt den pünktlichen Hausverwalter der Natur, und ſein ganzer Ruhm iſt, ihr Buch in Ordnung zu halten. Geleiſtet wird alſo werden, was die Organiſation immer leiſten kann, und floriren wird das Geſchäft der Ernährung und Zeugung. Ein ſo glückliches Einverſtändniß zwiſchen der Naturnothwendigkeit und der Freiheit kann der architektoniſchen Schönheit nicht anders als günſtig ſeyn, und hier iſt es auch, wo ſie in ihrer ganzen Reinheit kann beobachtet werden. Aber die allgemeinen Naturkräfte führen, wie man weiß, einen ewigen Krieg mit den beſondern, oder den organiſchen, und die kunſtreichſte Technik wird endlich von der Kohäſion und Schwerkraft bezwungen. Daher hat auch die Schönheit des Baues, als bloßes Naturprodukt, ihre beſtimmten Perioden der Blüthe, der Reife und des Verfalles, die das Spiel zwar beſchleunigen, aber niemals verzögern kann; und ihr gewöhnliches Ende iſt, daß die Maſſe

allmählig über die Form Meiſter wird, und der lebendige Bildungstrieb in dem aufgeſpeicherten Stoff ſich ſein eigenes Grab bereitet. *

---

* Daher man auch mehrentheils finden wird, daß ſolche Schönheiten des Baues ſich ſchon im mittlern Alter durch Obeſität ſehr merklich vergröbern, daß anſtatt jener kaum angedeuteten zarten Lineamente der Haut, ſich Gruben einſenken und wurſtförmige Falten aufwerfen, daß das Gewicht unvermerkt auf die Form Einfluß bekommt, und das reizende mannichfache Spiel ſchöner Linien auf der Oberfläche ſich in einem gleichförmig ſchwellenden Polſter von Fette verliert. Die Natur nimmt wieder, was ſie gegeben hat.

Ich bemerke beiläufig, daß etwas Aehnliches zuweilen mit dem Genie vorgeht, welches überhaupt in ſeinem Urſprunge, wie in ſeinen Wirkungen, mit der architektoniſchen Schönheit Vieles gemein hat. Wie dieſe, ſo iſt auch jenes ein bloßes Naturerzeugniß; und nach der verkehrten Denkart der Menſchen, die, was nach keiner Vorſchrift nachzuahmen und durch kein Verdienſt zu erringen iſt, gerade am höchſten ſchätzen, wird die Schönheit mehr als der Reiz, das Genie mehr als erworbene Kraft des Geiſtes bewundert. Beide Günſtlinge der Natur werden bei allen ihren Unarten (wodurch ſie nicht ſelten ein Gegenſtand verdienter Verachtung ſind) als ein gewiſſer Geburtsadel, als eine höhere Kaſte betrachtet, weil ihre Vorzüge von Naturbedingungen abhängig ſind, und daher über alle Wahl hinaus liegen.

Aber wie es der architektoniſchen Schönheit ergeht, wenn ſie nicht zeitig dafür Sorge trägt, ſich an der Grazie eine Stütze und eine Stellvertreterin heranzuziehen, eben ſo ergeht es auch dem Genie, wenn es ſich durch Grundſätze, Geſchmack und Wiſſenſchaft zu ſtärken verabſäumt. War ſeine ganze Ausſtattung eine lebhafte und blühende Einbildungskraft (und die Natur kann nicht wohl andere als ſinnliche Vorzüge ertheilen), ſo mag es bei Zeiten darauf denken, ſich

Ob indeſſen gleich kein einzelner ſtummer Zug Ausdruck des Geiſtes iſt, ſo iſt eine ſolche ſtumme Bildung doch im Ganzen charakteriſtiſch; und zwar aus eben dem Grunde, warum eine ſinnlich ſprechende es iſt. Der Geiſt nämlich ſoll thätig ſeyn und ſoll moraliſch empfinden, und alſo zeugt es von ſeiner Schuld, wenn ſeine Bildung davon keine Spuren

---

dieſes zweideutigen Geſchenks durch den einzigen Gebrauch zu verſichern, wodurch Naturgaben Beſitzungen des Geiſtes werden können; dadurch, meine ich, daß es der Materie Form ertheilt; denn der Geiſt kann nichts, als was Form iſt, ſein eigen nennen. Durch keine verhältnißmäßige Kraft der Vernunft beherrſcht, wird die wild aufgeſchoſſene, üppige Naturkraft über die Freiheit des Verſtandes hinauswachſen, und ſie eben ſo erſticken, wie bei der architektoniſchen Schönheit die Maſſe endlich die Form unterdrückt.

Die Erfahrung, denke ich, liefert hievon reichlich Belege, beſonders an denjenigen Dichtergenien, die früher berühmt werden, als ſie mündig ſind, und wo, wie bei mancher Schönheit, das ganze Talent oft die Jugend iſt. Iſt aber der kurze Frühling vorbei, und fragt man nach den Früchten, die er hoffen ließ, ſo ſind es ſchwammige und oft verkrüppelte Geburten, die ein mißgeleiteter blinder Bildungstrieb erzeugte. Gerade da, wo man erwarten kann, daß der Stoff ſich zur Form veredelt und der bildende Geiſt in der Anſchauung Ideen niedergelegt habe, ſind ſie, wie jedes andere Naturprodukt, der Materie anheim gefallen, und die vielverſprechenden Meteore erſcheinen als ganz gewöhnliche Lichter — wo nicht gar als noch etwas weniger. Denn die poetiſirende Einbildungskraft ſinkt zuweilen auch ganz zu dem Stoff zurück, aus dem ſie ſich losgewickelt hatte, und verſchmäht es nicht, der Natur bei einem andern ſolidern Bildungswerk zu dienen, wenn es ihr mit der poetiſchen Zeugung nicht recht mehr gelingen will.

aufweiſt. Wenn uns alſo gleich der reine und ſchöne Ausdruck ſeiner Beſtimmung in der Architektur ſeiner Geſtalt mit Wohlgefallen und mit Ehrfurcht gegen die höchſte Vernunft, als ihre Urſache, erfüllt, ſo werden beide Empfindungen nur ſo lange ungemiſcht bleiben, als er uns bloße Naturerzeugung iſt. Denken wir ihn uns aber als moraliſche Perſon, ſo ſind wir berechtigt, einen Ausdruck derſelben in ſeiner Geſtalt zu erwarten, und ſchlägt dieſe Erwartung fehl, ſo wird Verachtung unausbleiblich erfolgen. Bloß organiſche Weſen ſind uns ehrwürdig als Geſchöpfe; der Menſch aber kann es uns nur als Schöpfer (d. i. als Selbſturheber ſeines Zuſtandes) ſeyn. Er ſoll nicht bloß, wie die übrigen Sinnenweſen, die Strahlen fremder Vernunft zurückwerfen, wenn es gleich die göttliche wäre, ſondern er ſoll, gleich einem Sonnenkörper, von ſeinem eigenen Lichte glänzen.

Eine ſprechende Bildung wird alſo von dem Menſchen gefordert, ſobald man ſich ſeiner ſittlichen Beſtimmung bewußt wird; aber es muß zugleich eine Bildung ſeyn, die zu ſeinem Vortheil ſpricht, d. i. die eine ſeiner Beſtimmung gemäße Empfindungsart, eine moraliſche Fertigkeit ausdrückt. Dieſe Anforderung macht die Vernunft an die Menſchenbildung.

Der Menſch iſt aber als Erſcheinung zugleich Gegenſtand des Sinnes. Wo das moraliſche Gefühl Befriedigung findet, da will das äſthetiſche nicht verkürzt ſeyn, und die Uebereinſtimmung mit einer Idee darf in der Erſcheinung kein Opfer koſten. So ſtreng alſo auch immer die Vernunft einen Ausdruck

der Sittlichkeit fordert, ſo unnachläßlich fordert das Auge Schönheit. Da dieſe beiden Forderungen an daſſelbe Objekt, obgleich von verſchiedenen Inſtanzen der Beurtheilung, ergehen, ſo muß auch durch eine und dieſelbe Urſache für beider Befriedigung geſorgt ſeyn. Diejenige Gemüthsverfaſſung des Menſchen, wodurch er am fähigſten wird, ſeine Beſtimmung als moraliſche Perſon zu erfüllen, muß einen ſolchen Ausdruck geſtatten, der ihm auch, als bloßer Erſcheinung, am vortheilhafteſten iſt. Mit andern Worten: ſeine ſittliche Fertigkeit muß ſich durch Grazie offenbaren.

Hier iſt es nun, wo die große Schwierigkeit eintritt. Schon aus dem Begriff moraliſch ſprechender Bewegungen ergibt ſich, daß ſie eine moraliſche Urſache haben müſſen, die über die Sinnenwelt hinaus liegt; eben ſo ergibt ſich aus dem Begriffe der Schönheit, daß ſie keine andere als ſinnliche Urſachen habe, und ein völlig freier Natureffekt ſeyn oder doch ſo erſcheinen müſſe. Wenn aber der letzte Grund moraliſch ſprechender Bewegungen nothwendig außerhalb, der letzte Grund der Schönheit eben ſo nothwendig innerhalb der Sinnenwelt liegt, ſo ſcheint die Grazie, welche Beides verbinden ſoll, einen offenbaren Widerſpruch zu enthalten.

Um ihn zu heben, wird man alſo annehmen müſſen, „daß die moraliſche Urſache im Gemüthe, die der Grazie zum Grunde liegt, in der von ihr abhängenden Sinnlichkeit gerade denjenigen Zuſtand nothwendig hervorbringe, der die Naturbedingungen des Schönen in ſich enthält.“ Das Schöne ſetzt nämlich,

wie ſich von allem Sinnlichen verſteht, gewiſſe Bedingungen, und, in ſo fern es das Schöne iſt, auch bloß ſinnliche Bedingungen voraus. Daß nun der Geiſt (nach einem Geſetz, das wir nicht ergründen können) durch den Zuſtand, worin er ſich ſelbſt befindet, der ihn begleitenden Natur den ihrigen vorſchreibt, und daß der Zuſtand moraliſcher Fertigkeit in ihm gerade derjenige iſt, durch den die ſinnlichen Bedingungen des Schönen in Erfüllung gebracht werden, dadurch macht er das Schöne möglich, und das allein iſt ſeine Handlung. Daß aber wirklich Schönheit daraus wird, das iſt Folge jener ſinnlichen Bedingungen, alſo freie Naturwirkung. Weil aber die Natur bei willkührlichen Bewegungen, wo ſie als Mittel behandelt wird, um einen Zweck auszuführen, nicht wirklich frei heißen kann, und weil ſie bei den unwillkührlichen Bewegungen, die das Moraliſche ausdrücken, wiederum nicht frei heißen kann, ſo iſt die Freiheit, mit der ſie ſich in ihrer Abhängigkeit von dem Willen deſſenungeachtet äußert, eine Zulaſſung von Seiten des Geiſtes. Man kann alſo ſagen, daß die Grazie eine Gunſt ſey, die das Sittliche dem Sinnlichen erzeigt, ſo wie die architektoniſche Schönheit als die Einwilligung der Natur zu ihrer techniſchen Form kann betrachtet werden.

Man erlaube mir dies durch eine bildliche Vorſtellung zu erläutern. Wenn ein monarchiſcher Staat auf eine ſolche Art verwaltet wird, daß, obgleich Alles nach eines Einzigen Willen geht, der einzelne Bürger ſich doch überreden kann, daß er nach ſeinem

eigenen Sinne lebe und bloß ſeiner Neigung gehorche, ſo nennt man dies eine liberale Regierung. Man würde aber großes Bedenken tragen, ihr dieſen Namen zu geben, wenn entweder der Regent ſeinen Willen gegen die Neigung des Bürgers, oder der Bürger ſeine Neigung gegen den Willen des Regenten behauptete; denn in dem erſten Fall wäre die Regierung nicht liberal, in dem zweiten wäre ſie gar nicht Regierung.

Es iſt nicht ſchwer, die Anwendung davon auf die menſchliche Bildung unter dem Regiment des Geiſtes zu machen. Wenn ſich der Geiſt in der von ihm abhängenden ſinnlichen Natur auf eine ſolche Art äußert, daß ſie ſeinen Willen auf's Treueſte ausrichtet, und ſeine Empfindungen auf das Sprechendſte ausdrückt, ohne doch gegen die Anforderungen zu verſtoſſen, welche der Sinn an ſie als an Erſcheinungen macht, ſo wird dasjenige entſtehen, was man Anmuth nennt. Man würde aber gleich weit entfernt ſeyn, es Anmuth zu nennen, wenn entweder der Geiſt ſich in der Sinnlichkeit durch Zwang offenbarte, oder wenn dem freien Effekt der Sinnlichkeit der Ausdruck des Geiſtes fehlte. Denn in dem erſten Fall wäre keine Schönheit vorhanden, in dem zweiten wäre es keine Schönheit des Spiels.

Es iſt alſo immer nur der überſinnliche Grund im Gemüthe, der die Grazie ſprechend, und immer nur ein bloß ſinnlicher Grund in der Natur, der ſie ſchön macht. Es läßt ſich eben ſo wenig ſagen, daß der Geiſt die Schönheit erzeuge, als man, im

angeführten Fall, von dem Herrſcher ſagen kann, daß er Freiheit hervorbringe; denn Freiheit kann man einem zwar laſſen, aber nicht geben.

So wie aber doch der Grund, warum ein Volk unter dem Zwang eines fremden Willens ſich frei fühlt, größtentheils in der Geſinnung des Herrſchers liegt, und eine entgegengeſetzte Denkart des Letztern jener Freiheit nicht ſehr günſtig ſeyn würde; eben ſo müſſen wir auch die Schönheit der freien Bewegungen in der ſittlichen Beſchaffenheit des ſie diktirenden Geiſtes aufſuchen. Und nun entſteht die Frage, was dies wohl für eine perſönliche Beſchaffenheit ſeyn mag, die den ſinnlichen Werkzeugen des Willens die größere Freiheit verſtattet, und was für moraliſche Empfindungen ſich am beſten mit der Schönheit im Ausdruck vertragen?

So viel leuchtet ein, daß ſich weder der Wille bei der abſichtlichen, noch der Affekt bei der ſympathetiſchen Bewegung gegen die von ihm abhängende Natur als eine Gewalt verhalten dürfe, wenn ſie ihm mit Schönheit gehorchen ſoll. Schon das allgemeine Gefühl der Menſchen macht die Leichtigkeit zum Hauptcharakter der Grazie, und was angeſtrengt wird, kann niemals Leichtigkeit zeigen. Eben ſo leuchtet ein, daß auf der andern Seite die Natur ſich gegen den Geiſt nicht als Gewalt verhalten dürfe, wenn ein ſchön moraliſcher Ausdruck Statt haben ſoll; denn wo die bloße Natur herrſcht, da muß die Menſchheit verſchwinden.

Es laſſen ſich in Allem dreierlei Verhältniſſe denken, in welchem der Menſch zu ſich ſelbſt, d. i. ſein

ſinnlicher Theil zu ſeinem vernünftigen, ſtehen kann. Unter dieſen haben wir dasjenige aufzuſuchen, welches ihn in der Erſcheinung am beſten kleidet und deſſen Darſtellung Schönheit iſt.

Der Menſch unterdrückt entweder die Forderungen ſeiner ſinnlichen Natur, um ſich den höhern Forderungen ſeiner vernünftigen gemäß zu verhalten; oder er kehrt es um und ordnet den vernünftigen Theil ſeines Weſens dem ſinnlichen unter, und folgt alſo bloß dem Stoße, womit ihn die Naturnothwendigkeit gleich den andern Erſcheinungen forttreibt; oder die Triebe des letztern ſetzen ſich mit den Geſetzen des erſtern in Harmonie, und der Menſch iſt einig mit ſich ſelbſt.

Wenn ſich der Menſch ſeiner reinen Selbſtſtändigkeit bewußt wird, ſo ſtößt er Alles von ſich, was ſinnlich iſt, und nur durch dieſe Abſonderung von dem Stoffe gelangt er zum Gefühl ſeiner rationalen Freiheit. Dazu aber wird, weil die Sinnlichkeit hartnäckig und kraftvoll widerſteht, von ſeiner Seite eine merkliche Gewalt und große Anſtrengung erfordert, ohne welche es ihm unmöglich wäre, die Begierde von ſich zu halten und den nachdrücklich ſprechenden Inſtinkt zum Schweigen zu bringen. Der ſo geſtimmte Geiſt läßt ſich die von ihm abhängende Natur, ſowohl da, wo ſie im Dienſt ſeines Willens handelt, als da, wo ſie ſeinem Willen vorgreifen will, erfahren, daß er ihr Herr iſt. Unter ſeiner ſtrengen Zucht wird alſo die Sinnlichkeit unterdrückt erſcheinen, und der innere Widerſtand wird ſich von außen durch

Zwang verrathen. Eine ſolche Verfaſſung des Gemüths kann alſo der Schönheit nicht günſtig ſeyn, welche die Natur nicht anders als in ihrer Freiheit hervorbringt, und es wird daher auch nicht Grazie ſeyn können, wodurch die mit dem Stoffe kämpfende moraliſche Freiheit ſich kenntlich macht.

Wenn hingegen der Menſch, unterjocht vom Bedürfniß, den Naturtrieb ungebunden über ſich herrſchen läßt, ſo verſchwindet mit ſeiner innern Selbſtſtändigkeit auch jede Spur derſelben in ſeiner Geſtalt. Nur die Thierheit redet aus dem ſchwimmenden, erſterbenden Auge, aus dem lüſtern geöffneten Munde, aus der erſtickten bebenden Stimme, aus dem kurzen geſchwinden Athem, aus dem Zittern der Glieder, aus dem ganzen erſchlaffenden Bau. Nachgelaſſen hat aller Widerſtand der moraliſchen Kraft, und die Natur in ihm iſt in volle Freiheit geſetzt. Aber eben dieſer gänzliche Nachlaß der Selbſtthätigkeit, der im Moment des ſinnlichen Verlangens, und noch mehr im Genuß zu erfolgen pflegt, ſetzt augenblicklich die rohe Materie in Freiheit, die durch das Gleichgewicht der thätigen und leidenden Kräfte bisher gebunden war. Die todten Naturkräfte fangen an, über die lebendigen der Organiſation die Oberhand zu bekommen, die Form von der Maſſe, die Menſchheit von gemeiner Natur unterdrückt zu werden. Das ſeeleſtrahlende Auge wird matt, oder quillt auch gläſern und ſtier aus ſeiner Höhlung hervor, der feine Inkarnat der Wangen verdickt ſich zu einer groben und gleichförmigen Tüncherfarbe, der Mund wird zur

bloßen Oeffnung, denn ſeine Form iſt nicht mehr Folge der wirkenden, ſondern der nachlaſſenden Kräfte, die Stimme und der ſeufzende Athem ſind nichts als Hauche, wodurch die beſchwerte Bruſt ſich erleichtern will, und die nun bloß ein mechaniſches Bedürfniß, keine Seele verrathen. Mit einem Worte: bei der Freiheit, welche die Sinnlichkeit ſich ſelbſt nimmt, iſt an keine Schönheit zu denken. Die Freiheit der Formen, die der ſittliche Wille bloß eingeſchränkt hatte, überwältigt der grobe Stoff, welcher ſtets ſo viel Feld gewinnt, als dem Willen entriſſen wird.

Ein Menſch in dieſem Zuſtand empört nicht bloß den moraliſchen Sinn, der den Ausdruck der Menſchheit unnachläßlich fordert; auch der äſtheti= ſche Sinn, der ſich nicht mit dem bloßen Stoffe be= friedigt, ſondern in der Form ein freies Vergnügen ſucht, wird ſich mit Ekel von einem ſolchen Anblick abwenden, bei welchem nur die Begierde ihre Rechnung finden kann.

Das erſte dieſer Verhältniſſe zwiſchen beiden Na= turen im Menſchen erinnert an eine Monarchie, wo die ſtrenge Aufſicht des Herrſchers jede freie Re= gung im Zaum hält; das zweite an eine wilde Ochlo= kratie, wo der Bürger durch Aufkündigung des Gehorſams gegen den rechtmäßigen Oberherrn ſo we= nig frei, als die menſchliche Bildung durch Unter= drückung der moraliſchen Selbſtthätigkeit ſchön wird, vielmehr nur dem brutalern Despotismus der unterſten Klaſſen, wie hier die Form der Maſſe, anheimfällt. So wie die Freiheit zwiſchen dem geſetzlichen Druck

und der Anarchie mitten inne liegt, ſo werden wir jetzt auch die Schönheit zwiſchen der Würde, als dem Ausdruck des herrſchenden Geiſtes, und der Wolluſt, als dem Ausdruck des herrſchenden Triebes, in der Mitte finden.

Wenn nämlich weder die über die Sinnlichkeit herrſchende Vernunft, noch die über die Vernunft herrſchende Sinnlichkeit ſich mit Schönheit des Ausdrucks vertragen, ſo wird, (denn es gibt keinen vierten Fall) ſo wird derjenige Zuſtand des Gemüths, wo Vernunft und Sinnlichkeit — Pflicht und Neigung — zuſammenſtimmen, die Bedingung ſeyn, unter der die Schönheit des Spiels erfolgt.

Um ein Objekt der Neigung werden zu können, muß der Gehorſam gegen die Vernunft einen Grund des Vergnügens abgeben, denn nur durch Luſt und Schmerz wird der Trieb in Bewegung geſetzt. In der gewöhnlichen Erfahrung iſt es zwar umgekehrt, und das Vergnügen iſt der Grund, warum man vernünftig handelt. Daß die Moral ſelbſt endlich aufgehört hat, dieſe Sprache zu reden, hat man dem unſterblichen Verfaſſer der Kritik zu verdanken, dem der Ruhm gebührt, die geſunde Vernunft aus der philoſophirenden wieder hergeſtellt zu haben.

Aber ſo wie die Grundſätze dieſes Weltweiſen von ihm ſelbſt und auch von andern pflegen vorgeſtellt zu werden, ſo iſt die Neigung eine ſehr zweideutige Gefährtin des Sittengefühls, und das Vergnügen eine bedenkliche Zugabe zu moraliſchen Beſtimmungen.

Wenn der Glückſeligkeitstrieb auch keine blinde Herrſchaft über den Menſchen behauptet, ſo wird er doch bei dem ſittlichen Wahlgeſchäfte gern mitſprechen wollen, und ſo der Reinheit des Willens ſchaden, der immer nur dem Geſetze und nie dem Triebe folgen ſoll. Um alſo völlig ſicher zu ſeyn, daß die Neigung nicht mit beſtimmte, ſieht man ſie lieber im Krieg, als im Einverſtändniß mit dem Vernunftgeſetze, weil es gar zu leicht ſeyn kann, daß ihre Fürſprache allein ihm ſeine Macht über den Willen verſchaffte. Denn da es beim Sittlichhandeln nicht auf die Geſetzmäßigkeit der Thaten, ſondern einzig nur auf die Pflichtmäßigkeit der Geſinnungen ankommt, ſo legt man mit Recht keinen Werth auf die Betrachtung, daß es für die erſte gewöhnlich vortheilhafter ſey, wenn ſich die Neigung auf Seiten der Pflicht befindet. Soviel ſcheint alſo wohl gewiß zu ſeyn, daß der Beifall der Sinnlichkeit, wenn er die Pflichtmäßigkeit des Willens auch nicht verdächtig macht, doch wenigſtens nicht im Stand iſt, ſie zu verbürgen. Der ſinnliche Ausdruck dieſes Beifalls in der Grazie, wird alſo für die Sittlichkeit der Handlung, bei der er angetroffen wird, nie ein hinreichendes und gültiges Zeugniß ablegen, und aus dem ſchönen Vortrag einer Geſinnung oder Handlung wird man nie ihren moraliſchen Werth erfahren.

Bis hieher glaube ich mit den Rigoriſten der Moral vollkommen einſtimmig zu ſeyn; aber ich hoffe dadurch noch zum Latitudinarier zu werden, daß ich die Anſprüche der Sinnlichkeit, die im Felde der

reinen Vernunft, und bei der moraliſchen Geſetzgebung, völlig zurückgewieſen ſind, im Feld der Erſcheinung und bei der wirklichen Ausübung der Sittenpflicht noch zu behaupten verſuche.

So gewiß ich nämlich überzeugt bin — und eben darum, weil ich es bin — daß der Antheil der Neigung an einer freien Handlung für die reine Pflichtmäßigkeit dieſer Handlung nichts beweist, ſo glaube ich eben daraus folgern zu können, daß die ſittliche Vollkommenheit des Menſchen gerade nur aus dieſem Antheil ſeiner Neigung an ſeinem moraliſchen Handeln erhellen kann. Der Menſch nämlich iſt nicht dazu beſtimmt, einzelne ſittliche Handlungen zu verrichten, ſondern ein ſittliches Weſen zu ſeyn. Nicht Tugenden, ſondern die Tugend iſt ſeine Vorſchrift, und Tugend iſt nichts Anderes, „als eine Neigung zu der Pflicht.“ Wie ſehr alſo auch Handlungen aus Neigung, und Handlungen aus Pflicht in objektivem Sinne einander entgegenſtehen, ſo iſt dies doch in ſubjektivem Sinne nicht alſo, und der Menſch darf nicht nur, ſondern ſoll Luſt und Pflicht in Verbindung bringen; er ſoll ſeiner Vernunft mit Freuden gehorchen. Nicht um ſie wie eine Laſt wegzuwerfen, oder wie eine grobe Hülle von ſich abzuſtreifen, nein, um ſie auf's Innigſte mit ſeinem höhern Selbſt zu vereinbaren, iſt ſeiner reinen Geiſternatur eine ſinnliche beigeſellt. Dadurch ſchon, daß ſie ihn zum vernünftig ſinnlichen Weſen, d. i. zum Menſchen machte, kündigte ihm die Natur die Verpflichtung an, nicht zu trennen, was ſie verbunden

hat, auch in den reinſten Aeußerungen ſeines göttlichen Theiles den ſinnlichen nicht hinter ſich zu laſſen, und den Triumph des einen nicht auf Unterdrückung des andern zu gründen. Erſt alsdann, wenn ſie aus ſeiner geſammten Menſchheit als die vereinigte Wirkung beider Prinzipien hervorquillt, wenn ſie ihm zur Natur geworden iſt, iſt ſeine ſittliche Denkart geborgen; denn ſo lange der ſittliche Geiſt noch Gewalt anwendet, ſo muß der Naturtrieb ihm noch Macht entgegen zu ſetzen haben. Der bloß niedergeworfene Feind kann wieder aufſtehen, aber der verſöhnte iſt wahrhaft überwunden.

In der Kant'ſchen Moralphiloſophie iſt die Idee der Pflicht mit einer Härte vorgetragen, die alle Grazien davon zurückſchreckt, und einen ſchwachen Verſtand leicht verſuchen könnte, auf dem Wege einer finſtern und mönchiſchen Ascetik die moraliſche Vollkommenheit zu ſuchen. Wie ſehr ſich auch der große Weltweiſe gegen dieſe Mißdeutung zu verwahren ſuchte, die ſeinem heitern und freien Geiſt unter allen gerade die empörendſte ſeyn muß, ſo hat er, däucht mir, doch ſelbſt durch die ſtrenge und grelle Entgegenſetzung beider auf den Willen des Menſchen wirkenden Prinzipien einen ſtarken (obgleich bei ſeiner Abſicht vielleicht kaum zu vermeidenden) Anlaß dazu gegeben. Ueber die Sache ſelbſt kann, nach den von ihm geführten Beweiſen, unter denkenden Köpfen, die überzeugt ſeyn wollen, kein Streit mehr ſeyn, und ich wüßte kaum, wie man nicht lieber ſein ganzes Menſchſeyn aufgeben, als über dieſe Angelegenheit

ein anderes Reſultat von der Vernunft erhalten wollte. Aber ſo rein er bei Unterſuchung der Wahrheit zu Werke ging, und ſo ſehr ſich hier Alles aus bloß objektiven Gründen erklärt, ſo ſcheint ihn doch in Darſtellung der gefundenen Wahrheit eine mehr ſubjektive Maxime geleitet zu haben, die, wie ich glaube, aus den Zeitumſtänden nicht ſchwer zu erklären iſt.

So wie er nämlich die Moral ſeiner Zeit, im Syſtem und in der Ausübung, vor ſich fand, ſo mußte ihn auf der einen Seite ein grober Materialismus in den moraliſchen Prinzipien empören, den die unwürdige Gefälligkeit der Philoſophen dem ſchlaffen Zeitcharakter zum Kopfkiſſen untergelegt hatte. Auf der andern Seite mußte ein nicht weniger bedenklicher Perfektionsgrundſatz, der, um eine abſtrakte Idee von allgemeiner Weltvollkommenheit zu realiſiren, über die Wahl der Mittel nicht ſehr verlegen war, ſeine Aufmerkſamkeit erregen. Er richtete alſo dahin, wo die Gefahr am meiſten erklärt und die Reform am dringendſten war, die ſtärkſte Kraft ſeiner Gründe, und machte es ſich zum Geſetze, die Sinnlichkeit ſowohl da, wo ſie mit frecher Stirn dem Sittengefühl Hohn ſpricht, als in der impoſanten Hülle moraliſch löblicher Zwecke, worein beſonders ein gewiſſer enthuſiaſtiſcher Ordensgeiſt ſie zu verſtecken weiß, ohne Nachſicht zu verfolgen. Er hatte nicht die Unwiſſenheit zu belehren, ſondern die Verkehrtheit zurecht zu weiſen. Erſchütterung forderte die Kur, nicht Einſchmeichlung und

Ueberredung, und je härter der Abſtich war, den der Grundſatz der Wahrheit mit den herrſchenden Maximen machte, deſto mehr konnte er hoffen, Nachdenken darüber zu erregen. Er ward der Drako ſeiner Zeit, weil ſie ihm eines Solons noch nicht werth und empfänglich ſchien. Aus dem Sanktuarium der reinen Vernunft brachte er das fremde und doch wieder ſo bekannte Moralgeſetz, ſtellte es in ſeiner ganzen Heiligkeit aus vor dem entwürdigten Jahrhundert, und fragte wenig darnach, ob es Augen gibt, die ſeinen Glanz nicht vertragen.

Womit aber hatten es die Kinder des Hauſes verſchuldet, daß er nur für die Knechte ſorgte? Weil oft ſehr unreine Neigungen den Namen der Tugend uſurpiren, mußte darum auch der uneigennützige Affekt in der edelſten Bruſt verdächtig gemacht werden? Weil der moraliſche Weichling dem Geſetz der Vernunft gern eine Laxität geben möchte, die es zum Spielwerk ſeiner Convenienz macht, mußte ihm darum eine Rigidität beigelegt werden, die die kraftvollſte Aeußerung moraliſcher Freiheit nur in eine rühmlichere Art von Knechtſchaft verwandelt? Denn hat wohl der wahrhaft ſittliche Menſch eine freiere Wahl zwiſchen Selbſtachtung und Selbſtverwerfung, als der Sinnenſklave zwiſchen Vergnügen und Schmerz? Iſt dort etwa weniger Zwang für den reinen Willen als hier für den verdorbenen? Mußte ſchon durch die imperative Form des Moralgeſetzes die Menſchheit angeklagt und erniedriget werden, und das erhabenſte Dokument ihrer Größe zugleich

die Urkunde ihrer Gebrechlichkeit ſeyn? War es wohl bei dieſer imperativen Form zu vermeiden, daß eine Vorſchrift, die ſich der Menſch als Vernunftweſen ſelbſt gibt, die deßwegen allein für ihn bindend, und dadurch allein mit ſeinem Freiheitsgefühle verträglich iſt, nicht den Schein eines fremden und poſitiven Geſetzes annahm — einen Schein, der durch ſeinen radikalen Hang, demſelben entgegen zu handeln (wie man ihm Schuld gibt), ſchwerlich vermindert werden dürfte! *

Es iſt für moraliſche Wahrheiten gewiß nicht vortheilhaft, Empfindungen gegen ſich zu haben, die der Menſch ohne Erröthen ſich geſtehen darf. Wie ſollen ſich aber die Empfindungen der Schönheit und Freiheit mit dem auſteren Geiſt eines Geſetzes vertragen, das ihn mehr durch Furcht als durch Zuverſicht leitet, das ihn, den die Natur doch vereinigte, ſtets zu vereinzeln ſtrebt, und nur dadurch, daß es ihm Mißtrauen gegen den einen Theil ſeines Weſens erweckt, ſich der Herrſchaft über den andern verſichert. Die menſchliche Natur iſt ein verbundeneres Ganze in der Wirklichkeit, als es dem Philoſophen, der nur durch Trennen was vermag, erlaubt iſt, ſie erſcheinen zu laſſen. Nimmermehr kann die Vernunft Affekte als ihrer unwerth verwerfen, die das Herz mit Freudigkeit bekennt, und der Menſch

* Siehe das Glaubensbekenntniß des V. d. K. von der menſchlichen Natur in ſeiner neueſten Schrift: Die Offenbarung in den Grenzen der Vernunft. Erſter Abſchnitt.

da, wo er moraliſch geſunken wäre, nicht wohl in ſeiner eigenen Achtung ſteigen. Wäre die ſinnliche Natur im Sittlichen immer nur die unterdrückte und nie die mitwirkende Partei, wie könnte ſie das ganze Feuer ihrer Gefühle zu einem Triumph hergeben, der über ſie ſelbſt gefeiert wird? Wie könnte ſie eine ſo lebhafte Theilnehmerin an dem Selbſtbewußtſeyn des reinen Geiſtes ſeyn, wenn ſie ſich nicht endlich ſo innig an ihn anſchließen könnte, daß ſelbſt der analytiſche Verſtand ſie nicht ohne Gewaltthätigkeit mehr von ihm trennen kann.

Der Wille hat ohnehin einen unmittelbarern Zuſammenhang mit dem Vermögen der Empfindungen als mit dem der Erkenntniß, und es wäre in manchen Fällen ſchlimm, wenn er ſich bei der reinen Vernunft erſt orientiren müßte. Es erweckt mir kein gutes Vorurtheil für einen Menſchen, wenn er der Stimme des Triebes ſo wenig trauen darf, daß er gezwungen iſt, ihn jedesmal erſt vor dem Grundſatze der Moral abzuhören: vielmehr achtet man ihn hoch, wenn er ſich demſelben, ohne Gefahr, durch ihn mißgeleitet zu werden, mit einer gewiſſen Sicherheit vertraut. Denn das beweist, daß beide Prinzipien in ihm ſich ſchon in derjenigen Uebereinſtimmung befinden, welche das Siegel der vollendeten Menſchheit und dasjenige iſt: was man unter einer ſchönen Seele verſteht.

Eine ſchöne Seele nennt man es, wenn ſich das ſittliche Gefühl aller Empfindungen des Menſchen endlich bis zu dem Grad verſichert hat, daß es dem

Affekt die Leitung des Willens ohne Scheu überlaſſen darf, und nie Gefahr läuft, mit den Entſcheidungen deſſelben im Widerſpruch zu ſtehen. Daher ſind bei einer ſchönen Seele die einzelnen Handlungen eigentlich nicht ſittlich, ſondern der ganze Charakter iſt es. Man kann ihr auch keine einzige darunter zum Verdienſt anrechnen, weil eine Befriedigung des Triebes nie verdienſtlich heißen kann. Die ſchöne Seele hat kein anderes Verdienſt, als daß ſie iſt. Mit einer Leichtigkeit, als wenn bloß der Inſtinkt aus ihr handelte, übt ſie der Menſchheit peinlichſte Pflichten aus, und das heldenmüthigſte Opfer, das ſie dem Naturtriebe abgewinnt, fällt wie eine freiwillige Wirkung eben dieſes Triebes in die Augen. Daher weiß ſie ſelbſt auch niemals um die Schönheit ihres Handelns, und es fällt ihr nicht mehr ein, daß man anders handeln und empfinden könnte; dagegen ein ſchulgerechter Zögling der Sittenregel, ſo wie das Wort des Meiſters ihn fordert, jeden Augenblick bereit ſeyn wird, vom Verhältniß ſeiner Handlungen zum Geſetz die ſtrengſte Rechnung abzulegen. Das Leben des Letztern wird einer Zeichnung gleichen, worin man die Regel durch harte Striche angedeutet ſieht, und an der allenfalls ein Lehrling die Prinzipien der Kunſt lernen könnte. Aber in einem ſchönen Leben ſind, wie in einem Titianiſchen Gemälde, alle jene ſchneidenden Grenzlinien verſchwunden, und doch tritt die ganze Geſtalt nur deſto wahrer, lebendiger, harmoniſcher hervor.

In einer ſchönen Seele iſt es alſo, wo Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung harmoniren,

und Grazie iſt ihr Ausdruck in der Erſcheinung. Nur im Dienſt einer ſchönen Seele kann die Natur zugleich Freiheit beſitzen und ihre Form bewahren, da ſie erſtere unter der Herrſchaft eines ſtrengen Gemüths, letzere nuter der Anarchie der Sinnlichkeit einbüßt. Eine ſchöne Seele gießt auch über eine Bildung, der es an architektoniſcher Schönheit mangelt, eine unwiderſtehliche Grazie aus, und oft ſieht man ſie ſelbſt über Gebrechen der Natur triumphiren. Alle Bewegungen, die von ihr ausgehen, werden leicht, ſanft und dennoch belebt ſeyn. Heiter und frei wird das Auge ſtrahlen und Empfindung wird in demſelben glänzen. Von der Sanftmuth des Herzen wird der Mund eine Grazie erhalten, die keine Verſtellung erkünſteln kann. Keine Spannung wird in den Mienen, kein Zwang in den willkührlichen Bewegungen zu bemerken ſeyn, denn die Seele weiß von keinem. Muſik wird die Stimme ſeyn, und mit dem reinen Strom ihrer Modulationen das Herz bewegen. Die architektoniſche Schönheit kann Wohlgefallen, kann Bewunderung, kann Erſtaunen erregen; aber nur die Anmuth wird hinreißen. Die Schönheit hat Anbeter, Liebhaber hat nur die Grazie; denn wir huldigen dem Schöpfer und lieben den Menſchen.

Man wird, im Ganzen genommen, die Anmuth mehr bei dem weiblichen Geſchlecht (die Schönheit vielleicht mehr bei dem männlichen) finden, wovon die Urſache nicht weit zu ſuchen iſt. Zur Anmuth muß ſowohl der körperliche Bau als der Charakter beitragen; jener durch ſeine Biegſamkeit, Eindrücke

anzunehmen und in's Spiel geſetzt zu werden, dieſer durch die ſittliche Harmonie der Gefühle. In beiden war die Natur dem Weibe günſtiger als dem Manne.

Der zärtere weibliche Bau empfängt jeden Eindruck ſchneller, und läßt ihn ſchneller wieder verſchwinden. Feſte Conſtitutionen kommen nur durch einen Sturm in Bewegung, und wenn ſtarke Muskeln angezogen werden, ſo können ſie die Leichtigkeit nicht zeigen, die zur Grazie erfordert wird. Was in einem weiblichen Geſicht noch ſchöne Empfindſamkeit iſt, würde in einem männlichen ſchon Leiden ausdrücken. Die zarte Fiber des Weibes neigt ſich wie dünnes Schilfrohr unter dem leiſeſten Hauch des Affekts. In leichten und lieblichen Wellen gleitet die Seele über das ſprechende Angeſicht, das ſich bald wieder zu einem ruhigen Spiegel ebnet.

Auch der Beitrag, den die Seele zu der Grazie geben muß, kann bei dem Weibe leichter als bei dem Manne erfüllt werden. Selten wird ſich der weibliche Charakter zu der höchſten Idee ſittlicher Reinheit erheben, und es ſelten weiter als zu affektionirten Handlungen bringen. Er wird der Sinnlichkeit oft mit heroiſcher Stärke, aber nur durch die Sinnlichkeit widerſtehen. Weil nun die Sittlichkeit des Weibes gewöhnlich auf Seiten der Neigung iſt, ſo wird es ſich in der Erſcheinung eben ſo ausnehmen, als wenn die Neigung auf Seiten der Sittlichkeit wäre. Anmuth wird alſo der Ausdruck der weiblichen Tugend ſeyn, der ſehr oft der männlichen fehlen dürfte.

# Würde.

So wie die Anmuth der Ausdruck einer ſchönen Seele iſt, ſo iſt Würde der Ausdruck einer erhabenen Geſinnung.

Es iſt dem Menſchen zwar aufgegeben, eine innige Uebereinſtimmung zwiſchen ſeinen beiden Naturen zu ſtiften, immer ein harmonirendes Ganze zu ſeyn, und mit ſeiner vollſtimmigen ganzen Menſchheit zu handeln. Aber dieſe Charakterſchönheit, die reifſte Frucht ſeiner Humanität, iſt bloß eine Idee, welcher gemäß zu werden, er mit anhaltender Wachſamkeit ſtreben, aber die er bei aller Anſtrengung nie ganz erreichen kann.

Der Grund, warum er es nicht kann, iſt die unveränderliche Einrichtung ſeiner Natur; es ſind die phyſiſchen Bedingungen ſeines Daſeyns ſelbſt, die ihn daran verhindern.

Um nämlich ſeine Exiſtenz in der Sinnenwelt, die von Naturbedingungen abhängt, ſicher zu ſtellen, mußte der Menſch, da er als ein Weſen, das ſich nach Willkühr verändern kann, für ſeine Erhaltung ſelbſt zu ſorgen hat, zu Handlungen vermocht werden, wodurch jene phyſiſchen Bedingungen ſeines Daſeyns erfüllt, und, wenn ſie aufgehoben ſind, wieder hergeſtellt werden können. Obgleich aber die Natur dieſe Sorge, die ſie in ihren vegetabiliſchen Erzeugungen ganz allein über ſich nimmt, ihm ſelbſt übergeben mußte, ſo durfte doch die Befriedigung eines ſo

dringenden Bedürfniſſes, wo es ſein und ſeines Geſchlechts ganzes Daſeyn gilt, ſeiner ungewiſſen Einſicht nicht anvertraut werden. Sie zog alſo dieſe Angelegenheit, die dem Inhalte nach in ihr Gebiet gehört, auch der Form nach in daſſelbe, indem ſie in die Beſtimmungen der Willkühr Nothwendigkeit legte. So entſtand der Naturtrieb, der nichts anderes iſt, als eine Naturnothwendigkeit durch das Medium der Empfindung.

Der Naturtrieb beſtürmt das Empfindungsvermögen durch die gedoppelte Macht von Schmerz und Vergnügen; durch Schmerz, wo er Befriedigung fordert, durch Vergnügen, wo er ſie findet.

Da einer Naturnothwendigkeit nichts abzudingen iſt, ſo muß auch der Menſch, ſeiner Freiheit ungeachtet, empfinden, was die Natur ihn empfinden laſſen will, und je nachdem die Empfindung Schmerz oder Luſt iſt, ſo muß bei ihm eben ſo unabänderlich Verabſcheuung oder Begierde erfolgen. In dieſem Punkte ſteht er dem Thiere vollkommen gleich, und der ſtarkmüthigſte Stoiker fühlt den Hunger eben ſo empfindlich und verabſcheut ihn eben ſo lebhaft, als der Wurm zu ſeinen Füßen.

Jetzt aber fängt der große Unterſchied an. Auf die Begierde und Verabſcheuung erfolgt bei dem Thiere eben ſo nothwendig Handlung, als Begierde auf Empfindung, und Empfindung auf den äußern Eindruck erfolgte. Es iſt hier eine ſtetig fortlaufende Kette, wo jeder Ring nothwendig in den andern greift. Bei dem Menſchen iſt noch eine Inſtanz mehr, nämlich

der Wille, der als ein überſinnliches Vermögen weder dem Geſetz der Natur, noch dem der Vernunft, ſo unterworfen iſt, daß ihm nicht vollkommen freie Wahl bliebe, ſich entweder nach dieſem oder nach jenem zu richten. Das Thier muß ſtreben, den Schmerz los zu ſeyn; der Menſch kann ſich entſchließen, ihn zu behalten.

Der Wille des Menſchen iſt ein erhabener Begriff, auch dann, wenn man auf ſeinen moraliſchen Gebrauch nicht achtet. Schon der bloße Wille erhebt den Menſchen über die Thierheit; der moraliſche erhebt ihn zur Gottheit. Er muß aber jene zuvor verlaſſen haben, ehe er ſich dieſer nähern kann; daher iſt es kein geringer Schritt zur moraliſchen Freiheit des Willens, durch Brechung der Naturnothwendigkeit in ſich, auch in gleichgültigen Dingen, den bloſſen Willen zu üben.

Die Geſetzgebung der Natur hat Beſtand bis zum Willen, wo ſie ſich endigt und die vernünftige anfängt. Der Wille ſteht hier zwiſchen beiden Gerichtsbarkeiten, und es kommt ganz auf ihn ſelbſt an, von welcher er das Geſetz empfangen will; aber er ſteht nicht in gleichem Verhältniß gegen beide. Als Naturkraft iſt er gegen die eine wie gegen die andere frei; daß heißt, er muß ſich weder zu dieſer noch zu jener ſchlagen. Er iſt aber nicht frei als moraliſche Kraft, daß heißt, er ſoll ſich zu der vernünftigen ſchlagen. Gebunden iſt er an keine, aber verbunden iſt er dem Geſetz der Vernunft. Er gebraucht alſo ſeine Freiheit wirklich, wenn er gleich

der Vernunft widerſprechend handelt; aber er gebraucht ſie unwürdig, weil er ungeachtet ſeiner Freiheit doch nur innerhalb der Natur ſtehen bleibt und zu der Operation des bloßen Triebes gar keine Realität hinzuthut; denn aus Begierde wollen, heißt nur umſtändlicher begehren. *

Die Geſetzgebung der Natur durch den Trieb kann mit der Geſetzgebung der Vernunft aus Principien in Streit gerathen, wenn der Trieb zu ſeiner Befriedigung eine Handlung fordert, die dem moraliſchen Grundſatz zuwider läuft. In dieſem Fall iſt es unwandelbare Pflicht für den Willen, die Forderung der Natur dem Ausſpruch der Vernunft nachzuſetzen, da Naturgeſetze nur bedingungsweiſe, Vernunftgeſetze aber ſchlechterdings und unbedingt verbinden.

Aber die Natur behauptet mit Nachdruck ihre Rechte, und da ſie niemals willkührlich fordert, ſo nimmt ſie, unbefriedigt, auch keine Forderung zurück. Weil von der erſten Urſache an, wodurch ſie in Bewegung gebracht wird, bis zu dem Willen, wo ihre Geſetzgebung aufhört, Alles in ihr ſtreng nothwendig iſt, ſo kann ſie rückwärts nicht nachgeben, ſondern muß vorwärts gegen den Willen drängen, bei dem die Befriedigung ihres Bedürfniſſes ſteht. Zuweilen ſcheint es zwar, als ob ſie ſich ihren Weg verkürzte, und, ohne zuvor ihr Geſuch vor den Willen

---

* Man leſe über dieſe Materie, die aller Aufmerkſamkeit würdige Theorie des Willens im zweiten Theil der Reinhold'ſchen Briefe.

zu bringen, unmittelbare Kauſalität für die Handlung hätte, durch die ihrem Bedürfniſſe abgeholfen wird. In einem ſolchen Falle, wo der Menſch dem Triebe nicht bloß freien Lauf *ließe*; ſondern wo der Trieb dieſen Lauf ſelbſt *nähme*, würde der Menſch auch *nur* Thier ſeyn; aber es iſt ſehr zu zweifeln, ob dieſes jemals ſein Fall ſeyn kann, und wenn er es wirklich wäre, ob dieſe blinde Macht ſeines Triebes nicht ein Verbrechen ſeines Willens iſt.

Das Begehrungsvermögen dringt alſo auf Befriedigung, und der Wille wird aufgefordert, ihm dieſe zu verſchaffen. Aber der Wille ſoll ſeine Beſtimmungsgründe von der Vernunft empfangen, und nur nach demjenigen, was dieſe erlaubt oder vorſchreibt, ſeine Entſchließung faſſen. Wendet ſich nun der Wille wirklich an die Vernunft, ehe er das Verlangen des Triebes genehmigt, ſo handelt er ſittlich; entſcheidet er aber unmittelbar, ſo handelt er ſinnlich.*

So oft alſo die Natur eine Forderung macht, und den Willen durch die blinde Gewalt des Affekts überraſchen will, kommt es dieſem zu, ihr ſo lange Stillſtand zu gebieten, bis die Vernunft geſprochen hat. Ob der Ausſpruch der Vernunft *für* oder *gegen*

* Man darf aber *dieſe* Anfrage des Willens bei der Vernunft nicht mit derjenigen verwechſeln, wo ſie über die *Mittel* zu Befriedigung einer Begierde erkennen ſoll. Hier iſt nicht davon die Rede, *wie* die Befriedigung zu *erlangen*, ſondern ob ſie zu *geſtatten* iſt. Nur das Letzte gehört in's Gebiet der Moralität; das Erſte gehört zur Klugheit.

das Intereſſe der Sinnlichkeit ausfallen werde, das iſt, was er jetzt noch nicht wiſſen kann; eben deßwegen aber muß er dieſes Verfahren in jedem Affekt ohne Unterſchied beobachten, und der Natur in jedem Falle, wo ſie der anfangende Theil iſt, die unmittelbare Kauſalität verſagen. Dadurch allein, daß er die Gewalt der Begierde bricht, die mit Vorſchnelligkeit ihrer Befriedigung zueilt, und die Inſtanz des Willens lieber ganz vorbeigehen möchte, zeigt der Menſch ſeine Selbſtſtändigkeit, und beweist ſich als ein moraliſches Weſen, welches nie bloß begehren oder bloß verabſcheuen, ſondern ſeine Verabſcheuung und Begierde jederzeit wollen muß.

Aber ſchon die bloße Anfrage bei der Vernunft iſt eine Beeinträchtigung der Natur, die in ihrer eigenen Sache competente Richterin iſt, und ihre Ausſprüche keiner neuen und auswärtigen Inſtanz unterworfen ſehen will. Jener Willensakt, der die Angelegenheit des Begehrungsvermögens vor das ſittliche Forum bringt, iſt alſo im eigentlichen Sinn naturwidrig, weil er das Nothwendige wieder zufällig macht, und Geſetzen der Vernunft die Entſcheidung in einer Sache anheimſtellt, wo nur Geſetze der Natur ſprechen können, und auch wirklich geſprochen haben. Denn ſo wenig die reine Vernunft in ihrer moraliſchen Geſetzgebung darauf Rückſicht nimmt, wie der Sinn wohl ihre Entſcheidung aufnehmen möchte, eben ſo wenig richtet ſich die Natur in ihrer Geſetzgebung darnach, wie ſie es einer reinen Vernunft recht machen möchte. In jeder von beiden gilt

eine andere Nothwendigkeit, die aber keine ſeyn würde, wenn es der einen erlaubt wäre, willkührliche Veränderungen in der andern zu treffen. Daher kann auch der tapferſte Geiſt bei allem Widerſtande, den er gegen die Sinnlichkeit ausübt, nicht die Empfindung ſelbſt, nicht die Begierde ſelbſt unterdrücken, ſondern ihr bloß den Einfluß auf ſeine Willensbeſtimmungen verweigern; entwaffnen kann er den Trieb durch moraliſche Mittel, aber nur durch natürliche ihn beſänftigen. Er kann durch ſeine ſelbſtſtändige Kraft zwar verhindern, daß Naturgeſetze für ſeinen Willen nicht zwingend werden, aber an dieſen Geſetzen ſelbſt kann er ſchlechterdings nichts verändern.

In Affekten alſo, „wo die Natur (der Trieb) zuerſt handelt und den Willen entweder ganz zu umgehen oder ihn gewaltſam auf ihre Seite zu ziehen ſtrebt, kann ſich die Sittlichkeit des Charakters nicht anders als durch Widerſtand offenbaren, und daß der Trieb die Freiheit des Willens nicht einſchränke, nur durch Einſchränkung des Triebes verhindern.“ Uebereinſtimmung mit dem Vernunftgeſetz iſt alſo im Affekte nicht anders möglich, als durch einen Widerſpruch mit den Forderungen der Natur. Und da die Natur ihre Forderungen, aus ſittlichen Gründen, nie zurücknimmt, folglich auf ihrer Seite Alles ſich gleich bleibt, wie auch der Wille ſich in Anſehung ihrer verhalten mag, ſo iſt hier keine Zuſammenſtimmung zwiſchen Neigung und Pflicht, zwiſchen Vernunft und Sinnlichkeit möglich, ſo kann der Menſch hier nicht mit ſeiner ganzen harmonirenden

Natur, ſondern ausſchließungsweiſe nur mit ſeiner vernünftigen handeln. Er handelt alſo in dieſen Fällen auch nicht moraliſch ſchön, weil an der Schönheit der Handlung auch die Neigung nothwendig Theil nehmen muß, die hier vielmehr widerſtreitet. Er handelt aber moraliſch groß, weil Alles das, und das allein groß iſt, was von einer Ueberlegenheit des höhern Vermögens über das ſinnliche Zeugniß gibt.

Die ſchöne Seele muß ſich alſo im Affekt in eine erhabene verwandeln, und das iſt der untrügliche Probierſtein, wodurch man ſie von dem guten Herzen oder der Temperamentstugend unterſcheiden kann. Iſt bei einem Menſchen die Neigung nur darum auf Seiten der Gerechtigkeit, weil die Gerechtigkeit ſich glücklicherweiſe auf Seiten der Neigung befindet, ſo wird der Naturtrieb im Affekt eine vollkommene Zwangsgewalt über den Willen ausüben, und, wo ein Opfer nöthig iſt, ſo wird es die Sittlichkeit und nicht die Sinnlichkeit bringen. War es hingegen die Vernunft ſelbſt, die, wie bei einem ſchönen Charakter der Fall iſt, die Neigungen in Pflicht nahm, und der Sinnlichkeit das Steuer nur anvertraute, ſo wird ſie es in demſelben Moment zurücknehmen, als der Trieb ſeine Vollmacht mißbrauchen will. Die Temperamentstugend ſinkt alſo im Affekt zum bloßen Naturprodukt herab; die ſchöne Seele geht in's Heroiſche über und erhebt ſich zur reinen Intelligenz.

Beherrſchung der Triebe durch die moraliſche Kraft iſt Geiſtesfreiheit, und Würde heißt ihr Ausdruck in der Erſcheinung.

Streng genommen iſt die moraliſche Kraft im Menſchen keiner Darſtellung fähig, da das Ueberſinnliche nie verſinnlicht werden kann. Aber mittelbar kann ſie durch ſinnliche Zeichen dem Verſtande vorgeſtellt werden, wie bei der Würde der menſchlichen Bildung wirklich der Fall iſt.

Der aufgeregte Naturtrieb wird eben ſo, wie das Herz in ſeinen moraliſchen Rührungen, von Bewegungen im Körper begleitet, die theils dem Willen zuvoreilen, theils, als bloß ſympathetiſche, ſeiner Herrſchaft gar nicht unterworfen ſind. Denn da weder Empfindung, noch Begierde und Verabſcheuung in der Willkühr des Menſchen liegen, ſo kann er denjenigen Bewegungen, welche damit unmittelbar zuſammenhängen, nicht zu gebieten haben. Aber der Trieb bleibt nicht bei der bloßen Begierde ſtehen; vorſchnell und dringend ſtrebt er, ſein Objekt zu verwirklichen, und wird, wenn ihm von dem ſelbſtſtändigen Geiſte nicht nachdrücklich widerſtanden wird, ſelbſt ſolche Handlungen anticipiren, worüber der Wille allein zu ſagen haben ſoll. Denn der Erhaltungstrieb ringt ohne Unterlaß nach der geſetzgebenden Gewalt im Gebiete des Willens, und ſein Beſtreben iſt, eben ſo ungebunden über den Menſchen wie über das Thier zu ſchalten.

Man findet alſo Bewegungen von zweierlei Art und Urſprung in jedem Affekte, den der Erhaltungstrieb in dem Menſchen entzündet; erſtlich ſolche, welche unmittelbar von der Empfindung ausgehen, und daher ganz unwillkührlich ſind; zweitens ſolche, welche der

Art nach willkührlich ſeyn ſollten und können, die aber der blinde Naturtrieb der Feiheit abgewinnt. Die erſten beziehen ſich auf den Affekt ſelbſt, und ſind daher nothwendig mit demſelben verbunden; die zweiten entſprechen mehr der Urſache und dem Gegenſtande des Affekts, daher ſie auch zufällig und veränderlich ſind, und nicht für untrügliche Zeichen deſſelben gelten können. Weil aber beide, ſobald das Objekt beſtimmt iſt, dem Naturtriebe gleich nothwendig ſind, ſo gehören auch beide dazu, um den Ausdruck des Affekts zu einem vollſtändigen und übereinſtimmenden Ganzen zu machen.*

Wenn nun der Wille Selbſtſtändigkeit genug beſitzt, dem vorgreifenden Naturtriebe Schranken zu ſetzen, und gegen die ungeſtüme Macht deſſelben ſeine Gerechtſame zu behaupten, ſo bleiben zwar alle jene Erſcheinungen in Kraft, die der aufgeregte Naturtrieb in ſeinem eigenen Gebiet bewirkte, aber alle diejenigen werden fehlen, die er in einer fremden Gerichtsbarkeit eigenmächtig hatte an ſich reißen wollen. Die Erſcheinungen ſtimmen alſo nicht mehr überein, aber eben in ihrem Widerſpruch liegt der Ausdruck der moraliſchen Kraft.

* Findet man nur die Bewegungen der zweiten Art ohne die der erſtern, ſo zeigt dieſes an, daß die Perſon den Affekt will, und die Natur ihn verweigert. Findet man die Bewegungen der erſten Art ohne die der zweiten, ſo beweist dies, daß die Natur in den Affekt wirklich verſetzt iſt, aber die Perſon ihn verbietet. Den erſten Fall ſieht man alle Tage bei affektirten Perſonen und ſchlechten Komödianten; den zweiten Fall deſto ſeltener und nur bei ſtarken Gemüthern.

Geſetzt, wir erblicken an einem Menſchen Zeichen des qualvollſten Affekts aus der Klaſſe jener erſten ganz unwillkührlichen Bewegungen. Aber indem ſeine Adern auflaufen, ſeine Muskeln krampfhaft angeſpannt werden, ſeine Stimme erſtickt, ſeine Bruſt emporgetrieben, ſein Unterleib einwärts gepreßt iſt, ſind ſeine unwillkührlichen Bewegungen ſanft, ſeine Geſichtszüge frei und es iſt heiter um Aug' und Stirn. Wäre der Menſch bloß ein Sinnenweſen, ſo würden alle ſeine Züge, da ſie dieſelbe gemeinſchaftliche Quelle hätten, mit einander übereinſtimmend ſeyn, und alſo in dem gegenwärtigen Fall alle ohne Unterſchied Leiden ausdrücken müſſen. Da aber Züge der Ruhe unter die Züge des Schmerzens gemiſcht ſind, einerlei Urſache aber nicht entgegengeſetzte Wirkungen haben kann, ſo beweist dieſer Widerſpruch der Züge das Daſeyn und den Einfluß einer Kraft, die von dem Leiden unabhängig und den Eindrücken überlegen iſt, unter denen wir das Sinnliche erliegen ſehen. Und auf dieſe Art nun wird die Ruhe im Leiden, als worin die Würde eigentlich beſteht, obgleich nur mittelbar durch einen Vernunftſchluß, Darſtellung der Intelligenz im Menſchen und Ausdruck ſeiner moraliſchen Freiheit. *

Aber nicht bloß beim Leiden im engern Sinn, wo dieſes Wort nur ſchmerzhafte Rührungen bedeutet, ſondern überhaupt bei jedem ſtarken Intereſſe des Begehrungsvermögens muß der Geiſt ſeine Freiheit

* In einer Unterſuchung über pathetiſche Darſtellungen iſt im dritten Stück der Thalia umſtändlicher davon gehandelt worden.

beweiſen, alſo Würde der Ausdruck ſeyn. Der angenehme Affekt erfordert ſie nicht weniger als der peinliche, weil die Natur in beiden Fällen gern den Meiſter ſpielen möchte, und von dem Willen gezügelt werden ſoll. Die Würde bezieht ſich auf die Form und nicht auf den Inhalt des Affekts; daher es geſchehen kann, daß oft, dem Inhalt nach, lobenswürdige Affekte, wenn der Menſch ſich ihnen blindlings überläßt, aus Mangel der Würde, in's Gemeine und Niedrige fallen; daß hingegen nicht ſelten verwerfliche Affekte ſich ſogar dem Erhabenen nähern, ſobald ſie nur in ihrer Form Herrſchaft des Geiſtes über ſeine Empfindungen zeigen.

Bei der Würde alſo führt ſich der Geiſt in dem Körper als Herrſcher auf, denn hier hat er ſeine Selbſtſtändigkeit gegen den gebieteriſchen Trieb zu behaupten, der ohne ihn zu Handlungen ſchreitet, und ſich ſeinem Joche gern entziehen möchte. Bei der Anmuth hingegen regiert er mit Liberalität, weil er es hier iſt, der die Natur in Handlung ſetzt, und keinen Widerſtand zu beſiegen findet. Nachſicht verdient aber nur der Gehorſam, und Strenge kann nur die Widerſetzung rechtfertigen.

Anmuth liegt alſo in der Freiheit der willkührlichen Bewegungen; Würde in der Beherrſchung der unwillkührlichen. Die Anmuth läßt der Natur da wo ſie die Befehle des Geiſtes ausrichtet, einen Schein von Freiwilligkeit; die Würde hingegen unterwirft ſie da, wo ſie herrſchen will, dem Geiſt. Ueberall, wo der Trieb anfängt zu handeln und ſich herausnimmt, in das Amt des

Willens zu greifen, da darf der Wille keine Indulgenz, ſondern muß durch den nachdrücklichſten Widerſtand eine Selbſtſtändigkeit (Autonomie) beweiſen. Wo hingegen der Wille anfängt, und die Sinnlichkeit ihm folgt, da darf er keine Strenge, ſondern muß Indulgenz beweiſen. Dies iſt mit wenigen Worten das Geſetz für das Verhältniß beider Naturen im Menſchen, ſo wie es in der Erſcheinung ſich darſtellt.

Würde wird daher im Leiden (παϑος), Anmuth mehr im Betragen (ηϑος) gefordert und gezeigt; denn nur im Leiden kann ſich die Freiheit des Gemüths, und nur im Handeln die Freiheit des Körpers offenbaren.

Da die Würde ein Ausdruck des Widerſtandes iſt, den der ſelbſtſtändige Geiſt dem Naturtriebe leiſtet, dieſer alſo als eine Gewalt muß angeſehen werden, welche Widerſtand nöthig macht, ſo iſt ſie da, wo keine ſolche Gewalt zu bekämpfen iſt, lächerlich, und wo keine mehr zu bekämpfen ſeyn ſollte, verächtlich. Man lacht über den Komödianten (weß Standes und Würden er auch ſey), der auch bei gleichgültigen Verrichtungen eine gewiſſe Dignität affektirt. Man verachtet die kleine Seele, die ſich für die Ausübung einer gemeinen Pflicht, die oft nur Unterlaſſung einer Niederträchtigkeit iſt, mit Würde bezahlt macht.

Ueberhaupt iſt es nicht eigentlich Würde, ſondern Anmuth, was man von der Tugend fordert. Die Würde gibt ſich bei der Tugend von ſelbſt, die ſchon ihrem Inhalt nach Herrſchaft des Menſchen über ſeine Triebe vorausſetzt. Weit eher wird ſich bei Ausübung

ſittlicher Pflichten die Sinnlichkeit in einem Zuſtand des Zwanges und der Unterdrückung befinden, da beſonders, wo ſie ein ſchmerzhaftes Opfer bringt. Da aber das Ideal vollkommener Menſchheit keinen Widerſtreit, ſondern Zuſammenſtimmung zwiſchen dem Sittlichen und Sinnlichen fordert, ſo verträgt es ſich nicht wohl mit der Würde, die, als ein Ausdruck jenes Widerſtreits zwiſchen beiden, entweder die beſondern Schranken des Subjekts oder die allgemeinen der Menſchheit ſichtbar macht.

Iſt das erſte, und liegt es bloß an dem Unvermögen des Subjekts, daß bei einer Handlung Neigung und Pflicht nicht zuſammenſtimmen, ſo wird dieſe Handlung jederzeit ſo viel an ſichtlicher Schäzzung verlieren, als ſich Kampf in ihre Ausübung, alſo Würde in ihren Vortrag miſcht. Denn unſer moraliſches Urtheil bringt jedes Individium unter den Maßſtab der Gattung, und dem Menſchen werden keine andere als die Schranken der Menſchheit vergeben.

Iſt aber das zweite, und kann eine Handlung der Pflicht mit den Forderungen der Natur nicht in Harmonie gebracht werden, ohne den Begriff der menſchlichen Natur aufzuheben, ſo iſt der Widerſtand der Neigung nothwendig, und es iſt bloß der Anblick des Kampfes, der uns von der Möglichkeit des Sieges überführen kann. Wir erwarten hier alſo einen Ausdruck des Widerſtreits in der Erſcheinung, und werden uns nie überreden laſſen, da an eine Tugend zu glauben, wo wir nicht einmal Menſchheit ſehen. Wo alſo die ſittliche Pflicht eine Handlung gebietet, die

das Sinnliche nothwendig leiden macht, da iſt Ernſt und kein Spiel, da würde uns die Leichtigkeit in der Ausübung vielmehr empören als befriedigen; da kann alſo nicht Anmuth, ſondern Würde der Ausdruck ſeyn. Ueberhaupt gilt hier das Geſetz, daß der Menſch Alles mit Anmuth thun müſſe, was er innerhalb ſeiner Menſchheit verrichten kann, und Alles mit Würde, welches zu verrichten er über ſeine Menſchheit hinausgehen muß.

So wie wir Anmuth von der Tugend fordern, ſo fordern wir Würde von der Neigung. Der Neigung iſt die Anmuth ſo natürlich, als der Tugend die Würde, da ſie ſchon ihrem Inhalt nach ſinnlich, der Naturfreiheit günſtig und aller Anſpannung feind iſt. Auch dem rohen Menſchen fehlt es nicht an einem gewiſſen Grade von Anmuth, wenn ihn die Liebe oder ein ähnlicher Affekt beſeelt, und wo findet man mehr Anmuth als bei Kindern, die doch ganz unter ſinnlicher Leitung ſtehen? Weit mehr Gefahr iſt da, daß die Neigung den Zuſtand des Leidens endlich zum herrſchenden mache, die Selbſtthätigkeit des Geiſtes erſticke, und eine allgemeine Erſchlaffung herbeiführe. Um ſich alſo bei einem edeln Gefühl in Achtung zu ſetzen, die ihr nur allein ein *ſittlicher* Urſprung verſchaffen kann, muß die Neigung ſich jederzeit mit Würde verbinden. Daher fordert der Liebende Würde von dem Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft. Würde allein iſt ihm Bürge, daß nicht *das Bedürfniß zu ihm nöthigte*, ſondern daß *die Freiheit ihn wählte* — daß man ihn nicht *als Sache begehrt*, ſondern *als Perſon hochſchätzt*.

Man fordert Anmuth von dem, der verpflichtet, und Würde von dem, der verpflichtet wird. Der Erſte ſoll, um ſich eines kränkenden Vortheils über den Andern zu begeben, die Handlung ſeines unintereſſirten Entſchluſſes durch den Antheil, den er die Neigung daran nehmen läßt, zu einer affektionirten Handlung herunterſetzen, und ſich dadurch den Schein des gewinnenden Theils geben. Der Andere ſoll, um durch die Abhängigkeit, in die er tritt, die Menſchheit (deren heiliges Palladium Freiheit iſt) nicht in ſeiner Perſon zu entehren, das bloße Zufahren des Triebes zu einer Handlung ſeines Willens erheben, und auf dieſe Art, indem er eine Gunſt empfängt, eine erzeigen.

Man muß einen Fehler mit Anmuth rügen und mit Würde bekennen. Kehrt man es um, ſo wird es das Anſehen haben, als ob der eine Theil ſeinen Vortheil zu ſehr, der andere ſeinen Nachtheil zu wenig empfände.

Will der Starke geliebt ſeyn, ſo mag er ſeine Ueberlegenheit durch Grazie mildern. Will der Schwache geachtet ſeyn, ſo mag er ſeiner Ohnmacht durch Würde aufhelfen. Man iſt ſonſt der Meinung, daß auf den Thron Würde gehöre, und bekanntlich lieben die, welche darauf ſitzen, in ihren Räthen, Beichtvätern und Parlamenten — die Anmuth. Aber was in einem politiſchen Reiche gut und löblich ſeyn mag, iſt es nicht immer in einem Reiche des Geſchmacks. In dieſes Reich tritt auch der König — ſobald er von ſeinem Throne herabſteigt, (denn Throne haben ihre

Privilegien) und auch der kriechende Höfling begibt ſich unter ſeine heilige Freiheit, ſobald er ſich zum Menſchen aufrichtet. Alsdann aber möchte Erſterem zu rathen ſeyn, mit dem Ueberfluß des Andern ſeinen Mangel zu erſetzen, und ihm ſo viel an Würde abzugeben, als er ſelbſt an Grazie nöthig hat.

Da Würde und Anmuth ihre verſchiedenen Gebiete haben, worin ſie ſich äußern, ſo ſchließen ſie einander in derſelben Perſon, ja in demſelben Zuſtand einer Perſon nicht aus; vielmehr iſt es nur die Anmuth, von der die Würde ihre Beglaubigung, und nur die Würde, von der die Anmuth ihren Werth empfängt.

Würde allein beweist zwar überall, wo wir ſie antreffen, eine gewiſſe Einſchränkung der Begierden und Neigungen. Ob es aber nicht vielmehr Stumpfheit des Empfindungsvermögens (Härte) ſey, was wir für Beherrſchung halten, und ob es wirklich moraliſche Selbſtthätigkeit und nicht vielmehr Uebergewicht eines andern Affekts, alſo abſichtliche Anſpannung ſey, was den Ausbruch des Gegenwärtigen im Zaume hält, das kann nur die damit verbundene Anmuth außer Zweifel ſetzen. Die Anmuth nämlich zeugt von einem ruhigen, in ſich harmoniſchen Gemüth und von einem empfindenden Herzen.

Eben ſo beweist auch die Anmuth ſchon für ſich allein eine Empfänglichkeit des Gefühlvermögens, und eine Uebereinſtimmung der Empfindungen. Daß es aber nicht Schlaffheit des Geiſtes ſey, was dem Sinn ſo viel Freiheit läßt, und das Herz jedem Eindruck

öffnet, und daß es das Sittliche ſey, was die Empfindungen in dieſe Uebereinſtimmung brachte, das kann uns wiederum nur die damit verbundene Würde verbürgen. In der Würde nämlich legitimirt ſich das Subjekt als eine ſelbſtſtändige Kraft; und indem der Wille die Licenz der unwillkührlichen Bewegungen bändigt, gibt er zu erkennen, daß er die Freiheit der willkührlichen bloß zuläßt.

Sind Anmuth und Würde, jene noch durch architektoniſche Schönheit, dieſe durch Kraft unterſtützt, in derſelben Perſon vereinigt, ſo iſt der Ausdruck der Menſchheit in ihr vollendet, und ſie ſteht da, gerechtfertigt in der Geiſterwelt, und freigeſprochen in der Erſcheinung. Beide Geſetzgebungen berühren einander hier ſo nahe, daß ihre Grenzen zuſammenfließen. Mit gemildertem Glanze ſteigt in dem Lächeln des Mundes, in dem ſanftbelebten Blick, in der heitern Stirn die Vernunftfreiheit auf, und mit erhabenem Abſchied geht die Naturnothwendigkeit in der edeln Majeſtät des Angeſichts unter. Nach dieſem Ideal menſchlicher Schönheit ſind die Antiken gebildet, und man erkennt es in der göttlichen Geſtalt einer Niobe, im Belvederiſchen Apoll, in dem Borgheſiſchen geflügelten Genius, und in der Muſe des Barberiniſchen Pallaſtes. *

* Mit dem feinen und großen Sinn, der ihm eigen iſt, hat Winkelmann (Geſchichte der Kunſt. Erſter Theil. S. 480 folg. Wiener Ausgabe) dieſe hohe Schönheit, welche aus der Verbindung der Grazie mit der Würde hervorgeht,

Wo ſich Grazie und Würde vereinigen, da werden wir abwechſelnd angezogen und zurückgeſtoßen;

---

aufgefaßt und beſchrieben. Aber was er vereinigt fand, nahm und gab er auch nur für Eins, und er blieb bei dem ſtehen, was der bloße Sinn ihm lehrte, ohne zu unterſuchen, ob es nicht vielleicht noch zu ſcheiden ſey. Er verwirrt den Begriff der Grazie, da er Züge, die offenbar nur der Würde zukommen, in dieſen Begriff mit aufnimmt. Grazie und Würde ſind aber weſentlich verſchieden, und man thut Unrecht, das zu einer *Eigenſchaft* der Grazie zu machen, was vielmehr eine *Einſchränkung* derſelben iſt. Was *Winkelmann* die hohe himmliſche Grazie nennt, iſt nichts anders, als Schönheit und Grazie mit überwiegender Würde. „Die himmliſche Grazie, ſagt er, ſcheint ſich allgenügſam, und bietet ſich nicht an, ſondern will geſucht „werden; ſie iſt zu erhaben, um ſich ſehr ſinnlich zu machen. Sie verſchließt in ſich die Bewegungen der Seele „und nähert ſich der ſeligen Stille der göttlichen Natur. — „Durch ſie,“ ſagt er an einem andern Ort, „wagte ſich „der Künſtler der Niobe in das Reich unkörperlicher Ideen, „und erreichte das Geheimniß, *die Todesangſt mit „der höchſten Schönheit zu verbinden*;“ (es würde ſchwer ſeyn, hierin einen Sinn zu finden, wenn es nicht augenſcheinlich wäre, daß hier nur die Würde gemeint iſt) „er wurde ein Schöpfer reiner Geiſter, die keine „Begierden der Sinne erwecken, denn ſie ſcheinen nicht zur „Leidenſchaft gebildet zu ſeyn, ſondern dieſelbe nur angenommen zu haben.“ — Anderswo heißt es: „die Seele „äußerte ſich nur unter einer ſtillen Fläche des Waſſers, „und trat niemals mit Ungeſtüm hervor. In Vorſtellung „des Leidens bleibt die größte Pein verſchloſſen, und die „Freude ſchwebt wie eine ſanfte Luft, die kaum die Blätter „rührt, auf dem Geſichte einer Leukothea.“

Alle dieſe Züge kommen der Würde und nicht der Grazie zu, denn die Grazie verſchließt ſich nicht, ſondern kommt

Digitized by Google

angezogen als Geiſter, zurückgeſtoßen als ſinnliche Naturen.

In der Würde nämlich wird uns ein Beiſpiel der Unterordnung des Sinnlichen unter das Sittliche vorgehalten, welchem nachzuahmen für uns Geſetz, zugleich aber für unſer phyſiſches Vermögen überſteigend iſt. Der Widerſtreit zwiſchen dem Bedürfniß der Natur und der Forderung des Geſetzes, deren Gültigkeit wir doch eingeſtehen, ſpannt die Sinnlichkeit an, und erweckt das Gefühl, welches Achtung genannt wird und von der Würde unzertrennlich iſt.

In der Anmuth hingegen, wie in der Schönheit überhaupt, ſieht die Vernunft ihre Forderung in der Sinnlichkeit erfüllt, und überraſchend tritt ihr eine ihrer Ideen in der Erſcheinung entgegen. Dieſe unerwartete Zuſammenſtimmung des Zufälligen der Natur mit dem Nothwendigen der Vernunft, erweckt ein Gefühl frohen Beifalls (Wohlgefallen), welches

---

entgegen; die Grazie macht ſich ſinnlich, und iſt auch nicht erhaben, ſondern ſchön. Aber die Würde iſt es, was die Natur in ihren Aeußerungen zurückhält, und den Zügen, auch in der Todesangſt und in dem bitterſten Leiden eines Laokoon, Ruhe gebietet.

Home verfällt in denſelben Fehler, was aber bei dieſem Schriftſteller weniger zu verwundern iſt. Auch er nimmt Züge der Würde in die Grazie mit auf, ob er gleich Anmuth und Würde ausdrücklich von einander unterſcheidet. Seine Beobachtungen ſind gewöhnlich richtig, und die nächſten Regeln, die er ſich daraus bildet, wahr; aber weiter darf man ihm auch nicht folgen. Grundſätze der Kritik. II. Theil. Anmuth und Würde.

auflöſend für den Sinn, für den Geiſt aber dadurch belebend und beſchäftigend iſt, und eine Anziehung des ſinnlichen Objekts muß erfolgen. Dieſe Anziehung nennen wir Wohlwollen — Liebe; ein Gefühl, das von Anmuth und Schönheit unzertrennlich iſt.

Bei dem Reiz (nicht dem Liebreiz, ſondern dem Wolluſtreiz, stimulus) wird dem Sinn ein ſinnlicher Stoff vorgehalten, der ihm Entledigung von einem Bedürfniß, d. i. Luſt, verſpricht. Der Sinn iſt alſo beſtrebt, ſich mit dem Sinnlichen zu vereinbaren, und Begierde entſteht; ein Gefühl, das anſpannend für den Sinn, für den Geiſt hingegen erſchlaffend iſt.

Von der Achtung kann man ſagen, ſie beugt ſich vor ihrem Gegenſtande; von der Liebe, ſie neigt ſich zu dem ihrigen; von der Begierde, ſie ſtürzt auf den ihrigen. Bei der Achtung iſt das Objekt die Vernunft und das Subjekt die ſinnliche Natur.* Bei

* Man darf die Achtung nicht mit der Hochachtung verwechſeln. Achtung (nach ihrem reinen Begriff) geht nur auf das Verhältniß der ſinnlichen Natur zu den Forderungen reiner praktiſcher Vernunft überhaupt, ohne Rückſicht auf eine wirkliche Erfüllung. „Das Gefühl der Unangemeſſenheit zu Erreichung einer Idee, die für uns Geſetz iſt, heißt Achtung.“ (Kants Krit. d. Urtheilskraft.) Daher iſt Achtung keine angenehme, eher drückende Empfindung. Sie iſt ein Gefühl des Abſtandes des empiriſchen Willens von dem reinen. — Es kann daher auch nicht befremdlich ſeyn, daß ich die ſinnliche Natur zum Subjekt der Achtung mache, obgleich dieſe nur auf reine Vernunft geht; denn die Unangemeſſenheit zu Erreichung des Geſetzes kann nur in der Sinnlichkeit liegen.

Hochachtung hingegen geht ſchon auf die wirkliche Erfüllung des Geſetzes, und wird nicht für das Geſetz, ſondern

der Liebe iſt das Objekt ſinnlich, und das Subjekt die moraliſche Natur. Bei der Begierde ſind Objekt und Subjekt ſinnlich.

Die Liebe allein iſt alſo eine freie Empfindung, denn ihre reine Quelle ſtrömt hervor aus dem Sitz der Freiheit, aus unſrer göttlichen Natur. Es iſt hier nicht das Kleine und Niedrige, was ſich mit dem Großen und Hohen mißt, nicht der Sinn, der an dem Vernunftgeſetz ſchwindelnd hinaufſieht; es iſt das abſolut Große ſelbſt, was in der Anmuth und Schönheit ſich nachgeahmt und in der Sittlichkeit ſich befriedigt findet; es iſt der Geſetzgeber ſelbſt, der Gott in uns, der mit ſeinem eigenen Bilde in der Sinnenwelt ſpielt. Daher iſt das Gemüth aufgelöst in der Liebe, da es angeſpannt iſt in der Achtung; denn hier iſt nichts, das ihm Schranken ſetzte, da das abſolut Große nichts über ſich hat, und die Sinnlichkeit, von der hier allein die Einſchränkung kommen könnte, in der Anmuth und Schönheit mit den Ideen des Geiſtes zuſammenſtimmt. Liebe iſt ein Herabſteigen, da die Achtung ein Hinaufklimmen iſt. Daher kann der Schlimme nichts lieben, ob er gleich Vieles achten

———

für die Perſon, die demſelben gemäß handelt, empfunden. Daher hat ſie etwas Ergötzendes, weil die Erfüllung des Geſetzes Vernunftweſen erfreuen muß. Achtung iſt Zwang, Hochachtung ſchon ein freieres Gefühl. Aber das rührt von der Liebe her, die ein Ingredienz der Hochachtung ausmacht. Achten muß auch der Nichtswürdige das Gute; aber um denjenigen hochzuachten, der es gethan hat, müßte er aufhören, ein Nichtswürdiger zu ſeyn.

muß; daher kann der Gute wenig achten, was er nicht zugleich mit Liebe umfinge. Der reine Geiſt kann nur lieben, nicht achten; der Sinn kann nur achten, aber nicht lieben.

Wenn der ſchuldbewußte Menſch in ewiger Furcht ſchwebt, dem Geſetzgeber in ihm ſelbſt, in der Sinnenwelt zu begegnen, und in Allem, was groß und ſchön und trefflich iſt, ſeinen Feind erblickt, ſo kennt die ſchöne Seele kein ſüßeres Glück, als das Heilige in ſich außer ſich nachgeahmt oder verwirklicht zu ſehen, und in der Sinnenwelt ihren unſterblichen Freund zu umarmen. Liebe iſt zugleich das Großmüthigſte und das Selbſtſüchtigſte in der Natur; das erſte: denn ſie empfängt von ihrem Gegenſtande nichts, ſondern gibt ihm Alles, da der reine Geiſt nur geben, nicht empfangen kann; das zweite: denn es iſt immer nur ihr eigenes Selbſt, was ſie in ihrem Gegenſtande ſucht und ſchätzt.

Aber eben darum, weil der Liebende von dem Geliebten nur empfängt, was er immer ſelber gab, ſo begegnet es ihm öfters, daß er gibt, was er nicht von ihm empfing. Der äußere Sinn glaubt zu ſehen, was nur der innere anſchaut; der feurige Wunſch wird zum Glauben und der eigene Ueberfluß des Liebenden verbirgt die Armuth des Geliebten. Daher iſt die Liebe ſo leicht der Täuſchung ausgeſetzt, was der Achtung und Begierde ſelten begegnet. So lange der innere Sinn den äußern exaltirt, ſo lange dauert auch die ſelige Bezauberung der platoniſchen Liebe, der zur Wonne der Unſterblichkeit nur die Dauer fehlt.

Sobald aber der innere Sinn dem äußern ſeine Anſchauung nicht mehr unterſchiebt, ſo tritt der äußere wieder in ſeine Rechte und fordert, was ihm zukommt — Stoff. Das Feuer, welches die himmliſche Venus entzündete, wird von der irdiſchen benutzt, und der Naturtrieb rächt ſeine lange Vernachläſſigung nicht ſelten durch eine deſto unumſchränktere Herrſchaft. Da der Sinn nie getäuſcht wird, ſo macht er dieſen Vortheil mit grobem Uebermuth gegen ſeinen edlern Nebenbuhler geltend, und iſt kühn genug zu behaupten, daß er gehalten habe, was die Begeiſterung ſchuldig blieb.

Die Würde hindert, daß die Liebe nicht zur Begierde wird. Die Anmuth verhütet, daß die Achtung nicht Furcht wird.

Wahre Schönheit, wahre Anmuth ſoll niemals Begierde erregen. Wo dieſe ſich einmiſcht, da muß es entweder dem Gegenſtand an Würde, oder dem Betrachter an Sittlichkeit der Empfindungen mangeln.

Wahre Größe ſoll niemals Furcht erregen. Wo dieſe eintritt, da kann man gewiß ſeyn, daß es entweder dem Gegenſtand an Geſchmack und an Grazie oder dem Betrachter an einem günſtigen Zeugniß ſeines Gewiſſens fehlt.

Reiz, Anmuth und Grazie werden zwar gewöhnlich als gleichbedeutend gebraucht; ſie ſind es aber nicht, oder ſollten es doch nicht ſeyn, da der Begriff, den ſie ausdrücken, mehrerer Beſtimmungen fähig iſt, die eine verſchiedene Bezeichnung verdienen.

Es gibt eine belebende und eine beruhigende Grazie. Die erſte grenzt an den Sinnenreiz, und das Wohlgefallen an derſelben kann, wenn es nicht durch Würde zurückgehalten wird, leicht in Verlangen ausarten. Dieſe kann Reiz genannt werden. Ein abgeſpannter Menſch kann ſich nicht durch innere Kraft in Bewegung ſetzen, ſondern muß Stoff von Außen empfangen, und durch leichte Uebungen der Phantaſie und ſchnelle Uebergänge von Empfindungen zum Handeln ſeine verlorne Schnellkraft wieder herzuſtellen ſuchen. Dieſes erlangt er im Umgang mit einer reizenden Perſon, die das ſtagnirende Meer ſeiner Einbildungskraft durch Geſpräch und Anblick in Schwung bringt.

Die beruhigende Grazie grenzt näher an die Würde, da ſie ſich durch Mäßigung unruhiger Bewegungen äußert. Zu ihr wendet ſich der angeſpannte Menſch, und der wilde Sturm des Gemüths löst ſich auf an ihrem friedeathmenden Buſen. Dieſe kann Anmuth genannt werden. Mit dem Reize verbindet ſich gern der lachende Scherz und der Stachel des Spottes; mit der Anmuth das Mitleid und die Liebe. Der entnervte Soliman ſchmachtet zuletzt in den Ketten einer Roxelane, wenn ſich der brauſende Geiſt eines Othello an der ſanften Bruſt einer Desdemona zur Ruhe wiegt.

Auch die Würde hat ihre verſchiedenen Abſtufungen, und wird da, wo ſie ſich der Anmuth und Schönheit nähert, zum Edeln, und, wo ſie an das Furchtbare grenzt, zur Hoheit.

Der höchſte Grad der Anmuth iſt das Bezaubernde; der höchſte Grad der Würde die Majeſtät. Bei dem Bezaubernden verlieren wir uns gleichſam ſelbſt, und fließen hinüber in den Gegenſtand. Der höchſte Genuß der Freiheit grenzt an den völligen Verluſt derſelben, und die Trunkenheit des Geiſtes an den Taumel der Sinnenluſt. Die Majeſtät hingegen hält uns ein Geſetz vor, das uns nöthigt, in uns ſelbſt zu ſchauen. Wir ſchlagen die Augen vor dem gegenwärtigen Gott zu Boden, vergeſſen Alles außer uns, und empfinden nichts als die ſchwere Bürde unſeres eignen Daſeyns.

Majeſtät hat nur das Heilige. Kann ein Menſch uns dieſes repräſentiren, ſo hat er Majeſtät, und wenn auch unſre Knie nicht nachfolgen, ſo wird doch unſer Geiſt vor ihm niederfallen. Aber er richtet ſich ſchnell wieder auf, ſobald nur die kleinſte Spur menſchlicher Schuld an dem Gegenſtand ſeiner Anbetung ſichtbar wird; denn nichts, was nur vergleichungsweiſe groß iſt, darf unſern Muth darniederſchlagen.

Die bloße Macht, ſey ſie auch noch ſo furchtbar und grenzenlos, kann nie Majeſtät verleihen. Macht imponirt nur dem Sinnenweſen, die Majeſtät muß dem Geiſte ſeine Freiheit nehmen. Ein Menſch, der mir das Todesurtheil ſchreiben kann, hat darum noch keine Majeſtät für mich, ſobald ich ſelbſt nur bin, was ich ſeyn ſoll. Sein Vortheil über mich iſt aus, ſobald ich will. Wer mir aber in ſeiner Perſon den reinen Willen darſtellt, vor dem werde ich mich, wenn's möglich iſt, auch noch in künftigen Welten beugen.

Anmuth und Würde ſtehen in einem ſo hohen Werth, um die Eitelkeit und Thorheit nicht zur Nachahmung zu reizen. Aber es gibt dazu nur Einen Weg, nämlich Nachahmung der Geſinnungen, deren Ausdruck ſie ſind. Alles Andere iſt Nachäffung, und wird ſich als ſolche durch Uebertreibung bald kenntlich machen.

So wie aus der Affektion des Erhabenen Schwulſt, aus der Affektion des Edeln das Koſtbare entſteht, ſo wird aus der affektirten Anmuth Ziererei, und aus der affektirten Würde ſteife Feierlichkeit und Gravität.

Die ächte Anmuth gibt bloß nach und kommt entgegen; die falſche hingegen zerfließt. Die wahre Anmuth ſchont bloß die Werkzeuge der willkührlichen Bewegung, und will der Freiheit der Natur nicht unnöthiger Weiſe zu nahe treten; die falſche Anmuth hat gar nicht das Herz, die Werkzeuge des Willens gehörig zu gebrauchen, und um ja nicht in's Harte und Schwerfällige zu fallen, opfert ſie lieber etwas von dem Zweck der Bewegung auf, oder ſucht ihn durch Umſchweife zu erreichen. Wenn der unbehülfliche Tänzer bei einer Menuet ſo viel Kraft aufwendet, als ob er ein Mühlrad zu ziehen hätte, und mit Händen und Füßen ſo ſcharfe Ecken ſchneidet, als wenn es hier um eine geometriſche Genauigkeit zu thun wäre, ſo wird der affektirte Tänzer ſo ſchwach auftreten, als ob er den Fußboden fürchtete, und mit Händen und Füßen nichts als Schlangenlinien beſchreiben, wenn er auch darüber

nicht von der Stelle kommen ſollte. Das andere Geſchlecht, welches vorzugsweiſe im Beſitz der wahren Anmuth iſt, macht ſich auch der falſchen am meiſten ſchuldig; aber nirgends beleidigt dieſe mehr, als wo ſie der Begierde zum Angel dient. Aus dem Lächeln der wahren Grazie wird dann die widrigſte Grimaſſe, das ſchöne Spiel der Augen, ſo bezaubernd, wenn wahre Empfindung daraus ſpricht, wird zur Verdrehung, die ſchmelzend modulirende Stimme, ſo unwiderſtehlich in einem wahren Munde, wird zu einem ſtudirten tremulirenden Klang, und die ganze Muſik weiblicher Reizungen zu einer betrüglichen Toilettenkunſt.

Wenn man auf Theatern und Ballſälen Gelegenheit hat, die affektirte Anmuth zu beobachten, ſo kann man oft in den Kabinetten der Miniſter und in den Studierzimmern der Gelehrten (auf hohen Schulen beſonders) die falſche Würde ſtudiren. Wenn die wahre Würde zufrieden iſt, den Affekt an ſeiner Herrſchaft zu hindern, und dem Naturtrieb bloß da, wo er den Meiſter ſpielen will, in den unwillkührlichen Bewegungen Schranken ſetzt, ſo regiert die falſche Würde auch die willkührlichen mit einem eiſernen Scepter, unterdrückt die moraliſchen Bewegungen, die der wahren Würde heilig ſind, ſo gut als die ſinnlichen, und löſcht das ganze mimiſche Spiel der Seele in den Geſichtszügen aus. Sie iſt nicht bloß ſtreng gegen die widerſtrebende, ſondern hart gegen die unterwürfige Natur, und ſucht ihre lächerliche Größe in Unterjochung, und, wo dies nicht angehen will, in Verbergung derſelben. Nicht anders, als wenn ſie Allem,

was Natur heißt, einen unverſöhnlichen Haß gelobt hätte, ſteckt ſie den Leib in lange faltige Gewänder, die den ganzen Gliederbau des Menſchen verbergen, beſchränkt den Gebrauch der Glieder durch einen läſtigen Apparat unnützer Zierrath und ſchneidet ſogar die Haare ab, um das Geſchenk der Natur durch ein Machwerk der Kunſt zu erſetzen. Wenn die wahre Würde, die ſich nie der Natur, nur der rohen Natur ſchämt, auch da, wo ſie an ſich hält, noch ſtets frei und offen bleibt; wenn in den Augen Empfindung ſtrahlt, und der heitre ſtille Geiſt auf der beredten Stirn ruht, ſo legt die Gravität die ihrige in Falten, wird verſchloſſen und myſteriös, und bewacht ſorgfältig wie ein Komödiant ihre Züge. Alle ihre Geſichtsmuskeln ſind angeſpannt, aller wahre natürliche Ausdruck verſchwindet, und der ganze Menſch iſt wie ein verſiegelter Brief. Aber die falſche Würde hat nicht immer Unrecht, das mimiſche Spiel ihrer Züge in ſcharfer Zucht zu halten, weil es vielleicht mehr ausſagen könnte, als man laut machen will, eine Vorſicht, welche die wahre Würde freilich nicht nöthig hat. Dieſe wird die Natur nur beherrſchen, nie verbergen; bei der falſchen hingegen herrſcht die Natur nur deſto gewaltthätiger innen, indem ſie außen bezwungen iſt. *

---

* Indeſſen gibt es auch eine Feierlichkeit im guten Sinne, wovon die Kunſt Gebrauch machen kann. Dieſe entſteht nicht aus der Anmaßung, ſich wichtig zu machen, ſondern ſie hat die Abſicht, das Gemüth auf etwas Wichtiges

vorzubereiten. Da wo ein großer und tiefer Eindruck geſchehen ſoll, und es dem Dichter darum zu thun iſt, daß nichts davon verloren gehe, ſo ſtimmt er das Gemüth vorher zum Empfang deſſelben, entfernt alle Zerſtreuungen, und ſetzt die Einbildungskraft in eine erwartungsvolle Spannung. Dazu iſt nun das Feierliche ſehr geſchickt, welches in Häufung vieler Anſtalten beſteht, wovon man den Zweck nicht abſieht, und in einer abſichtlichen Verzögerung des Fortſchritts, da wo die Ungeduld Eile fordert. In der Muſik wird das Feierliche durch eine langſame gleichförmige Folge ſtarker Töne hervorgebracht; die Stärke erweckt und ſpannt das Gemüth, die Langſamkeit verzögert die Befriedigung, und die Gleichförmigkeit des Takts läßt die Ungeduld gar kein Ende abſehen.

Das Feierliche unterſtützt den Eindruck des Großen und Erhabenen nicht wenig, und wird daher bei Religionsgebräuchen und Myſterien mit großem Erfolg gebraucht. Die Wirkungen der Glocken, der Choralmuſik, der Orgel ſind bekannt; aber auch für das Auge gibt es ein Feierliches, nämlich die Pracht, verbunden mit dem Furchtbaren, wie bei Leichenceremonien und bei allen öffentlichen Aufzügen, die eine große Stille und einen langſamen Takt beobachten.

# Ueber das Pathetiſche. *

Darſtellung des Leidens — als bloßen Leidens — iſt niemals Zweck der Kunſt, aber als Mittel zu ihrem Zweck iſt ſie derſelben äußerſt wichtig. Der letzte Zweck der Kunſt iſt die Darſtellung des Ueberſinnlichen und die tragiſche Kunſt insbeſondere bewerkſtelligt dieſes dadurch, daß ſie uns die moraliſche Independenz von Naturgeſetzen im Zuſtand des Affekts verſinnlicht. Nur der Widerſtand, den es gegen die Gewalt der Gefühle äußert, macht das freie Prinzip in uns kenntlich; der Widerſtand aber kann nur nach der Stärke des

* Anmerkung des Herausgebers. Der Verfaſſer hatte in das dritte Stück der neuen Thalia vom Jahrgang 1793 eine Abhandlung vom Erhabenen eingerückt, die nach der Ueberſchrift zur weitern Ausführung einiger Kantiſcher Ideen dienen ſollte. Einige Jahre nachher war über eben dieſen Gegenſtand die Schrift entſtanden, welche im zwölften Bande dieſer Ausgabe abgedruckt iſt. Dieſer ſpätern Bearbeitung, die ſich mehr durch eigenthümliche Anſichten auszeichnete, gab der Verfaſſer den Vorzug, als ſeine kleinen proſaiſchen Schriften zuſammengedruckt wurden, und von jener frühern Abhandlung wurde nur ein Theil unter dem Titel: über das Pathetiſche, in dieſe Sammlung aufgenommen.

Angriffs geſchätzt werden. Soll ſich alſo die Intelligenz im Menſchen als eine von der Natur unabhängige Kraft offenbaren, ſo muß die Natur ihre ganze Macht erſt vor unſern Augen bewieſen haben. Das Sinnenweſen muß tief und heftig leiden; Pathos muß da ſeyn, damit das Vernunftweſen ſeine Unabhängigkeit kund thun und ſich handelnd darſtellen könne.

Man kann niemals wiſſen, ob die Faſſung des Gemüths eine Wirkung ſeiner moraliſchen Kraft iſt, wenn man nicht überzeugt worden iſt, daß ſie keine Wirkung der Unempfindlichkeit ſey. Es iſt keine Kunſt, über Gefühle Meiſter zu werden, die nur die Oberfläche der Seele leicht und flüchtig beſtreichen; aber in einem Sturm, der die ganze ſinnliche Natur aufregt, ſeine Gemüthsfreiheit zu behalten, dazu gehört ein Vermögen des Widerſtandes, das über alle Naturmacht unendlich erhaben iſt. Man gelangt alſo zur Darſtellung der moraliſchen Freiheit nur durch die lebendigſte Darſtellung der leidenden Natur, und der tragiſche Held muß ſich erſt als empfindendes Weſen bei uns legitimirt haben, ehe wir ihm als Vernunftweſen huldigen, und an ſeine Seelenſtärke glauben.

Pathos iſt alſo die erſte und unnachläßliche Forderung an den tragiſchen Künſtler, und es iſt ihm erlaubt, die Darſtellung des Leidens ſo weit zu treiben, als es, ohne Nachtheil für ſeinen letzten Zweck, ohne Unterdrückung der moraliſchen Freiheit, geſchehen kann. Er muß gleichſam ſeinem Helden oder ſeinem Leſer die ganze volle Ladung des Leidens geben,

weil es ſonſt immer problematiſch bleibt, ob ſein Widerſtand gegen daſſelbe eine Gemüthshandlung, etwas Poſitives, und nicht vielmehr bloß etwas Negatives und ein Mangel iſt.

Dies Letztere iſt der Fall bei dem Trauerſpiel der ehemaligen Franzoſen, wo wir höchſt ſelten oder nie die leidende Natur zu Geſicht bekommen, ſondern meiſtens nur den kalten, deklamatoriſchen Poeten oder auch den auf Stelzen gehenden Komödianten ſehen. Der froſtige Ton der Deklamation erſtickt alle wahre Natur, und den franzöſiſchen Tragikern macht es ihre angebetete Decenz vollends ganz unmöglich, die Menſchheit in ihrer Wahrheit zu zeichnen. Die Decenz verfälſcht überall, auch wenn ſie an ihrer rechten Stelle iſt, den Ausdruck der Natur, und doch fordert dieſen die Kunſt unnachläßlich. Kaum können wir es einem franzöſiſchen Trauerſpielhelden glauben, daß er leidet, denn er läßt ſich über ſeinen Gemüthszuſtand heraus, wie der ruhigſte Menſch, und die unaufhörliche Rückſicht auf den Eindruck, den er auf Andere macht, erlaubt ihm nie, der Natur in ſich ihre Freiheit zu laſſen. Die Könige, Prinzeſſinnen und Helden eines Corneille und Voltaire vergeſſen ihren Rang auch im heftigſten Leiden nie, und ziehen weit eher ihre Menſchheit als ihre Würde aus. Sie gleichen den Königen und Kaiſern in den alten Bilderbüchern, die ſich mit ſammt der Krone zu Bette legen.

Wie ganz anders ſind die Griechen und diejenigen unter den Neuern, die in ihrem Geiſte gedichtet

haben. Nie ſchämt ſich der Grieche der Natur, er läßt der Sinnlichkeit ihre vollen Rechte, und iſt dennoch ſicher, daß er nie von ihr unterjocht werden wird. Sein tiefer und richtiger Verſtand läßt ihn das Zufällige, das der ſchlechte Geſchmack zum Hauptwerke macht, von dem Nothwendigen unterſcheiden; Alles aber, was nicht Menſchheit iſt, iſt zufällig an dem Menſchen. Der griechiſche Künſtler, der einen Laokoon, eine Niobe, einen Philoktet darzuſtellen hat, weiß von keiner Prinzeſſin, keinem König und keinem Königsſohn; er hält ſich nur an den Menſchen. Deßwegen wirft der weiſe Bildhauer die Bekleidung weg und zeigt uns bloß nackende Figuren, ob er gleich ſehr gut weiß, daß dies im wirklichen Leben nicht der Fall war. Kleider ſind ihm etwas Zufälliges, dem das Nothwendige niemals nachgeſetzt werden darf, und die Geſetze des Anſtands oder des Bedürfniſſes ſind nicht die Geſetze der Kunſt. Der Bildhauer ſoll und will uns den Menſchen zeigen, und Gewänder verbergen denſelben; alſo verwirft er ſie mit Recht.

Eben ſo wie der griechiſche Bildhauer die unnütze und hinderliche Laſt der Gewänder hinwegwirft, um der menſchlichen Natur mehr Platz zu machen, ſo entbindet der griechiſche Dichter ſeine Menſchen von dem eben ſo unnützen und eben ſo hinderlichen Zwang der Convenienz und von allen froſtigen Anſtandsgeſetzen, die an dem Menſchen nur künſteln und die Natur an ihm verbergen. Die leidende Natur ſpricht wahr, aufrichtig und tiefeindringend zu unſerm Herzen in der Homeriſchen Dichtung und in den

Tragikern; alle Leidenſchaften haben ein freies Spiel, und die Regel des Schicklichen hält kein Gefühl zurück. Die Helden ſind für alle Leiden der Menſchheit ſo gut empfindlich als Andere, und eben das macht ſie zu Helden, daß ſie das Leiden ſtark und innig fühlen, und doch nicht davon überwältigt werden. Sie lieben das Leben ſo feurig wie wir Andern, aber dieſe Empfindung beherrſcht ſie nicht ſo ſehr, daß ſie es nicht hingeben können, wenn die Pflichten der Ehre oder der Menſchlichkeit es fordern. Philoktet erfüllt die griechiſche Bühne mit ſeinen Klagen; ſelbſt der wüthende Herkules unterdrückt ſeinen Schmerz nicht. Die zum Opfer beſtimmte Iphigenia geſteht mit rührender Offenheit, daß ſie von dem Licht der Sonne mit Schmerzen ſcheide. Nirgends ſucht der Grieche in der Abſtumpfung und Gleichgültigkeit gegen das Leiden ſeinen Ruhm, ſondern in Ertragung desſelben bei allem Gefühl für daſſelbe. Selbſt die Götter der Griechen müſſen der Natur einen Tribut entrichten, ſobald ſie der Dichter der Menſchheit näher bringen will. Der verwundete Mars ſchreit vor Schmerz ſo laut auf, wie zehntauſend Mann, und die von einer Lanze geritzte Venus ſteigt weinend zum Olymp, und verſchwört alle Gefechte.

Dieſe zarte Empfindlichkeit für das Leiden, dieſe warme, aufrichtige, wahr und offen da liegende Natur, welche uns in den griechiſchen Kunſtwerken ſo tief und lebendig rührt, iſt ein Muſter der Nachahmung für alle Künſtler, und ein Geſetz, das der griechiſche Genius der Kunſt vorgeſchrieben hat. Die erſte

Forderung an den Menſchen macht immer und ewig die Natur, welche niemals darf abgewieſen werden; denn der Menſch iſt — ehe er etwas Anderes iſt — ein empfindendes Weſen. Die zweite Forderung an ihn macht die Vernunft, denn er iſt ein vernünftig empfindendes Weſen, eine moraliſche Perſon, und für dieſe iſt es Pflicht, die Natur nicht über ſich herrſchen zu laſſen, ſondern ſie zu beherrſchen. Erſt alsdann, wenn erſtlich der Natur ihr Recht iſt angethan worden, und wenn zweitens die Vernunft das ihrige behauptet hat, iſt es dem Anſtand erlaubt, die dritte Forderung an den Menſchen zu machen, und ihm, im Ausdruck ſowohl ſeiner Empfindungen als ſeiner Geſinnungen, Rückſicht gegen die Geſellſchaft aufzulegen, um ſich, als ein — civiliſirtes Weſen zu zeigen.

Das erſte Geſetz der tragiſchen Kunſt war Darſtellung der leidenden Natur. Das zweite iſt Darſtellung des moraliſchen Widerſtandes gegen das Leiden.

Der Affekt, als Affekt, iſt etwas Gleichgültiges, und die Darſtellung deſſelben würde, für ſich allein betrachtet, ohne allen äſthetiſchen Werth ſeyn; denn, um es noch einmal zu wiederholen, nichts, was bloß die ſinnliche Natur angeht, iſt der Darſtellung würdig. Daher ſind nicht nur alle bloß erſchlaffende (ſchmelzende) Affekte, ſondern überhaupt auch alle höchſten Grade, von was für Affekten es auch ſey, unter der Würde tragiſcher Kunſt.

Die ſchmelzenden Affekte, die bloß zärtlichen Rührungen, gehören zum Gebiet des Angenehmen, mit

dem die ſchöne Kunſt nichts zu thun hat. Sie ergötzen bloß den Sinn durch Auflöſung oder Erſchlaffung, und beziehen ſich bloß auf den äußern, nicht auf den innern Zuſtand des Menſchen. Viele unſerer Romane und Trauerſpiele, beſonders der ſogenannten Dramen (Mitteldinge zwiſchen Luſtſpiel und Trauerſpiel) und der beliebten Familiengemälde gehören in dieſe Klaſſe. Sie bewirken bloß Ausleerungen des Thränenſacks und eine wollüſtige Erleichterung der Gefäße; aber der Geiſt geht leer aus, und die edlere Kraft im Menſchen wird ganz und gar nicht dadurch geſtärkt. Eben ſo, ſagt Kant, fühlt ſich Mancher durch eine Predigt erbaut, wobei doch gar nichts in ihm aufgebaut worden iſt. Auch die Muſik der Neuern ſcheint es vorzüglich nur auf die Sinnlichkeit anzulegen, und ſchmeichelt dadurch dem herrſchenden Geſchmack, der nur angenehm gekitzelt, nicht ergriffen, nicht kräftig gerührt, nicht erhoben ſeyn will. Alles Schmelzende wird daher vorgezogen, und wenn noch ſo großer Lärm in einem Concertſaale iſt, ſo wird plötzlich Alles Ohr, wenn eine ſchmelzende Paſſage vorgetragen wird. Ein bis in's Thieriſche gehender Ausdruck der Sinnlichkeit erſcheint dann gewöhnlich auf allen Geſichtern, die trunkenen Augen ſchwimmen, der offene Mund iſt ganz Begierde, ein wollüſtiges Zittern ergreift den ganzen Körper, der Athem iſt ſchnell und ſchwach, kurz alle Symptome der Berauſchung ſtellen ſich ein: zum deutlichen Beweiſe, daß die Sinne ſchwelgen, der Geiſt aber oder das Prinzip der Freiheit im Menſchen der Gewalt des ſinnlichen Eindrucks zum

Raube wird. Alle dieſe Rührungen, ſage ich, ſind durch einen edeln und männlichen Geſchmack von der Kunſt ausgeſchloſſen, weil ſie bloß allein dem Sinne gefallen, mit dem die Kunſt nichts zu verkehren hat.

Auf der andern Seite ſind aber auch alle diejenigen Grade des Affekts ausgeſchloſſen, die den Sinn bloß quälen, ohne zugleich den Geiſt dafür zu entſchädigen. Sie unterdrücken die Gemüthsfreiheit durch Schmerz nicht weniger als jene durch Wolluſt, und können deßwegen bloß Verabſcheuung und keine Rührung bewirken, die der Kunſt würdig wäre. Die Kunſt muß den Geiſt ergötzen und der Freiheit gefallen. Der, welcher einem Schmerz zum Raube wird, iſt bloß ein gequältes Thier, kein leidender Menſch mehr; denn von dem Menſchen wird ſchlechterdings ein moraliſcher Widerſtand gegen das Leiden gefordert, durch den allein ſich das Prinzip der Freiheit in ihm, die Intelligenz, kenntlich machen kann.

Aus dieſem Grunde verſtehen ſich diejenigen Künſtler und Dichter ſehr ſchlecht auf ihre Kunſt, welche das Pathos durch die bloße ſinnliche Kraft des Affekts und die höchſt lebendigſte Schilderung des Leidens zu erreichen glauben. Sie vergeſſen, daß das Leiden ſelbſt nie der letzte Zweck der Darſtellung und nie die unmittelbare Quelle des Vergnügens ſeyn kann, das wir am Tragiſchen empfinden. Das Pathetiſche iſt nur äſthetiſch, inſofern es erhaben iſt. Wirkungen aber, welche bloß auf eine ſinnliche Quelle ſchließen laſſen, und bloß in der Affektion des Gefühlvermögens gegründet ſind, ſind niemals erhaben,

wie viel Kraft ſie auch verrathen mögen; denn alles Erhabene ſtammt nur aus der Vernunft.

Eine Darſtellung der bloßen Paſſion (ſowohl der wollüſtigen als der peinlichen) ohne Darſtellung der überſinnlichen Widerſtehungskraft heißt gemein, das Gegentheil heißt edel. Gemein und edel ſind die Begriffe, die überall, wo ſie gebraucht werden, eine Beziehung auf den Antheil oder Nichtantheil der überſinnlichen Natur des Menſchen an einer Handlung oder einem Werke bezeichnen. Nichts iſt edel, als was aus der Vernunft quillt; Alles, was die Sinnlichkeit für ſich hervorbringt, iſt gemein. Wir ſagen von einem Menſchen, er handle gemein, wenn er bloß den Eingebungen ſeines ſinnlichen Triebes folgt; er handle anſtändig, wenn er ſeinem Trieb nur mit Rückſicht an Geſetze folgt; er handle edel, wenn er bloß der Vernunft, ohne Rückſicht auf ſeine Triebe folgt. Wir nennen eine Geſichtsbildung gemein, wenn ſie die Intelligenz im Menſchen durch gar nichts kenntlich macht; wir nennen ſie ſprechend, wenn der Geiſt die Züge beſtimmte, und edel, wenn ein reiner Geiſt die Züge beſtimmte. Wir nennen ein Werk der Architektur gemein, wenn es uns keine andere als phyſiſche Zwecke zeigt; wir nennen es edel, wenn es, unabhängig von allen phyſiſchen Zwecken, zugleich Darſtellung von Ideen iſt.

Ein guter Geſchmack alſo, ſage ich, geſtattet keine, wenn gleich noch ſo kraftvolle, Darſtellung des Affekts, die bloß phyſiſches Leiden und phyſiſchen Widerſtand, ausdrückt, ohne zugleich die höhere Menſchheit, die

Gegenwart eines überſinnlichen Vermögens, ſichtbar zu machen — und zwar aus dem ſchon entwickelten Grunde, weil nie das Leiden an ſich, nur der Widerſtand gegen das Leiden pathetiſch und der Darſtellung würdig iſt. Daher ſind alle abſolut höchſten Grade des Affekts dem Künſtler ſowohl als dem Dichter unterſagt; denn alle unterdrücken die innerlich widerſtehende Kraft, oder ſetzen vielmehr die Unterdrückung derſelben ſchon voraus, weil kein Affekt ſeinen abſolut höchſten Grad erreichen kann, ſo lange die Intelligenz im Menſchen noch einigen Widerſtand leiſtet.

Jetzt entſteht die Frage: wodurch macht ſich dieſe überſinnliche Widerſtehungskraft in einem Affekt kenntlich? Durch nichts Anderes als durch Beherrſchung, oder, allgemeiner, durch Bekämpfung des Affekts. Ich ſage des Affekts, denn auch die Sinnlichkeit kann kämpfen; aber das iſt kein Kampf mit dem Affekt, ſondern mit der Urſache, die ihn hervorbringt — kein moraliſcher, ſondern ein phyſiſcher Widerſtand, den auch der Wurm äußert, wenn man ihn tritt, und der Stier, wenn man ihn verwundet, ohne deßwegen Pathos zu erregen. Daß der leidende Menſch ſeinen Gefühlen einen Ausdruck zu geben, daß er ſeinen Feind zu entfernen, daß er das leidende Glied in Sicherheit zu bringen ſucht, hat er mit jedem Thiere gemein, und ſchon der Inſtinkt übernimmt dieſes, ohne erſt bei ſeinem Willen anzufragen. Das iſt alſo noch kein Aktus ſeiner Humanität, das macht ihn als Intelligenz noch nicht kenntlich. Die Sinnlichkeit wird zwar jederzeit ihren Feind, aber niemals ſich ſelbſt bekämpfen.

Der Kampf mit dem Affekt hingegen iſt ein Kampf mit der Sinnlichkeit, und ſetzt alſo etwas voraus, was von der Sinnlichkeit unterſchieden iſt. Gegen das Objekt, das ihn leiden macht, kann ſich der Menſch mit Hülfe ſeines Verſtandes und ſeiner Muskelkräfte wehren; gegen das Leiden ſelbſt hat er keine andere Waffen als Ideen der Vernunft.

Dieſe müſſen alſo in der Darſtellung vorkommen, oder durch ſie erweckt werden, wo Pathos ſtatt finden ſoll. Nun ſind aber Ideen im eigentlichen Sinn und poſitiv nicht darzuſtellen, weil ihnen nichts in der Anſchauung entſprechen kann. Aber negativ und indirekt ſind ſie allerdings darzuſtellen, wenn in der Anſchauung etwas gegeben wird, wozu wir die Bedingungen in der Natur vergebens aufſuchen. Jede Erſcheinung, deren letzter Grund aus der Sinnenwelt nicht kann geleitet werden, iſt eine indirekte Darſtellung des Ueberſinnlichen.

Wie gelangt nun die Kunſt dazu, etwas vorzuſtellen, was über der Natur iſt, ohne ſich übernatürlicher Mittel zu bedienen? Was für eine Erſcheinung muß das ſeyn, die durch natürliche Kräfte vollbracht wird (denn ſonſt wäre ſie keine Erſcheinung) und dennoch ohne Widerſpruch aus phyſiſchen Urſachen nicht kann hergeleitet werden? Dies iſt die Aufgabe; und wie löst ſie nun der Künſtler?

Wir müſſen uns erinnern, daß die Erſcheinungen, welche im Zuſtand des Affekts an einem Menſchen können wahrgenommen werden, von zweierlei Gattung ſind. Entweder es ſind ſolche, die ihm bloß als Thier

angehören und als ſolche bloß dem Naturgeſetz folgen, ohne daß ſein Wille ſie beherrſchen oder überhaupt die ſelbſtſtändige Kraft in ihm unmittelbaren Einfluß darauf haben könnte. Der Inſtinkt erzeugt ſie unmittelbar, und blind gehorchen ſie ſeinen Geſetzen. Dahin gehören z. B. die Werkzeuge des Blutumlaufs, des Athemholens und die ganze Oberfläche der Haut; aber auch diejenigen Werkzeuge, die dem Willen unterworfen ſind, warten nicht immer die Entſcheidung des Willens ab, ſondern der Inſtinkt ſetzt ſie oft unmittelbar in Bewegung, da beſonders, wo dem phyſiſchen Zuſtand Schmerz oder Gefahr droht. So ſteht zwar unſer Arm unter der Herrſchaft des Willens, aber wenn wir unwiſſend etwas Heißes angreifen, ſo iſt das Zurückziehen der Hand gewiß keine Willenshandlung, ſondern der Inſtinkt allein vollbringt ſie. Ja, noch mehr. Die Sprache iſt gewiß etwas, was unter der Herrſchaft des Willens ſteht, und doch kann auch der Inſtinkt ſogar über dieſes Werkzeug und Werk des Verſtandes nach ſeinem Gutdünken disponiren, ohne erſt bei dem Willen anzufragen, ſobald ein großer Schmerz oder nur ein ſtarker Affekt uns überraſcht. Man laſſe den gefaßteſten Stoiker auf Einmal etwas höchſt Wunderbares oder unerwartet Schreckliches erblicken, man laſſe ihn dabei ſtehen, wenn Jemand ausglitſcht und in einen Abgrund fallen will, ſo wird ein lauter Ausruf und zwar kein bloß unartikulirter Ton, ſondern ein ganz beſtimmtes Wort, ihm unwillkührlich entwiſchen, und die Natur in ihm wird früher als der Wille gehandelt haben. Dies dient alſo zum Beweis,

daß es Erſcheinungen an dem Menſchen gibt, die nicht ſeiner Perſon als Intelligenz, ſondern bloß ſeinem Inſtinkt als einer Naturkraft können zugeſchrieben werden.

Nun gibt es aber auch zweitens Erſcheinungen an ihm, die unter dem Einfluß und unter der Herrſchaft des Willens ſtehen, oder die man wenigſtens als ſolche betrachten kann, die der Wille hätte verhindern können; welche alſo die Perſon und nicht der Inſtinkt zu verantworten hat. Dem Inſtinkt kommt es zu, das Intereſſe der Sinnlichkeit mit blindem Eifer zu beſorgen; aber der Perſon kommt es zu, den Inſtinkt durch Rückſicht auf Geſetze zu beſchränken. Der Inſtinkt achtet an ſich ſelbſt auf kein Geſetz; aber die Perſon hat dafür zu ſorgen, daß den Vorſchriften der Vernunft durch keine Handlung des Inſtinkts Eintrag geſchehe. So viel iſt alſo gewiß, daß der Inſtinkt allein nicht alle Erſcheinungen am Menſchen im Affekt unbedingter Weiſe zu beſtimmen hat, ſondern daß ihm durch den Willen des Menſchen die Grenze geſetzt werden kann. Beſtimmt der Inſtinkt allein alle Erſcheinungen am Menſchen, ſo iſt nichts mehr vorhanden, was an die Perſon erinnern könnte, und es iſt bloß Naturweſen, alſo ein Thier, was wir vor uns haben; denn Thier heißt jedes Naturweſen unter der Herrſchaft des Inſtinkts. Soll alſo die Perſon dargeſtellt werden, ſo müſſen einige Erſcheinungen am Menſchen vorkommen, die entweder gegen den Inſtinkt, oder doch nicht durch den Inſtinkt beſtimmt worden ſind. Schon daß ſie nicht durch den Inſtinkt beſtimmt wurden, iſt hinreichend, uns auf eine höhere Quelle

zu leiten, ſobald wir nur einſehen, daß der Inſtinkt ſie ſchlechterdings hätte anders beſtimmen müſſen, wenn ſeine Gewalt nicht wäre gebrochen worden.

Jetzt ſind wir im Stande, die Art und Weiſe anzugeben, wie die überſinnliche ſelbſtſtändige Kraft im Menſchen, ſein moraliſches Selbſt, im Affekt zur Darſtellung gebracht werden kann. — Dadurch nämlich, daß alle bloß der Natur gehorchende Theile, über welche der Wille entweder gar niemals oder wenigſtens unter gewiſſen Umſtänden nicht disponiren kann, die Gegenwart des Leidens verrathen — diejenigen Theile aber, welche der blinden Gewalt des Inſtinkts entzogen ſind, und dem Naturgeſetz nicht nothwendig gehorchen, keine oder nur eine geringe Spur dieſes Leidens zeigen, alſo in einem gewiſſen Grad frei ſcheinen. An dieſer Disharmonie nun zwiſchen denjenigen Zügen, die der animaliſchen Natur nach dem Geſetz der Nothwendigkeit eingeprägt werden, und zwiſchen denen, die der ſelbſtthätige Geiſt beſtimmt, erkennt man die Gegenwart eines überſinnlichen Prinzips im Menſchen, welches den Wirkungen der Natur eine Grenze ſetzen kann, und ſich alſo eben dadurch als von derſelben unterſchieden kenntlich macht. Der bloß thieriſche Theil des Menſchen folgt dem Naturgeſetz, und darf von der Gewalt des Affekts unterdrückt erſcheinen. An dieſem Theil offenbart ſich die ganze Stärke des Leidens, und dient gleichſam zum Maß, nach welchem der Widerſtand geſchätzt werden kann; denn man kann die Stärke des Widerſtandes, oder die moraliſche Macht in dem Menſchen, nur nach der Stärke des Angriffs

beurtheilen. Je entſcheidender und gewaltſamer nun der Affekt in dem Gebiet der Thierheit ſich äuſſert, ohne doch im Gebiet der Menſchheit dieſelbe Macht behaupten zu können; deſto mehr wird dieſe letztere kenntlich, deſto glorreicher offenbart ſich die moraliſche Selbſtſtändigkeit des Menſchen, deſto pathetiſcher iſt die Darſtellung und deſto erhabener das Pathos. *

In den Bildſäulen der Alten findet man dieſen äſthetiſchen Grundſatz anſchaulich gemacht; aber es iſt ſchwer, den Eindruck, den der ſinnlich lebendige Anblick macht, unter Begriffe zu bringen, und durch Worte anzugeben. Die Gruppe des Laokoon und

* Unter dem Gebiet der Thierheit begreife ich das ganze Syſtem derjenigen Erſcheinungen am Menſchen, die unter der blinden Gewalt des Naturtriebes ſtehen und ohne Vorausſetzung einer Freiheit des Willens vollkommen erklärbar ſind; unter dem Gebiet der Menſchheit aber diejenigen, welche ihre Geſetze von der Freiheit empfangen. Mangelt nun bei einer Darſtellung der Affekt im Gebiet der Thierheit, ſo läßt uns dieſelbe kalt; herrſcht er hingegen im Gebiet der Menſchheit, ſo ekelt ſie uns an und empört. Im Gebiete der Thierheit muß der Affekt jederzeit unaufgelöst bleiben, ſonſt fehlt das Pathetiſche; erſt im Gebiet der Menſchheit darf ſich die Auflöſung finden. Eine leidende Perſon, klagend und weinend vorgeſtellt, wird daher nur ſchwach rühren, denn Klagen und Thränen löſen den Schmerz ſchon im Gebiet der Thierheit auf. Weit ſtärker ergreift uns der verbiſſene ſtumme Schmerz, wo wir bei der Natur keine Hülfe finden, ſondern zu etwas, das über alle Natur hinausliegt, unſere Zuflucht nehmen müſſen; und eben in dieſer Hinweiſung auf das Ueberſinnliche liegt das Pathos und die tragiſche Kraft.

ſeiner Kinder iſt ungefähr ein Maß für das, was die bildende Kunſt der Alten im Pathetiſchen zu leiſten vermochte. „Laokoon,“ ſagt uns Winkelmann in ſeiner Geſch. der Kunſt (S. 699 der Wiener Quartausgabe), „iſt eine Natur im höchſten Schmerze, nach dem Bilde eines Mannes gemacht, der die bewußte Stärke des Geiſtes gegen denſelben zu ſammeln ſucht; und indem ſein Leiden die Muskeln aufſchwellt und die Nerven anzieht, tritt der mit Stärke bewaffnete Geiſt in der aufgetriebenen Stirn hervor, und die Bruſt erhebt ſich durch den beklemmten Odem, und durch Zurückhaltung des Ausdrucks der Empfindung, um den Schmerz in ſich zu faſſen und zu verſchließen. Das bange Seufzen, welches er in ſich, und der Odem, den er an ſich zieht, erſchöpft den Unterleib, und macht die Seiten hohl, welches uns gleichſam von der Bewegung ſeiner Eingeweide urtheilen läßt. Sein eigenes Leiden aber ſcheint ihn weniger zu beängſtigen als die Pein ſeiner Kinder, die ihr Angeſicht zum Vater wenden und um Hülfe ſchreien; denn das väterliche Herz offenbart ſich in den wehmüthigen Augen, und das Mitleiden ſcheint in einem trüben Duft auf denſelben zu ſchwimmen. Sein Geſicht iſt klagend, aber nicht ſchreiend, ſeine Augen ſind nach der höhern Hülfe gewandt. Der Mund iſt voll von Wehmuth und die geſenkte Unterlippe ſchwer von derſelben; in der überwärts gezogenen Oberlippe aber iſt dieſelbe mit Schmerz vermiſcht, welcher mit einer Regung von Unmuth, wie über ein unverdientes unwürdiges Leiden, in die Naſe hinauftritt, dieſelbe

ſchwellen macht, und ſich in den erweiterten und aufwärts gezogenen Nüſtern offenbart. Unter der Stirn iſt der Streit zwiſchen Schmerz und Widerſtand, wie in einem Punkte vereinigt, mit großer Wahrheit gebildet; denn indem der Schmerz die Augenbrauen in die Höhe treibt, ſo drückt das Sträuben gegen denſelben das obere Augenfleiſch niederwärts und gegen das obere Augenlied zu, ſo daß daſſelbe durch das übergetretene Fleiſch beinahe ganz bedeckt wird. Die Natur, welche der Künſtler nicht verſchönern konnte, hat er ausgewickelter, angeſtrengter und mächtiger zu zeigen geſucht; da, wohin der größte Schmerz gelegt iſt, zeigt ſich auch die größte Schönheit. Die linke Seite, in welche die Schlange mit dem wüthenden Biſſe ihr Gift ausgießt, iſt diejenige, welche durch die nächſte Empfindung zum Herzen am heftigſten zu leiden ſcheint. Seine Beine wollen ſich erheben, um ſeinem Uebel zu entrinnen; kein Theil iſt in Ruhe, ja die Meißelſtriche ſelbſt helfen zur Bedeutung einer erſtarrten Haut.“

Wie wahr und fein iſt in dieſer Beſchreibung der Kampf der Intelligenz mit dem Leiden der ſinnlichen Natur entwickelt, und wie treffend die Erſcheinungen angegeben, in denen ſich Thierheit und Menſchheit, Naturzwang und Vernunftfreiheit offenbaren! Virgil ſchilderte bekanntlich denſelben Auftritt in ſeiner Aeneis; aber es lag nicht in dem Plan des epiſchen Dichters, ſich bei dem Gemüthszuſtande des Laokoon, wie der Bildhauer thun mußte, zu verweilen. Bei dem Virgil iſt die ganze Erzählung bloß Nebenwerk

und die Abſicht, wozu ſie ihm dienen ſoll, wird hinlänglich durch die bloße Darſtellung des Phyſiſchen erreicht, ohne daß er nöthig gehabt hätte, uns in die Seele des Leidenden tiefe Blicke thun zu laſſen, da er uns nicht ſowohl zum Mitleid bewegen, als mit Schrecken durchdringen will. Die Pflicht des Dichters war alſo in dieſer Hinſicht bloß negativ, nämlich, die Darſtellung der leidenden Natur nicht ſo weit zu treiben, daß aller Ausdruck der Menſchheit oder des moraliſchen Widerſtandes dabei verloren ging, weil ſonſt Unwille und Abſcheu unausbleiblich erfolgen müßten. Er hielt ſich daher lieber an Darſtellung der Urſache des Leidens, und fand für gut, ſich umſtändlicher über die Furchtbarkeit der beiden Schlangen und über die Wuth, mit der ſie ihr Schlachtopfer anfallen, als über die Empfindungen deſſelben zu verbreiten. An dieſen eilt er nur ſchnell vorüber, weil ihm daran liegen mußte, die Vorſtellung eines göttlichen Strafgerichts und den Eindruck des Schreckens ungeſchwächt zu erhalten. Hätte er uns hingegen von Laokoons Perſon ſo viel wiſſen laſſen, als der Bildhauer, ſo würde nicht mehr die ſtrafende Gottheit, ſondern der leidende Menſch der Held in der Handlung geweſen ſeyn, und die Epiſode ihre Zweckmäßigkeit für das Ganze verloren haben.

Man kennt die Virgil'ſche Erzählung ſchon aus Leſſings vortrefflichem Commentar. Aber die Abſicht, wozu Leſſing ſie gebrauchte, war bloß, die Grenzen der poetiſchen und maleriſchen Darſtellung an dieſem Beiſpiel anſchaulich zu machen, nicht den

Begriff des Pathetiſchen daraus zu entwickeln. Zu dem letztern Zweck ſcheint ſie mir aber nicht weniger brauchbar, und man erlaube mir, ſie in dieſer Hinſicht noch einmal zu durchlaufen.

> Ecce autem gemini Tenedo tranquilla per alta
> (horresco referens) immensis orbibus angues
> incumbunt pelago, pariterque ad littora tendunt,
> Pectora quorum inter fluctus arrecta, jubaeque
> sanguineae exsuperant undas, pars caetera pontum
> pone legit, sinuatque immensa volumine terga.
> Fit sonitus spumante salo, jamque arva tenebant,
> ardenteis oculos suffecti sanguine et igni,
> sibila lambebant linguis vibrantibus ora.

Die erſte von den drei oben angeführten Bedingungen des Erhabenen, der Macht, iſt hier gegeben; eine mächtige Naturkraft nämlich, die zur Zerſtörung bewaffnet iſt und jedes Widerſtandes ſpottet. Daß aber dieſes Mächtige zugleich furchtbar, und das Furchtbare erhaben werde, beruht auf zwei verſchiedenen Operationen des Gemüths, d. i. auf zwei Vorſtellungen, die wir ſelbſtthätig in uns erzeugen. Indem wir erſtlich dieſe unwiderſtehliche Naturmacht mit dem ſchwachen Widerſtehungsvermögen des phyſiſchen Menſchen zuſammenhalten, erkennen wir ſie als furchtbar, und indem wir ſie zweitens auf unſern Willen beziehen und uns die abſolute Unabhängigkeit deſſelben von jedem Natureinfluß in's Bewußtſeyn rufen, wird ſie uns zu einem erhabenen Objekt. Dieſe beiden Beziehungen aber ſtellen wir an; der Dichter gab uns weiter nichts als einen mit

ſtarker Macht bewaffneten und nach Aeußerung derſelben ſtrebenden Gegenſtand. Wenn wir davor zittern, ſo geſchieht es bloß, weil wir uns ſelbſt oder ein uns ähnliches Geſchöpf im Kampf mit demſelben denken. Wenn wir uns bei dieſem Zittern erhaben fühlen, ſo iſt es, weil wir uns bewußt werden, daß wir, auch ſelbſt als ein Opfer dieſer Macht, für unſer freies Selbſt, für die Autonomie unſerer Willensbeſtimmungen, nichts zu fürchten haben würden. Kurz, die Darſtellung iſt bisher bloß contemplativ erhaben.

> Diffugimus visu exsangues, illi agmine certo
> Laocoonta petunt.

Jetzt wird das Mächtige zugleich als furchtbar gegeben, und das Contemplativerhabene geht in's Pathetiſche über. Wir ſehen es wirklich mit der Ohnmacht des Menſchen in Kampf treten. Laokoon oder wir, das wirkt bloß dem Grad nach verſchieden. Der ſympathetiſche Trieb ſchreckt den Erhaltungstrieb auf, die Ungeheuer ſchießen los auf — uns, und alles Entrinnen iſt vergebens.

Jetzt hängt es nicht mehr von uns ab, ob wir dieſe Macht mit der unſrigen meſſen und auf unſre Exiſtenz beziehen wollen. Dies geſchieht ohne unſer Zuthun in dem Objekte ſelbſt. Unſre Furcht hat alſo nicht, wie im vorhergehenden Moment, einen bloß ſubjektiven Grund in unſerm Gemüthe, ſondern einen objektiven Grund in dem Gegenſtand. Denn erkennen wir gleich das Ganze für eine bloße Fiktion der Einbildungskraft, ſo unterſcheiden wir doch auch in dieſer

Fiktion eine Vorſtellung, die von Außen mitgetheilt wird, von einer andern, die wir ſelbſtthätig in uns hervorbringen.

Das Gemüth verliert alſo einen Theil ſeiner Freiheit, weil es von Außen empfängt, was es vorher durch ſeine Selbſtthätigkeit erzeugte. Die Vorſtellung der Gefahr erhält einen Anſchein objektiver Realität, und es wird Ernſt mit dem Affekte.

Wären wir nun nichts als Sinnenweſen, die keinem andern als dem Erhaltungstriebe folgen, ſo würden wir hier ſtille ſtehen und im Zuſtand des bloßen Leidens verharren. Aber etwas iſt in uns, was an den Affektionen der ſinnlichen Natur keinen Theil nimmt, und deſſen Thätigkeit ſich nach keinen phyſiſchen Bedingungen richtet. Je nachdem nun dieſes ſelbſtthätige Prinzip (die moraliſche Anlage) in einem Gemüth ſich entwickelt hat, wird der leidenden Natur mehr oder weniger Raum gelaſſen ſeyn, und mehr oder weniger Selbſtthätigkeit im Affekte übrig bleiben.

In moraliſchen Gemüthern geht das Furchtbare (der Einbildungskraft) ſchnell und leicht in's Erhabene über. So wie die Imagination ihre Freiheit verliert, ſo macht die Vernunft die ihrige geltend; und das Gemüth *erweitert ſich nur deſto mehr nach Innen, indem es nach Außen Grenzen findet.* Herausgeſchlagen aus allen Verſchanzungen, die dem Sinnenweſen einen phyſiſchen Schutz verſchaffen können, werfen wir uns in die unbezwingliche Burg unſrer moraliſchen Freiheit, und gewinnen eben dadurch eine abſolute und unendliche Sicherheit, indem

wir eine bloß comparative und prekäre Schutzwehr im Felde der Erſcheinung verloren geben. Aber eben darum, weil es zu dieſem phyſiſchen Bedrängniß gekommen ſeyn muß, ehe wir bei unſerer moraliſchen Natur Hülfe ſuchen, können wir dieſes hohe Freiheitsgefühl nicht anders als mit Leiden erkaufen. Die gemeine Seele bleibt bloß bei dieſem Leiden ſtehen, und fühlt im Erhabenen des Pathos nie mehr als das Furchtbare; ein ſelbſtſtändiges Gemüth hingegen nimmt gerade von dieſem Leiden den Uebergang zum Gefühl ſeiner herrlichſten Kraftwirkung und weiß aus jedem Furchtbaren ein Erhabenes zu erzeugen.

Laocoonta petunt, ac primum parva duorum
corpora gnatorum serpens amplexus uterque
implicat, ac miseros morsa depascitur artus.

Es thut eine große Wirkung, daß der moraliſche Menſch (der Vater) eher als der phyſiſche angefallen wird. Alle Affekte ſind äſthetiſcher aus der zweiten Hand und keine Sympathie iſt ſtärker, als die wir mit der Sympathie empfinden.

Post ipsum auxilio subeuntem ac tela ferentem
corripiunt.

Jetzt war der Augenblick da, den Helden als moraliſche Perſon bei uns in Achtung zu ſetzen, und der Dichter ergriff dieſen Augenblick. Wir kennen aus ſeiner Beſchreibung die ganze Macht und Wuth der feindlichen Ungeheuer, und wiſſen, wie vergeblich aller Widerſtand iſt. Wäre nun Laokoon bloß ein gemeiner Menſch, ſo würde er ſeines Vortheils wahrnehmen, und wie die übrigen Trojaner in einer ſchnellen Flucht

ſeine Rettung ſuchen. Aber er hat ein Herz in ſeinem Buſen, und die Gefahr ſeiner Kinder hält ihn zu ſeinem eigenen Verderben zurück. Schon dieſer einzige Zug macht ihn unſers ganzen Mitleidens würdig. In was für einem Moment auch die Schlangen ihn ergriffen haben möchten, es würde uns immer bewegt und erſchüttert haben. Daß es aber gerade in dem Moment geſchieht, wo er als Vater uns achtungswürdig wird, daß ſein Untergang gleichſam als unmittelbare Folge der erfüllten Vaterpflicht, der zärtlichen Bekümmerniß für ſeine Kinder vorgeſtellt wird — dies entflammt unſre Theilnahme auf's Höchſte. Er iſt es jetzt gleichſam ſelbſt, der ſich aus freier Wahl dem Verderben hingibt, und ſein Tod wird eine Willenshandlung.

---

Bei allem Pathos muß alſo der Sinn durch Leiden, der Geiſt durch Freiheit intereſſirt ſeyn. Fehlt es einer pathetiſchen Darſtellung an einem Ausdruck der leidenden Natur, ſo iſt ſie ohne *äſthetiſche* Kraft, und unſer Herz bleibt kalt. Fehlt es ihr an einem Ausdruck der ethiſchen Anlage, ſo kann ſie bei aller ſinnlichen Kraft nie *pathetiſch* ſeyn, und wird unausbleiblich unſere Empfindung empören. Aus aller Freiheit des Gemüths muß immer der leidende Menſch, aus allen Leiden der Menſchheit muß immer der ſelbſtſtändige oder der Selbſtſtändigkeit fähige Geiſt durchſcheinen.

Auf zweierlei Weiſe aber kann ſich die Selbſtſtändigkeit des Geiſtes im Zuſtand des Leidens offenbaren.

Entweder negativ: wenn der ethiſche Menſch von dem phyſiſchen das Geſetz nicht empfängt, und dem Zuſtand keine Cauſalität für die Geſinnung geſtattet wird; oder poſitiv: wenn der ethiſche Menſch dem phyſiſchen das Geſetz gibt, und die Geſinnung für den Zuſtand Cauſalität erhält. Aus dem erſten entſpringt das Erhabene der Faſſung, aus dem zweiten das Erhabene der Handlung.

Ein Erhabenes der Faſſung iſt jeder vom Schickſal unabhängige Charakter. „Ein tapferer Geiſt, im „Kampf mit der Widerwärtigkeit,“ ſagt Seneca, „iſt ein anziehendes Schauſpiel, ſelbſt für die Götter.“ Einen ſolchen Anblick gibt uns der römiſche Senat nach dem Unglück bei Cannä. Selbſt Miltons Lucifer, wenn er ſich in der Hölle, ſeinem künftigen Wohnort, zum erſten Mal umſieht, durchdringt uns, dieſer Seelenſtärke wegen, mit einem Gefühl von Bewunderung. „Schrecken, ich grüße euch,“ ruft er aus, „und dich, unterirdiſche Welt, und dich, tiefſte „Hölle! Nimm auf deinen neuen Gaſt. Er kommt „zu dir mit einem Gemüth, das weder Zeit noch Ort „umgeſtalten ſoll. In ſeinem Gemüthe wohnt er. Das „wird ihm in der Hölle ſelbſt einen Himmel erſchaf„fen. Hier endlich ſind wir frei, u. ſ. f.“ Die Antwort der Medea im Trauerſpiel gehört in die nämliche Claſſe.

Das Erhabene der Faſſung läßt ſich anſchauen, denn es beruht auf der Koexiſtenz; das Erhabene der Handlung hingegen läßt ſich bloß denken, denn es beruht auf der Succeſion, und der Verſtand iſt nöthig,

um das Leiden von einem freien Entſchluß abzuleiten. Daher iſt nur das Erſte für den bildenden Künſtler, weil dieſer nur das Koexiſtente glücklich darſtellen kann; der Dichter aber kann ſich über Beides verbreiten. Selbſt wenn der bildende Künſtler eine erhabene Handlung darzuſtellen hat, muß er ſie in eine erhabene Faſſung verwandeln.

Zum Erhabenen der Handlung wird erfordert, daß das Leiden eines Menſchen auf ſeine moraliſche Beſchaffenheit nicht nur keinen Einfluß habe, ſondern vielmehr umgekehrt das Werk ſeines moraliſchen Charakters ſey. Dies kann auf zweierlei Weiſe ſeyn. Entweder mittelbar und nach dem Geſetz der Freiheit, wenn er aus Achtung für irgend eine Pflicht das Leiden erwählt. Die Vorſtellung der Pflicht beſtimmt ihn in dieſem Fall als Motiv, und ſein Leiden iſt eine Willenshandlung. Oder unmittelbar und nach dem Geſetz der Nothwendigkeit, wenn er eine übertretene Pflicht moraliſch büßt. Die Vorſtellung der Pflicht beſtimmt ihn in dieſem Falle als Macht, und ſein Leiden iſt bloß eine Wirkung. Ein Beiſpiel des Erſten gibt uns Regulus, wenn er, um Wort zu halten, ſich der Rachbegier der Karthaginenſer ausliefert; zu einem Beiſpiel des Zweiten würde er uns dienen, wenn er ſein Wort gebrochen und das Bewußtſeyn dieſer Schuld ihn elend gemacht hätte. In beiden Fällen hat das Leben einen moraliſchen Grund, nur mit dem Unterſchied, daß er uns in dem erſten Fall ſeinen moraliſchen Charakter, in dem andern bloß ſeine Beſtimmung dazu zeigt. In

dem erſten Fall erſcheint er als eine moraliſch große Perſon, in dem zweiten bloß als ein äſthetiſch großer Gegenſtand.

Dieſer letzte Unterſchied iſt wichtig für die tragiſche Kunſt, und verdient daher eine genauere Erörterung.

Ein erhabenes Objekt, bloß in der äſthetiſchen Schätzung, iſt ſchon derjenige Menſch, der uns die Würde der menſchlichen Beſtimmung durch ſeinen Zuſtand vorſtellig macht, geſetzt auch, daß wir dieſe Beſtimmung in ſeiner Perſon nicht realiſirt finden ſollten. Erhaben in der moraliſchen Schätzung wird er nur alsdann, wenn er ſich zugleich als Perſon jener Beſtimmung gemäß verhält, wenn unſere Achtung nicht bloß ſeinem Vermögen, ſondern dem Gebrauch dieſes Vermögens gilt, wenn nicht bloß ſeine Anlage, ſondern ſeinem wirklichen Betragen Würde zukommt. Es iſt ganz etwas Anderes, ob wir bei unſerm Urtheil auf das moraliſche Vermögen überhaupt, und auf dieſe Möglichkeit einer abſoluten Freiheit des Willens, oder ob wir auf den Gebrauch dieſes Vermögens und auf die Wirklichkeit dieſer abſoluten Freiheit des Willens unſer Augenmerk richten.

Es iſt etwas ganz Anderes, ſage ich, und dieſe Verſchiedenheit liegt nicht etwa nur in den beurtheilten Gegenſtänden, ſondern ſie liegt in der verſchiedenen Beurtheilungsweiſe. Der nämliche Gegenſtand kann uns in der moraliſchen Schätzung mißfallen und in der äſthetiſchen ſehr anziehend für uns ſeyn. Aber wenn er uns auch in beiden Inſtanzen der Beurtheilung

Genüge leiſtete, ſo thut er dieſe Wirkung bei beiden auf eine ganz verſchiedene Weiſe. Er wird dadurch, daß er äſthetiſch brauchbar iſt, nicht moraliſch befriedigend, und dadurch, daß er moraliſch befriedigt, nicht äſthetiſch brauchbar.

Ich denke mir z. B. die Selbſtaufopferung des Leonidas bei Thermopylä. Moraliſch beurtheilt, iſt mir dieſe Handlung Darſtellung des bei allem Widerſpruch der Inſtinkte erfüllten Sittengeſetzes; äſthetiſch beurtheilt, iſt ſie mir Darſtellung des von allem Zwang der Inſtinkte unabhängigen, ſittlichen Vermögens. Meinen moraliſchen Sinn (die Vernunft) befriedigt dieſe Handlung; meinen äſthetiſchen Sinn (die Einbildungskraft) entzückt ſie.

Von dieſer Verſchiedenheit meiner Empfindungen bei dem nämlichen Gegenſtande gebe ich mir folgenden Grund an.

Wie ſich unſer Weſen in zwei Prinzipien oder Naturen theilt, ſo theilen ſich, dieſen gemäß, auch unſere Gefühle in zweierlei ganz verſchiedene Geſchlechter. Als Vernunftweſen empfinden wir Beifall oder Mißbilligung; als Sinnenweſen empfinden wir Luſt oder Unluſt. Beide Gefühle, des Beifalls und der Luſt, gründen ſich auf eine Befriedigung: jenes auf Befridigung eines Anſpruchs, denn die Vernunft fordert bloß, aber bedarf nicht; dieſes auf Befriedigung eines Anliegens, denn der Sinn bedarf bloß, und kann nicht fordern. Beide, die Forderungen der Vernunft und die Bedürfniſſe des Sinnes, verhalten ſich zu einander, wie Nothwendigkeit zu

Nothdurft; ſie ſind alſo beide unter dem Begriff von Neceſſität enthalten; bloß mit dem Unterſchied, daß die Neceſſität der Vernunft ohne Bedingung, die Neceſſität der Sinne bloß unter Bedingungen Statt hat. Bei beiden aber iſt die Befriedigung zufällig. Alles Gefühl, der Luſt ſowohl als des Beifalls, gründet ſich alſo zuletzt auf Uebereinſtimmung des Zufälligen mit dem Nothwendigen. Iſt das Nothwendige ein Imperativ, ſo wird Beifall, iſt es eine Nothdurft, ſo wird Luſt die Empfindung ſeyn; beide in deſto ſtärkerm Grade, je zufälliger die Befriedigung iſt.

Nun liegt bei aller moraliſchen Beurtheilung eine Forderung der Vernunft zum Grunde, daß moraliſch gehandelt werde, und es iſt eine unbedingte Neceſſität vorhan , daß wir wollen, was recht iſt. Weil aber der Wille frei iſt, ſo iſt es (phyſiſch) zufällig, ob wir es wirklich thun. Thun wir es nun wirklich, ſo erhält dieſe Uebereinſtimmung des Zufalls im Gebrauche der Freiheit mit dem Imperativ der Vernunft Billigung oder Beifall, und zwar in deſto höherm Grade, als der Widerſtreit der Neigungen *dieſen* Gebrauch der Freiheit zufälliger und zweifelhafter machte.

Bei der äſthetiſchen Schätzung hingegen wird der Gegenſtand auf das *Bedürfniß der Einbildungskraft* bezogen, welche nicht *gebieten*, bloß *verlangen* kann, daß das Zufällige mit ihrem Intereſſe übereinſtimmen möge. Das Intereſſe der Einbildungskraft aber iſt: ſich *frei von Geſetzen* im Spiele zu erhalten. Dieſem Hange zur Ungebundenheit iſt die ſittliche Verbindlichkeit des Willens, durch

welche ihm ſein Objekt auf das Strengſte beſtimmt wird, nichts weniger als günſtig; und da die ſittliche Verbindlichkeit des Willens der Gegenſtand des moraliſchen Urtheils iſt, ſo ſieht man leicht, daß bei dieſer Art zu urtheilen die Einbildungskraft ihre Rechnung nicht finden könne. Aber eine ſittliche Verbindlichkeit des Willens läßt ſich nur unter Vorausſetzung einer abſoluten Independenz deſſelben vom Zwang der Naturtriebe denken; die Möglichkeit des Sittlichen poſtulirt alſo Freiheit, und ſtimmt folglich mit dem Intereſſe der Phantaſie hierin auf das Vollkommenſte zuſammen. Weil aber die Phantaſie durch ihr Bedürfniß nicht ſo vorſchreiben kann, wie die Vernunft durch ihren Imperativ dem Willen der Individuen vorſchreibt, ſo iſt das Vermögen der Freiheit, auf die Phantaſie bezogen, etwas Zufälliges, und muß daher, als Uebereinſtimmung des Zufalls mit dem (bedingungsweiſe) Nothwendigen Luſt erwecken. Beurtheilen wir alſo jene That des Leonidas moraliſch, ſo betrachten wir ſie aus einem Geſichtspunkt, wo uns weniger ihre Zufälligkeit als ihre Nothwendigkeit in die Augen fällt. Beurtheilen wir ſie hingegen äſthetiſch, ſo betrachten wir ſie aus einem Standpunkt, wo ſich uns weniger ihre Nothwendigkeit als ihre Zufälligkeit darſtellt. Es iſt Pflicht für jeden Willen, ſo zu handeln, ſo bald er ein freier Wille iſt; daß es aber überhaupt eine Freiheit des Willens gibt, welche es möglich macht, ſo zu handeln, dies iſt eine Gunſt der Natur in Rückſicht auf dasjenige Vermögen, welchem Freiheit Bedürfniß iſt. Beurtheilt alſo der

moraliſche Sinn — die Vernunft — eine tugendhafte Handlung, ſo iſt Billigung das Höchſte, was erfolgen kann, weil die Vernunft nie mehr und ſelten nur ſo viel finden kann, als ſie fordert. Beurtheilt hingegen der äſthetiſche Sinn, die Einbildungskraft, die nämliche Handlung, ſo erfolgt eine poſitive Luſt, weil die Einbildungskraft niemals Einſtimmigkeit mit ihrem Bedürfniſſe fordern kann, und ſich alſo von der wirklichen Befriedigung deſſelben, als von einem glücklichen Zufall, überraſcht finden muß. Daß Leonidas die heldenmüthige Entſchließung wirklich faßte, billigen wir; daß er ſie faſſen konnte, darüber frohlocken wir und ſind entzückt.

Der Unterſchied zwiſchen beiden Arten der Beurtheilung fällt noch deutlicher in die Augen, wenn man eine Handlung zum Grunde legt, über welche das moraliſche und das äſthetiſche Urtheil verſchieden ausfallen. Man nehme die Selbſtverbrennung des Peregrinus Proteus zu Olympia. Moraliſch beurtheilt, kann ich dieſer Handlung nicht Beifall geben, inſofern ich unreine Triebfedern dabei wirkſam finde, um derentwillen die Pflicht der Selbſterhaltung hintangeſetzt wird. Aeſthetiſch beurtheilt, gefällt mir aber dieſe Handlung, und zwar deßwegen gefällt ſie mir, weil ſie von einem Vermögen des Willens zeugt, ſelbſt dem mächtigſten aller Inſtinkte, dem Triebe der Selbſterhaltung, zu widerſtehen. Ob es eine rein moraliſche Geſinnung oder ob es bloß eine mächtigere ſinnliche Reizung war, was den Selbſterhaltungstrieb bei dem Schwärmer Peregrin unterdrückte, darauf

achte ich bei der äſthetiſchen Schätzung nicht, wo ich das Individuum verlaſſe, von dem Verhältniß ſeines Willens zu dem Willensgeſetz abſtrahire, und mir den menſchlichen Willen überhaupt, als Vermögen der Gattung, im Verhältniß zu der ganzen Naturgewalt denke. Bei der moraliſchen Schätzung, hat man geſehen, wurde die Selbſterhaltung als eine Pflicht vorgeſtellt, daher beleidigte ihre Verletzung; bei der äſthetiſchen Schätzung hingegen wurde ſie als ein Intereſſe angeſehen, daher gefiel ihre Hintanſetzung. Bei der letztern Art des Beurtheilens wird alſo die Operation gerade umgekehrt, die wir bei der erſtern verrichten. Dort ſtellen wir das ſinnlich beſchränkte Individuum und den pathologiſch-afficirbaren Willen dem abſoluten Willensgeſetz und der unendlichen Geiſterpflicht, hier hingegen ſtellen wir das abſolute Willensvermögen und die unendliche Geiſtergewalt dem Zwange der Natur und den Schranken der Sinnlichkeit gegenüber. Daher läßt uns das äſthetiſche Urtheil frei, und erhebt und begeiſtert uns, weil wir uns ſchon durch das bloße Vermögen, abſolut zu wollen, ſchon durch die bloße Anlage zur Moralität gegen die Sinnlichkeit in augenſcheinlichem Vortheil befinden, weil ſchon durch die bloße Möglichkeit, uns vom Zwange der Natur loszuſagen, unſerm Freiheitsbedürfniß geſchmeichelt wird. Daher beſchränkt uns das moraliſche Urtheil, und demüthigt uns, weil wir uns bei jedem beſondern Willensakt gegen das abſolute Willensgeſetz mehr oder weniger im Nachtheil befinden, und durch die Einſchränkung

des Willens auf eine einzige Beſtimmungsweiſe, welche die Pflicht ſchlechterdings fordert, dem Freiheitstriebe der Phantaſie widerſprochen wird. Dort ſchwingen wir uns von dem Wirklichen zu dem Möglichen, und von dem Individuum zur Gattung empor; hier hingegen ſteigen wir vom Möglichen zum Wirklichen herunter, und ſchließen die Gattung in die Schranken des Individuums ein; kein Wunder alſo, wenn wir uns bei äſthetiſchen Urtheilen erweitert, bei moraliſchen hingegen eingeengt und gebunden fühlen. *

* Dieſe Auflöſung, erinnere ich beiläufig. erklärt uns auch die Verſchiedenheit des äſthetiſchen Eindrucks, den die Kantiſche Vorſtellung der Pflicht auf ſeine verſchiedenen Beurtheiler zu machen pflegt. Ein nicht zu verachtender Theil des Publikums findet dieſe Vorſtellung der Pflicht ſehr demüthigend; ein anderer findet ſie unendlich erhebend für das Herz. Beide haben Recht, und der Grund des Widerſpruchs liegt bloß in der Verſchiedenheit des Standpunkts, aus welchem beide dieſen Gegenſtand betrachten. Seine bloße Schuldigkeit thun, hat allerdings nichts Großes, und inſofern das Beſte, was wir zu leiſten vermögen, nichts als Erfüllung, und noch mangelhafte Erfüllung unſerer Pflicht iſt, liegt in der höchſten Tugend nichts Begeiſterndes. Aber bei allen Schranken der ſinnlichen Natur dennoch treu und beharrlich ſeine Schuldigkeit thun, und in den Feſſeln der Materie dem heiligen Geiſtergeſetz unwandelbar folgen, dies iſt allerdings erhebend und der Bewunderung werth. Gegen die Geiſterwelt gehalten, iſt an unſrer Tugend freilich nichts Verdienſtliches, und wie viel wir es uns auch koſten laſſen mögen, wir werden immer unnütze Knechte ſeyn; gegen die Sinnenwelt gehalten, iſt ſie hingegen ein deſto erhabneres Objekt. Inſofern wir alle Handlungen moraliſch beurtheilen, und ſie auf das Sittengeſetz beziehen, werden wir

Aus dieſem allem ergibt ſich denn, daß die moraliſche und die äſthetiſche Beurtheilung, weit entfernt, einander zu unterſtützen, einander vielmehr im Wege ſtehen, weil ſie dem Gemüth zwei ganz entgegengeſetzte Richtungen geben; denn die Geſetzmäßigkeit, welche die Vernunft als moraliſche Richterin fordert, beſteht nicht mit der Ungebundenheit, welche die Einbildungskraft als äſthetiſche Richterin verlangt. Daher wird ein Objekt zu einem äſthetiſchen Gebrauch gerade um ſo viel weniger taugen, als es ſich zu einem moraliſchen qualificirt; und wenn der Dichter es dennoch erwählen, müßte, ſo wird er wohl thun, es ſo zu behandeln, daß nicht ſowohl unſere Vernunft auf die Regel des Willens, als vielmehr unſere Phantaſie auf das Vermögen des Willens hingewieſen werde. Um ſeiner ſelbſt willen muß der Dichter dieſen Weg einſchlagen, denn mit unſerer Freiheit iſt ſein Reich zu Ende. Nur ſo lange wir außer uns anſchauen, ſind wir ſein; er hat uns verloren, ſobald wir in unſern eigenen Buſen greifen. Dies erfolgt aber unausbleiblich, ſobald ein Gegenſtand nicht mehr als Erſcheinung

---

wenig Urſache haben, auf unſere Sittlichkeit ſtolz zu ſeyn; inſofern wir aber auf die Möglichkeit dieſer Handlungen ſehen, und das Vermögen unſers Gemüths, das denſelben zum Grund liegt, auf die Welt der Erſcheinungen beziehen, d. h. inſofern wir ſie äſthetiſch beurtheilen, iſt uns ein gewiſſes Selbſtgefühl erlaubt, ja, es iſt ſogar nothwendig, weil wir ein Prinzipium in uns aufdecken, das über alle Vergleichung groß und unendlich iſt.

von uns betrachtet wird, ſondern als Geſetz über uns richtet.

Selbſt von den Aeußerungen der erhabenſten Tugend kann der Dichter nichts für ſeine Abſichten brauchen, als was an denſelben der Kraft gehört. Um die Richtung der Kraft bekümmert er ſich nicht. Der Dichter, auch wenn er die vollkommenſten ſittlichen Muſter vor unſere Augen ſtellt, hat keinen andern Zweck, und darf keinen andern haben, als uns durch Betrachtung derſelben zu ergötzen. Nun kann uns aber nichts ergötzen, als was unſer Subjekt verbeſſert, und nichts kann uns geiſtig ergötzen, als was unſer geiſtiges Vermögen erhöht. Wie kann aber die Pflichtmäßigkeit eines Andern unſer Subjekt verbeſſern und unſere geiſtige Kraft vermehren? Daß er ſeine Pflicht wirklich erfüllt, beruht auf einem zufälligen Gebrauche, den er von ſeiner Freiheit macht, und der eben darum für uns nichts beweiſen kann. Es iſt bloß das Vermögen zu einer ähnlichen Pflichtmäßigkeit, was wir mit ihm theilen, und indem wir in ſeinem Vermögen auch das unſrige wahrnehmen, fühlen wir unſere geiſtige Kraft erhöht. Es iſt alſo bloß die vorgeſtellte Möglichkeit eines abſolut freien Wollens, wodurch die wirkliche Ausübung deſſelben unſerm äſthetiſchen Sinn gefällt.

Noch mehr wird man ſich davon überzeugen, wenn man nachdenkt, wie wenig die poetiſche Kraft des Eindrucks, den ſittliche Charaktere oder Handlungen auf uns machen, von ihrer hiſtoriſchen Realität abhängt. Unſer Wohlgefallen an idealiſchen Charakteren

verliert nichts durch die Erinnerung, daß ſie poe- Fiktionen ſind, denn es iſt die poetiſche, nicht die hiſtoriſche Wahrheit, auf welche alle äſthetiſche Wirkung ſich gründet. Die poetiſche Wahrheit beſteht aber nicht darin, daß etwas wirklich geſchehen iſt, ſondern darin, daß es geſchehen konnte, alſo in der innern Möglichkeit der Sache. Die äſthetiſche Kraft muß alſo ſchon in der vorgeſtellten Möglichkeit liegen.

Selbſt an wirklichen Begebenheiten hiſtoriſcher Perſonen iſt nicht die Exiſtenz, ſondern das durch die Exiſtenz kund gewordene Vermögen das Poetiſche. Der Umſtand, daß dieſe Perſonen wirklich lebten, und daß dieſe Begebenheiten wirklich erfolgten, kann zwar ſehr oft unſer Vergnügen vermehren, aber mit einem fremdartigen Zuſatz, der dem poetiſchen Eindruck vielmehr nachtheilig als beförderlich iſt. Man hat lange geglaubt, der Dichtkunſt unſeres Vaterlandes einen Dienſt zu erweiſen, wenn man den Dichtern Nationalgegenſtände zur Bearbeitung empfahl. Dadurch, hieß es, wurde die griechiſche Poeſie ſo bemächtigend für das Herz, weil ſie einheimiſche Scenen malte und einheimiſche Thaten verewigte. Es iſt nicht zu läugnen, daß die Poeſie der Alten, dieſes Umſtandes halber, Wirkungen leiſtete, deren die neuere Poeſie ſich nicht rühmen kann, aber gehörten dieſe Wirkungen der Kunſt und dem Dichter? Wehe dem griechiſchen Kunſtgenie, wenn es vor dem Genius der Neuern nichts weiter als dieſen zufälligen Vortheil voraus hätte, und wehe dem griechiſchen Kunſtgeſchmack, wenn er durch dieſe hiſtoriſchen Beziehungen in den Werken ſeiner Dichter

erſt hätte gewonnen werden müſſen! Nur ein barbariſcher Geſchmack braucht den Stachel des Privatintereſſe, um zu der Schönheit hingelockt zu werden, und nur der Stümper borgt von dem Stoffe eine Kraft, die er in die Form zu legen verzweifelt. Die Poeſie ſoll ihren Weg nicht durch die kalte Region des Gedächtniſſes nehmen, ſoll nie die Gelehrſamkeit zu ihrer Auslegerin, nie den Eigennutz zu ihrem Fürſprecher machen. Sie ſoll das Herz treffen, weil ſie aus dem Herzen floß, und nicht auf den Staatsbürger in dem Menſchen, ſondern auf den Menſchen in dem Staatsbürger zielen.

Es iſt ein Glück, daß das wahre Genie auf die Fingerzeige nicht viel achtet, die man ihm, aus beſſerer Meinung als Befugniß, zu ertheilen ſich ſauer werden läßt; ſonſt würden Sulzer und ſeine Nachfolger der deutſchen Poeſie eine ſehr zweideutige Geſtalt gegeben haben. Den Menſchen moraliſch auszubilden, und Nationalgefühle in dem Bürger zu entzünden, iſt zwar ein ſehr ehrenvoller Auftrag für den Dichter, und die Muſen wiſſen es am beſten, wie nahe die Künſte des Erhabenen und Schönen damit zuſammenhängen mögen. Aber was die Dichtkunſt mittelbar ganz vortrefflich macht, würde ihr unmittelbar nur ſehr ſchlecht gelingen. Die Dichtkunſt führt bei dem Menſchen nie ein beſonderes Geſchäft aus, und man könnte kein ungeſchickteres Werkzeug erwählen, um einen einzelnen Auftrag, ein Detail, gut beſorgt zu ſehen. Ihr Wirkungskreis iſt das Total der menſchlichen Natur, und bloß, inſofern ſie auf

den Charakter einfließt, kann ſie auf ſeine einzelnen Wirkungen Einfluß haben. Die Poeſie kann dem Menſchen werden, was dem Helden die Liebe iſt. Sie kann ihm weder rathen, noch mit ihm ſchlagen, noch ſonſt eine Arbeit für ihn thun; aber zum Helden kann ſie ihn erziehen, zu Thaten kann ſie ihn rufen, und zu Allem, was er ſeyn ſoll, ihn mit Stärke ausrüſten.

Die äſthetiſche Kraft, womit uns das Erhabene der Geſinnung und Handlung ergreift, beruht alſo keineswegs auf dem Intereſſe der Vernunft, daß recht gehandelt werde, ſondern auf dem Intereſſe der Einbildungskraft, daß recht handeln möglich ſey, d. h. daß keine Empfindung, wie mächtig ſie auch ſey, die Freiheit des Gemüths zu unterdrücken vermöge. Dieſe Möglichkeit liegt aber in jeder ſtarken Aeußerung von Freiheit und Willenskraft, und wo nur irgend der Dichter dieſe antrifft, da hat er einen zweckmäßigen Gegenſtand für ſeine Darſtellung gefunden. Für ſein Intereſſe iſt es eins, aus welcher Claſſe von Charakteren, der ſchlimmen oder guten, er ſeine Helden nehmen will, da das nämliche Maß von Kraft, welches zum Guten nöthig iſt, ſehr oft zur Conſequenz im Böſen erfordert werden kann. Wie viel mehr wir in äſthetiſchen Urtheilen auf die Kraft als auf die Richtung der Kraft, wie viel mehr auf Freiheit als auf Geſetzmäßigkeit ſehen, wird ſchon daraus hinlänglich offenbar, daß wir Kraft und Freiheit lieber auf Koſten der Geſetzmäßigkeit geäußert, als die Geſetzmäßigkeit auf Koſten der Kraft und Freiheit beobachtet ſehen. So bald nämlich Fälle eintreten, wo

das moraliſche Geſetz ſich mit Antreiben gattet, die den Willen durch ihre Macht fortzureißen drohen, ſo gewinnt der Charakter äſthetiſch, wenn er dieſem Antreiben widerſtehen kann. Ein Laſterhafter fängt an uns zu intereſſiren, ſobald er Glück und Leben wagen muß, um ſeinen ſchlimmen Willen durchzuſetzen; ein Tugendhafter hingegen verliert in demſelben Verhältniß unſere Aufmerkſamkeit, als ſeine Glückſeligkeit ſelbſt ihn zum Wohlverhalten nöthigt. Rache, zum Beiſpiel, iſt unſtreitig ein unedler und ſelbſt niedriger Affekt. Nichts deſto weniger wird ſie äſthetiſch, ſo bald ſie dem, der ſie ausübt, ein ſchmerzhaftes Opfer koſtet. Medea, indem ſie ihre Kinder ermordet, zielt bei dieſer Handlung auf Jaſons Herz, aber zugleich führt ſie einen ſchmerzhaften Stich auf ihr eigenes, und ihre Rache wird äſthetiſch erhaben, ſobald wir die zärliche Mutter ſehen.

Das äſthetiſche Urtheil enthält hierin mehr Wahres, als man gewöhnlich glaubt. Offenbar kündigen Laſter, welche von Willensſtärke zeugen, eine größere Anlage zur wahrhaften moraliſchen Freiheit an, als Tugenden, die eine Stütze von der Neigung entlehnen, weil es dem conſequenten Böſewicht nur einen einzigen Sieg über ſich ſelbſt, eine einzige Umkehrung der Maximen koſtet, um die ganze Conſequenz und Willensfertigkeit, die er an das Böſe verſchwendete, dem Guten zuzuwenden. Woher ſonſt kann es kommen, daß wir den halbguten Charakter mit Widerwillen von uns ſtoßen, und dem ganz ſchlimmen oft mit ſchauernder Bewunderung folgen? Daher unſtreitig, weil wir bei jenem

auch die Möglichkeit des abſolut freien Wollens aufgeben, dieſem hingegen es in jeder Aeußerung anmerken, daß er durch einen einzigen Willensakt ſich zur ganzen Würde der Menſchheit aufrichten kann.

In äſthetiſchen Urtheilen ſind wir alſo nicht für die Sittlichkeit an ſich ſelbſt, ſondern bloß für die Freiheit intereſſirt, und jene kann nur inſofern unſerer Einbildungskraft gefallen, als ſie die letztere ſichtbar macht. Es iſt daher offenbare Verwirrung der Grenzen, wenn man moraliſche Zweckmäßigkeit in äſthetiſchen Dingen fordert, und, um das Reich der Vernunft zu erweitern, die Einbildungskraft aus ihrem rechtmäßigen Gebiete verdrängen will. Entweder wird man ſie ganz unterjochen müſſen, und dann iſt es um alle äſthetiſche Wirkung geſchehen; oder ſie wird mit der Vernunft ihre Herrſchaft theilen, und dann wird für Moralität wohl nicht viel gewonnen ſeyn. Indem man zwei verſchiedene Zwecke verfolgt, wird man Gefahr laufen, beide zu verfehlen. Man wird die Freiheit der Phantaſie durch moraliſche Geſetzmäßigkeit feſſeln, und die Nothwendigkeit der Vernunft durch die Willkühr der Einbildungskraft zerſtören.

Ueber

# den Grund des Vergnügens
an
# tragiſchen Gegenſtänden. *

Wie ſehr auch einige neuere Aeſthetiker ſich's zum Geſchäft machen, die Künſte der Phantaſie und Empfindung gegen den allgemeinen Glauben, daß ſie auf Vergnügen abzwecken, wie gegen einen herabſetzenden Vorwurf zu vertheidigen, ſo wird dieſer Glaube dennoch, nach wie vor, auf ſeinem feſten Grunde beſtehen, und die ſchönen Künſte werden ihren althergebrachten unabſtreitbaren und wohlthätigen Beruf nicht gern mit einem neuen vertauſchen, zu welchem man ſie großmüthig erhöhen will. Unbeſorgt, daß ihre auf unſer Vergnügen abzielende Beſtimmung ſie erniedrige, werden ſie vielmehr auf den Vorzug ſtolz ſeyn, dasjenige unmittelbar zu leiſten, was alle übrige Richtungen und

* Anmerkung des Herausgebers. Im erſten Stück der Neuen Thalia vom Jahr 1792 wurde dieſer Aufſatz zuerſt gedruckt.

Thätigkeiten des menſchlichen Geiſtes nur mittelbar erfüllen. Daß der Zweck der Natur mit dem Menſchen ſeine Glückſeligkeit ſey, wenn auch der Menſch ſelbſt in ſeinem moraliſchen Handeln von dieſem Zwecke nichts wiſſen ſoll, wird wohl Niemand bezweifeln, der überhaupt nur einen Zweck in der Natur annimmt. Mit dieſer alſo, oder vielmehr mit ihrem Urheber haben die ſchönen Künſte ihren Zweck gemein, Vergnügen auszuſpenden und Glückliche zu machen. Spielend verleihen ſie, was ihre ernſtern Schweſtern uns erſt mühſam erringen laſſen; ſie verſchenken, was dort erſt der ſauer erworbene Preis vieler Anſtrengungen zu ſeyn pflegt. Mit anſpannendem Fleiße müſſen wir die Vergnügungen des Verſtandes, mit ſchmerzhaften Opfern die Billigung der Vernunft, die Freuden der Sinne durch harte Entbehrungen erkaufen, oder das Uebermaß derſelben durch eine Kette von Leiden büßen; die Kunſt allein gewährt uns Genüſſe, die nicht erſt abverdient werden dürfen, die kein Opfer koſten, die durch keine Reue erkauft werden. Wer wird aber das Verdienſt, auf dieſe Art zu ergötzen, mit dem armſeligen Verdienſt, zu beluſtigen, in eine Claſſe ſetzen? Wer ſich einfallen laſſen, der ſchönen Kunſt bloß deßwegen jenen Zweck abzuſprechen, weil ſie über dieſen erhaben iſt?

Die wohlgemeinte Abſicht, das Moraliſchgute überall als höchſten Zweck zu verfolgen, die in der Kunſt ſchon ſo manches Mittelmäßige erzeugte und in Schutz nahm, hat auch in der Theorie einen ähnlichen Schaden angerichtet. Um den Künſten einen recht hohen

Rang anzuweiſen, um ihnen die Gunſt des Staats, die Ehrfurcht aller Menſchen zu erwerben, vertreibt man ſie aus ihrem eigenthümlichen Gebiet, um ihnen einen Beruf aufzudringen, der ihnen fremd und ganz unnatürlich iſt. Man glaubt ihnen einen großen Dienſt zu erweiſen, indem man ihnen, anſtatt des frivolen Zwecks, zu ergötzen, einen moraliſchen unterſchiebt, und ihr ſo ſehr in die Augen fallender Einfluß auf die Sittlichkeit muß dieſe Behauptung unterſtützen. Man findet es widerſprechend, daß dieſelbe Kunſt, die den höchſten Zweck der Menſchheit in ſo großem Maße befördert, nur beiläufig dieſe Wirkung leiſten und einen ſo gemeinen Zweck, wie man ſich das Vergnügen denkt, zu ihrem letzten Augenmerk haben ſollte. Aber dieſen anſcheinenden Widerſpruch würde, wenn wir ſie hätten, eine bündige Theorie des Vergnügens und eine vollſtändige Philoſophie der Kunſt ſehr leicht zu heben im Stande ſeyn. Aus dieſer würde ſich ergeben, daß ein freies Vergnügen, ſo wie die Kunſt es hervorbringt, durchaus auf moraliſchen Bedingungen beruhe, daß die ganze ſittliche Natur des Menſchen dabei thätig ſey. Aus ihr würde ſich ferner ergeben, daß die Hervorbringung dieſes Vergnügens ein Zweck ſey, der ſchlechterdings nur durch moraliſche Mittel erreicht werden könne, daß alſo die Kunſt, um das Vergnügen, als ihren wahren Zweck, vollkommen zu erreichen, durch die Moralität ihren Weg nehmen müſſe. Für die Würdigung der Kunſt iſt es aber vollkommen einerlei, ob ihr Zweck ein moraliſcher ſey, oder ob ſie ihren Zweck nur durch moraliſche Mittel

erreichen könne, denn in beiden Fällen hat ſie es mit der Sittlichkeit zu thun, und muß mit dem ſittlichen Gefühl im engſten Einverſtändniß handeln; aber für die Vollkommenheit der Kunſt iſt es nichts weniger als einerlei, welches von beiden ihr Zweck und welches das Mittel iſt. Iſt der Zweck ſelbſt moraliſch, ſo verliert ſie das, wodurch ſie allein mächtig iſt, ihre Freiheit und das, wodurch ſie ſo allgemein wirkſam iſt, den Reiz des Vergnügens. Das Spiel verwandelt ſich in ein ernſthaftes Geſchäft; und doch iſt es gerade das Spiel, wodurch ſie das Geſchäft am beſten vollführen kann. Nur indem ſie ihre höchſte äſthetiſche Wirkung erfüllt, wird ſie einen wohlthätigen Einfluß auf die Sittlichkeit haben; aber nur indem ſie ihre völlige Freiheit ausübt, kann ſie ihre höchſte äſthetiſche Wirkung erfüllen.

Es iſt ferner gewiß, daß jedes Vergnügen, inſofern es aus ſittlichen Quellen fließt, den Menſchen ſittlich verbeſſert, und daß hier die Wirkung wieder zur Urſache werden muß. Die Luſt am Schönen, am Rührenden, am Erhabenen ſtärkt unſere moraliſchen Gefühle, wie das Vergnügen am Wohlthun, an der Liebe u. ſ. f. alle dieſe Neigungen ſtärkt. Eben ſo, wie ein vergnügter Geiſt das gewiſſe Loos eines ſittlich vortrefflichen Menſchen iſt, ſo iſt ſittliche Vortrefflichkeit gern die Begleiterin eines vergnügten Gemüths. Die Kunſt wirkt alſo nicht deßwegen allein ſittlich, weil ſie durch ſittliche Mittel ergötzt, ſondern auch deßwegen, weil das Vergnügen ſelbſt, das die Kunſt gewährt, ein Mittel zur Sittlichkeit wird.

Die Mittel, wodurch die Kunſt ihren Zweck erreicht, ſind ſo vielfach, als es überhaupt Quellen eines freien Vergnügens gibt. Frei aber nenne ich dasjenige Vergnügen, wobei die geiſtigen Kräfte, Vernunft und Einbildungskraft, thätig ſind, und wo die Empfindung durch eine Vorſtellung erzeugt wird, im Gegenſatz von dem phyſiſchen oder ſinnlichen Vergnügen, wobei die Seele einer blinden Naturnothwendigkeit unterworfen wird, und die Empfindung unmittelbar auf ihre phyſiſche Urſache erfolgt. Die ſinnliche Luſt iſt die einzige, die vom Gebiet der ſchönen Kunſt ausgeſchloſſen wird, und eine Geſchicklichkeit, die ſinnliche Luſt zu erwecken, kann ſich nie oder alsdann nur zur Kunſt erheben, wenn die ſinnlichen Eindrücke nach einem Kunſtplan geordnet, verſtärkt oder gemäßiget werden, und dieſe Planmäßigkeit durch die Vorſtellung erkannt wird. Aber auch in dieſem Fall wäre nur dasjenige an ihr Kunſt, was der Gegenſtand eines freien Vergnügens iſt, nämlich der Geſchmack in der Anordnung, der unſern Verſtand ergötzt, nicht die phyſiſchen Reize ſelbſt, die nur unſere Sinnlichkeit vergnügen.

Die allgemeine Quelle jedes, auch des ſinnlichen, Vergnügens iſt Zweckmäßigkeit. Das Vergnügen iſt ſinnlich, wenn die Zweckmäßigkeit nicht durch die Vorſtellungskräfte erkannt wird, ſondern bloß durch das Geſetz der Nothwendigkeit die Empfindung des Vergnügens zur phyſiſchen Folge hat. So erzeugt eine zweckmäßige Bewegung des Bluts und der Lebensgeiſter in einzelnen Organen oder in der ganzen

Maſchine die körperliche Luſt mit allen ihren Arten und Modifikationen; wir fühlen dieſe Zweckmäßigkeit durch das Medium der angenehmen Empfindung, aber wir gelangen zu keiner, weiter klaren noch verworrenen Vorſtellung von ihr.

Das Vergnügen iſt frei, wenn wir uns die Zweckmäßigkeit vorſtellen, und die angenehme Empfindung die Vorſtellung begleitet; alle Vorſtellungen alſo, wodurch wir Uebereinſtimmung und Zweckmäßigkeit erfahren, ſind Quellen eines freien Vergnügens, und inſofern fähig, von der Kunſt zu dieſer Abſicht gebraucht zu werden. Sie erſchöpfen ſich in folgenden Klaſſen: Gut, Wahr, Vollkommen, Schön, Rührend, Erhaben. Das Gute beſchäftigt unſre Vernunft, das Wahre und Vollkommene den Verſtand, das Schöne den Verſtand mit der Einbildungskraft, das Rührende und Erhabene die Vernunft mit der Einbildungskraft. Zwar ergötzt auch ſchon der Reiz oder die zur Thätigkeit aufgeforderte Kraft, aber die Kunſt bedient ſich des Reizes nur, um die höhern Gefühle der Zweckmäßigkeit zu begleiten; allein betrachtet, verliert er ſich unter die Lebensgefühle, und die Kunſt verſchmäht ihn, wie alle ſinnlichen Lüſte.

Die Verſchiedenheit der Quellen, aus welchen die Kunſt das Vergnügen ſchöpft, das ſie uns gewähret, kann für ſich allein zu keiner Eintheilung der Künſte berechtigen, da in derſelben Kunſtklaſſe mehrere, ja oft alle Arten des Vergnügens zuſammenfließen können. Aber inſofern eine gewiſſe Art derſelben als Hauptzweck verfolgt wird, kann ſie, wenn gleich nicht eine

eigene Klaſſe, doch eine eigene Anſicht der Kunſtwerke gründen. So z. B. könnte man diejenigen Künſte, welche den Verſtand und die Einbildungskraft vorzugsweiſe befriedigen, diejenigen alſo, die das Wahre, das Vollkommene, das Schöne zu ihrem Hauptzweck machen, unter dem Namen der ſchönen Künſte (Künſte des Geſchmacks, Künſte des Verſtandes) begreifen; diejenigen hingegen, die die Einbildungskraft mit der Vernunft vorzugsweiſe beſchäftigen, alſo das Gute, das Erhabene und Rührende zu ihrem Hauptgegenſtand haben, unter dem Namen der rührenden Künſte (Künſte des Gefühls, des Herzens) in eine beſondere Klaſſe vereinigen. Zwar iſt es unmöglich, das Rührende von dem Schönen durchaus zu trennen, aber ſehr gut kann das Schöne ohne das Rührende beſtehen. Wenn alſo gleich die verſchiedene Anſicht zu keiner vollkommenen Eintheilung der freien Künſte berechtigt, ſo dient ſie wenigſtens dazu, die Prinzipien zu Beurtheilung derſelben näher anzugeben und der Verwirrung vorzubeugen, welche unvermeidlich einreißen muß, wenn man bei einer Geſetzgebung in äſthetiſchen Dingen die ganz verſchiedenen Felder des Rührenden und des Schönen verwechſelt.

Das Rührende und Erhabene kommen darin überein, daß ſie Luſt durch Unluſt hervorbringen, daß ſie uns alſo (da die Luſt aus Zweckmäßigkeit, der Schmerz aber aus dem Gegentheil entſpringt) eine Zweckmäßigkeit zu empfinden geben, die eine Zweckwidrigkeit vorausſetzt.

Das Gefühl des Erhabenen beſteht einerſeits aus dem Gefühl unſerer Ohnmacht und Begrenzung, einen

Gegenſtand zu umfaſſen, anderſeits aber aus dem Gefühl unſrer Uebermacht, welche vor keinen Grenzen erſchrickt, und dasjenige ſich geiſtig unterwirft, dem unſre ſinnlichen Kräfte unterliegen. Der Gegenſtand des Erhabenen widerſtreitet alſo unſerm ſinnlichen Vermögen, und dieſe Unzweckmäßigkeit muß uns nothwendig Unluſt erwecken. Aber ſie wird zugleich eine Veranlaſſung, ein anderes Vermögen in uns zu unſerm Bewußtſeyn zu bringen, welches demjenigen, woran die Einbildungskraft erliegt, überlegen iſt. Ein erhabener Gegenſtand iſt alſo eben dadurch, daß er der Sinnlichkeit widerſtreitet, zweckmäßig für die Vernunft, und ergötzt durch das höhere Vermögen, indem er durch das niedrige ſchmerzt.

Rührung in ſeiner ſtrengen Bedeutung bezeichnet die gemiſchte Empfindung des Leidens und der Luſt an dem Leiden. Rührung kann man alſo nur dann über eigenes Unglück empfinden, wenn der Schmerz über daſſelbe gemäßigt genug iſt, um der Luſt Raum zu laſſen, die etwa ein mitleidender Zuſchauer dabei empfindet. Der Verluſt eines großen Guts ſchlägt uns heute zu Boden, und unſer Schmerz rührt den Zuſchauer; in einem Jahre erinnern wir uns dieſes Leidens ſelbſt mit Rührung. Der Schwache iſt jederzeit ein Raub ſeines Schmerzens, der Held und der Weiſe werden vom höchſten eigenen Unglück nur gerührt.

Rührung enthält eben ſo wie das Gefühl des Erhabenen zwei Beſtandtheile, Schmerz und Vergnügen; alſo hier wie dort liegt der Zweckmäßigkeit eine

Zweckwidrigkeit zum Grunde. So ſcheint es eine Zweckwidrigkeit in der Natur zu ſeyn, daß der Menſch leidet, der doch nicht zum Leiden beſtimmt iſt, und dieſe Zweckwidrigkeit thut uns wehe. Aber dieſes Wehethun der Zweckwidrigkeit iſt zweckmäßig für unſere vernünftige Natur überhaupt, und, inſofern es uns zur Thätigkeit auffordert, zweckmäßig für die menſchliche Geſellſchaft. Wir müſſen alſo über die Unluſt ſelbſt, welche das Zweckwidrige in uns erregt, nothwendige Luſt empfinden, weil jene Unluſt zweckmäßig iſt. Um zu beſtimmen, ob bei einer Rührung die Luſt oder die Unluſt hervorſtechen werde, kommt es darauf an, ob die Vorſtellung der Zweckwidrigkeit oder die der Zweckmäßigkeit die Oberhand behält. Dies kann nun entweder von der Menge der Zwecke, die erreicht oder verletzt werden, oder von ihrem Verhältniß zu dem letzten Zweck aller Zwecke abhängen.

Das Leiden des Tugendhaften rührt uns ſchmerzhafter, als das Leiden des Laſterhaften, weil dort nicht nur dem allgemeinen Zweck der Menſchen, glücklich zu ſeyn, ſondern auch dem beſondern, daß die Tugend glücklich mache, hier aber nur dem erſten widerſprochen wird. Hingegen ſchmerzt uns das Glück des Böſewichts auch weit mehr, als das Unglück des Tugendhaften, weil erſtlich das Laſter ſelbſt, und zweitens die Belohnung des Laſters eine Zweckwidrigkeit enthalten.

Außerdem iſt die Tugend weit mehr geſchickt, ſich ſonſt zu belohnen, als das glückliche Laſter, ſich zu beſtrafen; eben deßwegen wird der Rechtſchaffene im

Unglück weit eher der Tugend getreu bleiben, als der Laſterhafte im Glück zur Tugend umkehren.

Vorzüglich aber kommt es bei Beſtimmung des Verhältniſſes der Luſt zu der Unluſt in Rührungen darauf an, ob der verletzte Zweck den erreichten, oder der erreichte den, der verletzt wird, an Wichtigkeit übertreffe. Keine Zweckmäßigkeit geht uns ſo nah an als die moraliſche, und nichts geht über die Luſt, die wir über dieſe empfinden. Die Naturzweckmäßigkeit könnte noch immer problematiſch ſeyn, die moraliſche iſt uns erwieſen. Sie allein gründet ſich auf unſere vernünftige Natur und auf innere Nothwendigkeit. Sie iſt uns die nächſte, die wichtigſte, und zugleich die erkennbarſte, weil ſie durch nichts von Außen, ſondern durch ein inneres Prinzip unſerer Vernunft beſtimmt wird. Sie iſt das Palladium unſerer Freiheit.

Dieſe moraliſche Zweckmäßigkeit wird am lebendigſten erkannt, wenn ſie im Widerſpruch mit Andern die Oberhand behält; nur dann erweist ſich die ganze Macht des Sittengeſetzes, wenn es mit allen übrigen Naturkräften im Streit gezeigt wird, und alle neben ihm ihre Gewalt über ein menſchliches Herz verlieren. Unter dieſen Naturkräften iſt Alles begriffen, was nicht moraliſch iſt, Alles, was nicht unter der höchſten Geſetzgebung der Vernunft ſteht; alſo Empfindungen, Triebe, Affekte, Leidenſchaften ſo gut als phyſiſche Nothwendigkeit und das Schickſal. Je furchtbarer Gegner, deſto glorreicher der Sieg; der Widerſtand allein kann die Kraft ſichtbar machen. Aus dieſem folgt, „daß das höchſte Bewußtſeyn unſerer moraliſchen

„Natur nur in einem gewaltſamen Zuſtande im „Kampfe erhalten werden kann, und daß das höchſte „moraliſche Vergnügen jederzeit von Schmerz beglei= „tet ſeyn wird.“

Diejenige Dichtungsart alſo, welche uns die mo= raliſche Luſt in vorzüglichem Grade gewährt, muß ſich eben deßwegen der gemiſchten Empfindungen be= dienen, und uns durch den Schmerz ergötzen. Dies thut vorzugsweiſe die Tragödie, und ihr Gebiet umfaßt alle möglichen Fälle, in denen irgend eine Naturzweckmäßigkeit einer moraliſchen, oder auch eine moraliſche Zweckmäßigkeit der andern, die höher iſt, aufgeopfert wird. Es wäre vielleicht nicht unmöglich, nach dem Verhältniß, in welchem die moraliſche Zweck= mäßigkeit im Widerſpruch mit der andern erkannt und empfunden wird, eine Stufenleiter des Vergnügens von der unterſten bis zur höchſten hinauf zu führen, und den Grad der angenehmen oder ſchmerzhaften Rührung a priori aus dem Prinzip der Zweckmäßig= keit beſtimmt anzugeben. Ja vielleicht ließen ſich aus eben dieſem Prinzip beſtimmte Ordnungen der Tra= gödie ableiten, und alle möglichen Claſſen derſelben a priori in einer vollſtändigen Tafel erſchöpfen; ſo daß man im Stande wäre, jeder gegebenen Tragödie ihren Platz anzuweiſen, und den Grad ſowohl als die Art der Rührung im Voraus zu berechnen, über den ſie ſich, vermöge ihrer Species, nicht erheben kann. Aber dieſer Gegenſtand bleibt einer eigenen Erörterung vorbehalten.

Wie ſehr die Vorſtellung der moraliſchen Zweckmäßigkeit der Naturzweckmäßigkeit in unſerm Gemüthe vorgezogen werde, wird aus einzelnen Beiſpielen einleuchtend zu erkennen ſeyn.

Wenn wir Hüon und Amanda an den Marterpfahl gebunden ſehen, beide aus freier Wahl bereit, lieber den fürchterlichen Feuertod zu ſterben, als durch Untreue gegen das Geliebte ſich einen Thron zu erwerben — was macht uns wohl dieſen Auftritt zum Gegenſtand eines ſo himmliſchen Vergnügens? Der Widerſpruch ihres gegenwärtigen Zuſtandes mit dem lachenden Schickſale, das ſie verſchmähten, die anſcheinende Zweckwidrigkeit der Natur, welche Tugend mit Elend lohnt, die naturwidrige Verläugnung der Selbſtliebe u. ſ. f. ſollten uns, da ſie ſo viele Vorſtellungen von Zweckwidrigkeit in unſere Seele rufen, mit dem empfindlichſten Schmerz erfüllen — aber was kümmert uns die Natur mit allen ihren Zwecken und Geſetzen, wenn ſie durch ihre Zweckwidrigkeit eine Veranlaſſung wird, uns die moraliſche Zweckmäßigkeit in uns in ihrem vollſten Lichte zu zeigen? Die Erfahrung von der ſiegenden Macht des ſittlichen Geſetzes, die wir bei dieſem Anblick machen, iſt ein ſo hohes, ſo weſentliches Gut, daß wir ſogar verſucht werden, uns mit dem Uebel auszuſöhnen, dem wir es zu verdanken haben. Uebereinſtimmung im Reich der Freiheit ergötzt uns unendlich mehr, als alle Widerſprüche in der natürlichen Welt uns zu betrüben vermögen.

Wenn Coriolan, von der Gatten- und Kindes- und Bürgerpflicht beſiegt, das ſchon ſo gut als eroberte Rom verläßt, ſeine Rache unterdrückt, ſein Heer zurückführt, und ſich dem Haß eines eiferſüchtigen Nebenbuhlers zum Opfer dahingibt, ſo begeht er offenbar eine ſehr zweckwidrige Handlung; er verliert durch dieſen Schritt nicht nur die Frucht aller bisherigen Siege, ſondern rennt auch vorſätzlich ſeinem Verderben entgegen — aber wie trefflich, wie unausſprechlich groß iſt es auf der andern Seite, den gröbſten Widerſpruch mit der Neigung einem Widerſpruch mit dem ſittlichen Gefühl kühn vorzuziehen, und auf ſolche Art dem höchſten Intereſſe der Sinnlichkeit entgegen, gegen die Regeln der Klugheit zu verſtoßen, um nur mit der höhern moraliſchen Pflicht übereinſtimmend zu handeln? Jede Aufopferung des Lebens iſt zweckwidrig, denn das Leben iſt die Bedingung aller Güter; aber Aufopferung des Lebens in moraliſcher Abſicht iſt in hohem Grad zweckmäßig, denn das Leben iſt nie für ſich ſelbſt, nie als Zweck, nur als Mittel zur Sittlichkeit wichtig. Tritt alſo ein Fall ein, wo die Hingebung des Lebens ein Mittel zur Sittlichkeit wird, ſo muß das Leben der Sittlichkeit nachſtehen. „Es iſt nicht nöthig, daß ich lebe, aber es iſt nöthig, daß ich Rom vor dem Hunger ſchütze,“ ſagt der große Pompejus, da er nach Afrika ſchiffen ſoll, und ſeine Freunde ihm anliegen, ſeine Abfahrt zu verſchieben, bis der Seeſturm vorüber ſey.

Aber das Leben eines Verbrechers iſt nicht weniger tragiſch ergötzend, als das Leiden des

Tugendhaften; und doch erhalten wir hier die Vorſtellung einer moraliſchen Zweckwidrigkeit. Der Widerſpruch ſeiner Handlung mit dem Sittengeſetz ſollte uns mit Unwillen, die moraliſche Unvollkommenheit, die eine ſolche Art zu handeln vorausſetzt, mit Schmerz erfüllen; wenn wir auch das Unglück der Schuldloſen nicht einmal in Anſchlag brächten, die das Opfer davon werden. Hier iſt keine Zufriedenheit mit der Moralität der Perſonen, die uns für den Schmerz zu entſchädigen vermöchte, den wir über ihr Handeln und Leiden empfinden — und doch iſt Beides ein ſehr dankbarer Gegenſtand für die Kunſt, bei dem wir mit hohem Wohlgefallen verweilen. Es wird nicht ſchwer ſeyn, dieſe Erſcheinung mit dem bisher Geſagten in Uebereinſtimmung zu zeigen.

Nicht allein der Gehorſam gegen das Sittengeſetz gibt uns die Vorſtellung moraliſcher Zweckmäßigkeit, auch der Schmerz über Verletzung deſſelben thut es. Die Traurigkeit, welche das Bewußtſeyn moraliſcher Unvollkommenheit erzeugt, iſt zweckmäßig, weil ſie der Zufriedenheit gegenüber ſteht, die das moraliſche Rechtthun begleitet. Reue, Selbſtverdammung, ſelbſt in ihrem höchſten Grad, in der Verzweiflung, ſind moraliſch erhaben, weil ſie nimmermehr empfunden werden können, wenn nicht tief in der Bruſt des Verbrechers ein unbeſtechliches Gefühl für Recht und Unrecht wachte, und ſeine Anſprüche ſelbſt gegen das feurigſte Intereſſe der Selbſtliebe geltend machte. Reue über eine That entſpringt aus der Vergleichung derſelben mit dem Sittengeſetz, und iſt Mißbilligung

dieſer That, weil ſie dem Sittengeſetz widerſtreitet. Alſo muß im Augenblick der Reue das Sittengeſetz die höchſte Inſtanz im Gemüth eines ſolchen Menſchen ſeyn; es muß ihm wichtiger ſeyn, als ſelbſt der Preis des Verbrechens, weil das Bewußtſeyn des beleidigten Sittengeſetzes ihm den Genuß dieſes Preiſes vergällt. Der Zuſtand eines Gemüths aber, in welchem das Sittengeſetz für die höchſte Inſtanz erkannt wird, iſt moraliſch zweckmäßig, alſo eine Quelle moraliſcher Luſt. Und was kann auch erhabener ſeyn, als jene heroiſche Verzweiflung, die alle Güter des Lebens, die das Leben ſelbſt in den Staub tritt, weil ſie die mißbilligende Stimme ihres innern Richters nicht ertragen und nicht übertäuben kann? Ob der Tugendhafte ſein Leben freiwillig dahin gibt, um dem Sittengeſetz gemäß zu handeln — oder ob der Verbrecher unter dem Zwange des Gewiſſens ſein Leben mit eigner Hand zerſtört, um die Uebertretung jenes Geſetzes an ſich zu beſtrafen, ſo ſteigt unſere Achtung für das Sittengeſetz zu einem gleich hohen Grade empor; und, wenn ja noch ein Unterſchied Statt fände, ſo würde er vielmehr zum Vortheil des Letztern ausfallen, da das beglückende Bewußtſeyn des Rechthandelns dem Tugendhaften ſeine Entſchließung doch einigermaßen konnte erleichtert haben, und das ſittliche Verdienſt an einer Handlung gerade um eben ſo viel abnimmt, als Neigung und Luſt daran Theil haben. Reue und Verzweiflung über ein begangenes Verbrechen zeigen uns die Macht des Sittengeſetzes nur ſpäter, nicht ſchwächer; es ſind Gemälde der erhabenſten Sittlichkeit,

nur in einem gewaltſamen Zuſtand entworfen. Ein Menſch, der wegen einer verletzten moraliſchen Pflicht verzweifelt, tritt eben dadurch zum Gehorſam gegen daſſelbe zurück, und je furchtbarer ſeine Selbſtverdammung ſich äußert, deſto mächtiger ſehen wir das Sittengeſetz ihm gebieten.

Aber es gibt Fälle, wo das moraliſche Vergnügen nur durch einen moraliſchen Schmerz erkauft wird, und dies geſchieht, wenn eine moraliſche Pflicht übertreten werden muß, um einer höhern und allgemeinern deſto gemäßer zu handeln. Wäre Coriolan, anſtatt ſeine eigene Vaterſtadt zu belagern, vor Antium oder Corioli mit einem römiſchen Heere geſtanden, wäre ſeine Mutter eine Volſcierin geweſen, und ihre Bitten hätten die nämliche Wirkung auf ihn gehabt, ſo würde dieſer Sieg der Kindespflicht den entgegengeſetzten Eindruck auf uns machen. Der Ehrerbietung gegen die Mutter ſtände dann die weit höhere bürgerliche Verbindlichkeit entgegen, welche im Colliſionsfall vor jener den Vorzug verdient. Jener Commandant, dem die Wahl gelaſſen wird, entweder die Stadt zu übergeben, oder ſeinen gefangenen Sohn vor ſeinen Augen durchbohrt zu ſehen, wählt ohne Bedenken das Letztere, weil die Pflicht gegen ſein Kind der Pflicht gegen ſein Vaterland billig untergeordnet iſt. Es empört zwar im erſten Augenblick unſer Herz, daß ein Vater dem Naturtriebe und der Vaterpflicht ſo widerſprechend handelt, aber es reißt uns bald zu einer ſüßen Bewunderung hin, daß ſogar ein moraliſcher Antrieb, und wenn er ſich ſelbſt mit der

Neigung gattet, die Vernunft in ihrer Geſetzgebung nicht irre machen kann. Wenn der Korinthier Timoleon einen geliebten aber ehrſüchtigen Bruder Timophanes ermorden läßt, weil ſeine Meinung von patriotiſcher Pflicht ihn zu Vertilgung alles deſſen, was die Republik in Gefahr ſetzt, verbindet, ſo ſehen wir ihn zwar nicht ohne Entſetzen und Abſcheu dieſe naturwidrige, dem moraliſchen Gefühl ſo ſehr widerſtreitende Handlung begehen; aber unſer Abſcheu löst ſich bald in die höchſte Achtung der heroiſchen Tugend auf, die ihre Anſprüche gegen jeden fremden Einfluß der Neigung behauptet, und im ſtürmiſchen Widerſtreit der Gefühle eben ſo frei und eben ſo richtig als im Zuſtand der höchſten Ruhe entſcheidet. Wir können über republikaniſche Pflicht mit Timoleon ganz verſchieden denken; das ändert an unſerm Wohlgefallen nichts. Vielmehr ſind es gerade ſolche Fälle, wo unſer Verſtand nicht auf der Seite der handelnden Perſon iſt, aus welchen man erkennt, wie ſehr wir Pflichtmäßigkeit über Zweckmäßigkeit, Einſtimmung mit der Vernunft über die Einſtimmung mit dem Verſtande erheben.

Ueber keine moraliſche Erſcheinung aber wird das Urtheil der Menſchen ſo verſchieden ausfallen, als gerade über dieſe, und der Grund dieſer Verſchiedenheit darf nicht weit geſucht werden. Der moraliſche Sinn liegt zwar in allen Menſchen, aber nicht bei allen in derjenigen Stärke und Freiheit, wie er bei Beurtheilung dieſer Fälle vorausgeſetzt werden muß. Für die Meiſten iſt es genug, eine Handlung zu

billigen, weil ihre Einſtimmung mit dem Sittengeſetz nicht gefaßt wird, und eine andre zu verwerfen, weil ihr Widerſtreit mit dieſem Geſetz in die Augen leuchtet. Aber ein heller Verſtand und eine von jeder Naturkraft, alſo auch von moraliſchen Trieben (inſofern ſie inſtinktartig wirken) unabhängige Vernunft wird erfordert, die Verhältniſſe moraliſcher Pflichten zu dem höchſten Prinzip der Sittlichkeit richtig zu beſtimmen. Daher wird die nämliche Handlung, in welcher einige Wenige die höchſte Zweckmäßigkeit erkennen, dem groſſen Haufen als ein empörender Widerſpruch erſcheinen, obgleich Beide ein moraliſches Urtheil fällen; daher rührt es, daß die Rührung an ſolchen Handlungen nicht in der Allgemeinheit mitgetheilt werden kann, wie die Einheit der menſchlichen Natur und die Nothwendigkeit des moraliſchen Geſetzes erwarten läßt. Aber auch das wahrſte und höchſte Erhabene iſt, wie man weiß, Vielen Ueberſpannung und Unſinn, weil das Maß der Vernunft, die das Erhabene erkennt, nicht in Allen daſſelbe iſt. Eine kleine Seele ſinkt unter der Laſt ſo großer Vorſtellungen dahin, oder fühlt ſich peinlich über ihren moraliſchen Durchmeſſer auseinander geſpannt. Sieht nicht oft genug der gemeine Haufe da die häßlichſte Verwirrung, wo der denkende Geiſt gerade die höchſte Ordnung bewundert?

So viel über das Gefühl der moraliſchen Zweckmäßigkeit, inſofern es der tragiſchen Rührung und unſerer Luſt an dem Leiden zum Grunde liegt. Aber es ſind deſſen ungeachtet Fälle genug vorhanden, wo uns die Naturzweckmäßigkeit ſelbſt auf Unkoſten der

moraliſchen zu ergötzen ſcheint. Die höchſte Conſequenz eines Böſewichts in Anordnung ſeiner Maſchinen ergötzt uns offenbar, obgleich Anſtalten und Zweck unſerm moraliſchen Gefühl widerſtreiten. Ein ſolcher Menſch iſt fähig, unſre lebhafteſte Theilnahme zu erwecken, und wir zittern vor dem Fehlſchlag derſelben Plane, deren Vereitlung wir, wenn es wirklich an dem wäre, daß wir Alles auf die moraliſche Zweckmäßigkeit beziehen, auf's Feurigſte wünſchen ſollten. Aber auch dieſe Erſcheinung hebt dasjenige nicht auf, was bisher über das Gefühl der moraliſchen Zweckmäßigkeit, und ſeinen Einfluß auf unſer Vergnügen an tragiſchen Rührungen behauptet wurde.

Zweckmäßigkeit gewährt uns unter allen Umſtänden Vergnügen, ſie beziehe ſich entweder gar nicht auf das Sittliche, oder ſie widerſtreite demſelben. Wir genießen dieſes Vergnügen rein, ſo lange wir uns keines ſittlichen Zweckes erinnern, dem dadurch widerſprochen wird. Eben ſo, wie wir uns an dem verſtandähnlichen Inſtinkt der Thiere, an dem Kunſtfleiß der Bienen u. dergl. ergötzen, ohne dieſe Naturzweckmäßigkeit auf einen verſtändigen Willen, noch weniger auf einen moraliſchen Zweck zu beziehen, ſo gewährt uns die Zweckmäßigkeit eines jeden menſchlichen Geſchäfts an ſich ſelbſt Vergnügen, ſobald wir uns weiter nichts dabei denken, als das Verhältniß der Mittel zu ihrem Zweck. Fällt es uns aber ein, dieſen Zweck nebſt ſeinen Mitteln auf ein ſittliches Prinzip zu beziehen, und entdecken wir alsdann einen Widerſpruch mit dem letztern, kurz, erinnern wir uns,

daß es die Handlung eines moraliſchen Weſens iſt, ſo tritt eine tiefe Indignation an die Stelle jenes erſten Vergnügens, und keine noch ſo große Verſtandeszweckmäßigkeit iſt fähig, uns mit der Vorſtellung einer ſittlichen Zweckwidrigkeit zu verſöhnen. Nie darf es uns lebhaft werden, daß dieſer Richard III., dieſer Jago, dieſer Lovelace Menſchen ſind; ſonſt wird ſich unſere Theilnahme unausbleiblich in ihr Gegentheil verwandeln. Daß wir aber ein Vermögen beſitzen und auch häufig genug ausüben, unſre Aufmerkſamkeit von einer gewiſſen Seite der Dinge freiwillig abzulenken und auf eine andere zu richten, daß das Vergnügen ſelbſt, welches durch dieſe Abſonderung allein für uns möglich iſt, uns dazu einladet und dabei feſthält, wird durch die tägliche Erfahrung beſtätigt.

Nicht ſelten aber gewinnt eine geiſtreiche Bosheit vorzüglich deßwegen unſre Gunſt, weil ſie ein Mittel iſt, uns den Genuß der moraliſchen Zweckmäßigkeit zu verſchaffen. Je gefährlicher die Schlingen ſind, welche Lovelace Clariſſens Tugend legt, je härter die Proben ſind, auf welche die erfinderiſche Grauſamkeit eines Despoten die Standhaftigkeit ſeines unſchuldigen Opfers ſtellt, in deſto höherm Glanz ſehen wir die moraliſche Zweckmäßigkeit triumphiren. Wir freuen uns über die Macht des moraliſchen Pflichtgefühls, welche die Erfindungskraft eines Verführers ſo ſehr in Arbeit ſetzen kann. Hingegen rechnen wir dem conſequenten Böſewicht die Beſiegung des moraliſchen Gefühls, von dem wir wiſſen, daß es ſich nothwendig in ihm regen mußte, zu einer Art von Verdienſt an,

weil es von einer gewiſſen Stärke der Seele und einer großen Zweckmäßigkeit des Verſtandes zeugt, ſich durch keine moraliſche Regung in ſeinem Handeln irre machen zu laſſen.

Uebrigens iſt es unwiderſprechlich, daß eine zweckmäßige Bosheit nur alsdann der Gegenſtand eines vollkommenen Wohlgefallens werden kann, wenn ſie vor der moraliſchen Zweckmäßigkeit zu Schanden wird. Dann iſt ſie ſogar eine weſentliche Bedingung des höchſten Wohlgefallens, weil ſie allein vermag, die Uebermacht des moraliſchen Gefühls recht einleuchtend zu machen. Es gibt davon keinen überzeugendern Beweis, als den letzten Eindruck, mit dem uns der Verfaſſer der Clariſſa entläßt. Die höchſte Verſtandeszweckmäßigkeit, die wir in dem Verführungsplane des Lovelace unfreiwillig bewundern mußten, wird durch die Vernunftzweckmäßigkeit, welche Clariſſa dieſem furchtbaren Feind ihrer Unſchuld entgegenſetzt, glorreich übertroffen, und wir ſehen uns dadurch in den Stand geſetzt, den Genuß Beider in einem hohen Grad zu vereinigen.

Inſofern ſich der tragiſche Dichter zum Ziel ſetzt, das Gefühl der moraliſchen Zweckmäßigkeit zu einem lebendigen Bewußtſeyn zu bringen, inſofern er alſo die Mittel zu dieſem Zweck verſtändig wählt und anwendet, muß er den Kenner jederzeit auf eine gedoppelte Art durch die moraliſche und durch die Naturzweckmäßigkeit ergötzen. Durch jene wird er das Herz, durch dieſe den Verſtand befriedigen. Der große Haufe erleidet gleichſam blind die von dem Künſtler auf das

Herz beabſichtete Wirkung, ohne die Magie zu durchblicken, vermittelſt welcher die Kunſt dieſe Macht über ihn ausübte. Aber es gibt eine gewiſſe Klaſſe von Kennern, bei denen der Künſtler, gerade umgekehrt, die auf das Herz abgezielte Wirkung verliert, deren Geſchmack er aber durch die Zweckmäßigkeit der dazu angewandten Mittel für ſich gewinnen kann. In dieſen ſonderbaren Widerſpruch artet öfters die feinſte Kultur des Geſchmacks aus, beſonders wo die moraliſche Veredlung hinter der Bildung des Kopfes zurückbleibt. Dieſe Art Kenner ſuchen im Rührenden und Erhabenen nur das Verſtändige; dieſes empfinden und prüfen ſie mit dem richtigſten Geſchmack, aber man hüte ſich, an ihr Herz zu appelliren. Alter und Kultur führen uns dieſer Klippe entgegen, und dieſen nachtheiligen Einfluß von beiden glücklich beſiegen, iſt der höchſte Charakterruhm des gebildeten Mannes. Unter Europens Nationen ſind unſere Nachbarn, die Franzoſen, dieſem Extrem am nächſten geführt worden, und wir ringen, wie in Allem, ſo auch hier, dieſem Muſter nach.

# Ueber die tragiſche Kunſt.*

Der Zuſtand des Affekts für ſich ſelbſt, unabhängig von aller Beziehung ſeines Gegenſtandes auf unſere Verbeſſerung oder Verſchlimmerung, hat etwas Ergötzendes für uns; wir ſtreben, uns in denſelben zu verſetzen, wenn es auch einige Opfer koſten ſollte. Unſern gewöhnlichſten Vergnügungen liegt dieſer Trieb zum Grunde; ob der Affekt auf Begierde oder Verabſcheuung gerichtet, ob er ſeiner Natur nach angenehm oder peinlich ſey, kommt dabei wenig in Betrachtung. Vielmehr lehrt die Erfahrung, daß der unangenehme Affekt den größern Reiz für uns habe, und alſo die Luſt am Affekt mit ſeinem Inhalt gerade in umgekehrtem Verhältniſſe ſtehe. Es iſt eine allgemeine Erſcheinung in unſerer Natur, daß uns das Traurige, das Schreckliche, das Schauderhafte ſelbſt, mit unwiderſtehlichem Zauber an ſich lockt, daß wir uns von Auftritten des Jammers, des Entſetzens, mit gleichen

---

* Anmerkung des Herausgebers. Im zweiten Stück der neuen Thalia vom Jahre 1792 findet ſich dieſer Aufſatz zuerſt.

Kräften weggeſtoßen und wieder angezogen fühlen. Alles drängt ſich voll Erwartung um den Erzähler einer Mordgeſchichte; das abenteuerlichſte Geſpenſtermährchen verſchlingen wir mit Begierde und mit deſto größerer, je mehr uns dabei die Haare zu Berge ſteigen.

Lebhafter äußert ſich dieſe Regung bei Gegenſtänſtänden der wirklichen Anſchauung. Ein Meerſturm, der eine ganze Flotte verſenkt, vom Ufer aus geſehen, würde unſere Phantaſie eben ſo ſtark ergötzen, als er unſer fühlendes Herz empört; es dürfte ſchwer ſeyn, mit dem Lucrez zu glauben, daß dieſe natürliche Luſt aus einer Vergleichung unſrer eigenen Sicherheit mit der wahrgenommenen Gefahr entſpringe. Wie zahlreich iſt nicht das Gefolge, das einen Verbrecher nach dem Schauplatz ſeiner Qualen begleitet! Weder das Vergnügen befriedigter Gerechtigkeitsliebe, noch die unedle Luſt der geſtillten Rachbegierde kann dieſe Erſcheinung erklären. Dieſer Unglückliche kann in dem Herzen der Zuſchauer ſogar entſchuldigt, das aufrichtigſte Mitleid für ſeine Erhaltung geſchäftig ſeyn; dennoch regt ſich, ſtärker oder ſchwächer, ein neugieriges Verlangen bei dem Zuſchauer, Aug' und Ohr auf den Ausdruck ſeines Leidens zu richten. Wenn der Menſch von Erziehung und verfeinertem Gefühl hierin eine Ausnahme macht, ſo rührt dies nicht daher, daß dieſer Trieb gar nicht in ihm vorhanden war, ſondern daher, daß er von der ſchmerzhaften Stärke des Mitleids überwogen, oder von den Geſetzen des Anſtands in Schranken gehalten wird. Der rohe Sohn

der Natur, den kein Gefühl zarter Menſchlichkeit zügelt, überläßt ſich ohne Scheu dieſem mächtigen Zuge. Er muß alſo in der urſprünglichen Anlage des menſchlichen Gemüths gegründet, und durch ein allgemeines pſychologiſches Geſetz zu erklären ſeyn.

Wenn wir aber auch dieſe rohen Naturgefühle mit der Würde der menſchlichen Natur unverträglich finden, und deßwegen Anſtand nehmen, ein Geſetz für die ganze Gattung darauf zu gründen, ſo gibt es noch Erfahrungen genug, die die Wirklichkeit und Allgemeinheit des Vergnügens an ſchmerzhaften Rührungen außer Zweifel ſetzen. Der peinliche Kampf entgegengeſetzter Neigungen oder Pflichten, der für denjenigen, der ihn erleidet, eine Quelle des Elends iſt, ergötzt uns in der Betrachtung; wir folgen mit immer ſteigender Luſt den Fortſchritten einer Leidenſchaft bis zu dem Abgrund, in welchen ſie ihr unglückliches Opfer hinabzieht. Das nämliche zarte Gefühl, das uns von dem Anblick eines phyſiſchen Leidens, oder auch von dem phyſiſchen Ausdruck eines moraliſchen zurückſchreckt, läßt uns in der Sympathie mit dem reinen moraliſchen Schmerz eine nur deſto ſüßere Luſt empfinden. Das Intereſſe iſt allgemein, mit dem wir bei Schilderungen ſolcher Gegenſtände verweilen.

Natürlicher Weiſe gilt dies nur von dem mitgetheilten oder nachempfundenen Affekt; denn die nahe Beziehung, in welcher der urſprüngliche zu unſerm Glückſeligkeitstriebe ſteht, beſchäfrigt und beſitzt uns gewöhnlich zu ſehr, um der Luſt Raum zu laſſen, die er, frei von jeder eigennützigen Beziehung, für ſich

gewährt. So iſt bei demjenigen, der wirklich von einer ſchmerzhaften Leidenſchaft beherrſcht wird, das Gefühl des Schmerzens überwiegend, ſo ſehr die Schilderung ſeiner Gemüthslage den Hörer oder Zuſchauer entzücken kann. Deſſenungeachtet iſt ſelbſt der urſprüngliche ſchmerzhafte Affekt für denjenigen, der ihn erleidet, nicht ganz an Vergnügen leer; nur ſind die Grade dieſes Vergnügens nach der Gemüthsbeſchaffenheit der Menſchen verſchieden. Läge nicht auch in der Unruhe, im Zweifel, in der Furcht ein Genuß, ſo würden Hazardſpiele ungleich weniger Reiz für uns haben, ſo würde man ſich nie aus tollkühnem Muthe in Gefahren ſtürzen, ſo könnte ſelbſt die Sympathie mit fremden Leiden gerade im Moment der höchſten Illuſion und im ſtärkſten Grad der Verwechslung nicht am lebhafteſten ergötzen. Dadurch aber wird nicht geſagt, daß die unangenehmen Affekte an und für ſich ſelbſt Luſt gewähren, welches zu behaupten wohl Niemand ſich einfallen laſſen wird; es iſt genug, wenn dieſe Zuſtände des Gemüths bloß die Bedingungen abgeben, unter welchen allein gewiſſe Arten des Vergnügens für uns möglich ſind. Gemüther alſo, welche für dieſe Arten des Vergnügens vorzüglich empfänglich und vorzüglich darnach lüſtern ſind, werden ſich leichter mit dieſen unangenehmen Bedingungen verſöhnen, und auch in den heftigſten Stürmen der Leidenſchaft ihre Freiheit nicht ganz verlieren.

Von der Beziehung ſeines Gegenſtandes auf unſer ſinnliches oder ſittliches Vermögen rührt die Unluſt her, welche wir bei widrigen Affekten empfinden, ſo

wie die Luſt bei den angenehmen aus eben dieſen Quellen entſpringt. Nach dem Verhältniß nun, in welchem die ſittliche Natur eines Menſchen zu ſeiner ſinnlichen ſteht, richtet ſich auch der Grad der Freiheit, der in Affekten behauptet werden kann; und da nun bekanntlich im Moraliſchen keine Wahl für uns ſtattfindet, der ſinnliche Trieb hingegen der Geſetzgebung der Vernunft unterworfen und alſo in unſerer Gewalt iſt, wenigſtens ſeyn ſoll, ſo leuchtet ein, daß es möglich iſt, in allen denjenigen Affekten, welche mit dem eigennützigen Trieb zu thun haben, eine vollkommene Freiheit zu behalten, und über den Grad Herr zu ſeyn, den ſie erreichen ſollen. Dieſer wird in eben dem Maße ſchwächer ſeyn, als der moraliſche Sinn über den Glückſeligkeitstrieb bei einem Menſchen die Obergewalt behauptet, und die eigennützige Anhänglichkeit an ſein individuelles Ich durch den Gehorſam gegen allgemeine Vernunftgeſetze vermindert wird. Ein ſolcher Menſch wird alſo im Zuſtand des Affekts die Beziehung eines Gegenſtandes auf ſeinen Glückſeligkeitstrieb weit weniger empfinden, und folglich auch weit weniger von der Unluſt erfahren, die nur aus dieſer Beziehung entſpringt; hingegen wird er deſto mehr auf das Verhältniß merken, in welchem eben dieſer Gegenſtand zu ſeiner Sittlichkeit ſteht, und eben darum auch deſto empfänglicher für die Luſt ſeyn, welche die Beziehung auf's Sittliche nicht ſelten in die peinlichſten Leiden der Sinnlichkeit miſcht. Eine ſolche Verfaſſung des Gemüths iſt am fähigſten, das Vergnügen des Mitleids zu genießen, und ſelbſt

den urſprünglichen Affekt in den Schranken des Mit-leids zu erhalten. Daher der hohe Werth einer Lebens-philoſophie, welche durch ſtete Hinweiſung auf allge-meine Geſetze das Gefühl für unſere Individualität entkräftet, im Zuſammenhange des großen Ganzen unſer kleines Selbſt uns verlieren lehrt, und uns dadurch in den Stand ſetzt, mit uns ſelbſt wie mit Fremdlingen umzugehen. Dieſe erhabene Geiſtesſtim-mung iſt das Loos ſtarker und philoſophiſcher Gemüther, die durch fortgeſetzte Arbeit an ſich ſelbſt den eigen-nützigen Trieb unterjochen gelernt haben. Auch der ſchmerzhafteſte Verluſt führt ſie nicht über eine Weh-muth hinaus, mit der ſich noch immer ein merklicher Grad des Vergnügens gatten kann. Sie, die allein fähig ſind, ſich von ſich ſelbſt zu trennen, genießen allein das Vorrecht, an ſich ſelbſt Theil zu nehmen, und eigenes Leiden in dem milden Widerſchein der Sympathie zu empfinden.

Schon das Bisherige enthält Winke genug, die uns auf die Quellen des Vergnügens, das der Affekt an ſich ſelbſt, und vorzüglich der traurige, gewährt, aufmerkſam machen. Es iſt größer, wie man geſehen hat, in moraliſchen Gemüthern, und wirkt deſto freier, je mehr das Gemüth von dem eigennützigen Triebe unabhängig iſt. Es iſt ferner lebhafter und ſtärker in traurigen Affekten, wo die Selbſtliebe gekränkt wird, als in fröhlichen, welche eine Befriedigung derſelben vorausſetzen; alſo wächst es, wo der eigennützige Trieb beleidigt, und nimmt ab, wo dieſem Triebe geſchmeichelt wird. Wir kennen aber nicht mehr als

zweierlei Quellen des Vergnügens, die Befriedigung des Glückſeligkeitstriebes und die Erfüllung moraliſcher Geſetze; eine Luſt alſo, von der man bewieſen hat, daß ſie nicht aus der erſten Quelle entſprang, muß nothwendig aus der zweiten ihren Urſprung nehmen. Aus unſerer moraliſchen Natur alſo quillt die Luſt hervor, wodurch uns ſchmerzhafte Affekte in der Mittheilung entzücken, und, auch ſogar urſprünglich empfunden, in gewiſſen Fällen noch angenehm rühren.

Man hat es auf mehrere Art verſucht, das Vergnügen des Mitleids zu erklären: aber die wenigſten Auflöſungen konnten befriedigend ausfallen, weil man den Grund der Erſcheinung lieber in begleitenden Umſtänden als in der Natur des Affekts ſelbſt aufſuchte. Vielen iſt das Vergnügen des Mitleids nichts Anderes, als das Vergnügen der Seele an ihrer Empfindſamkeit; Andern die Luſt an ſtarkbeſchäftigten Kräften lebhafter Wirkſamkeit des Begehrungsvermögens, kurz an einer Befriedigung des Thätigkeitsvermögens. Andere laſſen ſie aus der Entdeckung ſittlich ſchöner Charakterzüge, die der Kampf mit dem Unglück und mit der Leidenſchaft ſichtbar mache, entſpringen. Noch immer aber bleibt unaufgelöst, warum gerade die Pein ſelbſt, das eigentliche Leiden, bei Gegenſtänden des Mitleids uns am mächtigſten anzieht, da nach jenen Erklärungen ein ſchwächerer Grad des Leidens den angeführten Urſachen unſrer Luſt an der Rührung offenbar günſtiger ſeyn müßte. Die Lebhaftigkeit und Stärke der in unſerer Phantaſie erweckten Vorſtellungen, die ſittliche Vortrefflichkeit der leidenden Perſonen,

der Rückblick des mitleidenden Subjekts auf ſich ſelbſt, können die Luſt an Rührungen wohl erhöhen, aber ſie ſind die Urſache nicht, die ſie hervorbringt. Das Leiden einer ſchwachen Seele, der Schmerz eines Böſewichts, gewähren uns dieſen Genuß freilich nicht; aber deßwegen nicht, weil ſie unſer Mitleid nicht in dem Grade wie der leidende Held oder der kämpfende Tugendhafte erregen. Stets alſo kehrt die erſte Frage zurück, warum eben juſt der Grad des Leidens den Grad der ſympathetiſchen Luſt an einer Rührung beſtimme, und ſie kann auf keine andere Art beantwortet werden, als daß gerade der Angriff auf unſere Sinnlichkeit die Bedingung ſey, diejenige Kraft des Gemüths aufzuregen, deren Thätigkeit jenes Vergnügen an ſympathetiſchem Leiden erzeugt.

Dieſe Kraft nun iſt keine andere als die Vernunft, und inſofern die freie Wirkſamkeit derſelben, als abſolute Selbſtthätigkeit, vorzugsweiſe den Namen der Thätigkeit verdient, inſofern ſich das Gemüth nur in ſeinem ſittlichen Handeln vollkommen unabhängig und frei fühlt; inſofern iſt es freilich der befriedigte Trieb der Thätigkeit, von welchem unſer Vergnügen an traurigen Rührungen ſeinen Urſprung zieht. Aber ſo iſt es auch nicht die Menge, nicht die Lebhaftigkeit der Vorſtellungen, nicht die Wirkſamkeit des Begehrungsvermögens überhaupt, ſondern eine beſtimmte Gattung der erſtern, und eine beſtimmte, durch Vernunft erzeugte Wirkſamkeit des letztern, was dieſem Vergnügen zum Grunde liegt.

Der mitgetheilte Affekt überhaupt hat alſo etwas Ergötzendes für uns, weil er den Thätigkeitstrieb

befriedigt; der traurige Affekt leiſtet jede Wirkung in einem höhern Grade, weil er dieſen Trieb in einem höhern Grade befriedigt. Nur im Zuſtand ſeiner vollkommenen Freiheit, nur im Bewußtſeyn ſeiner vernünftigen Natur äußert das Gemüth ſeine höchſte Thätigkeit, weil es da allein eine Kraft anwendet, die jedem Widerſtand überlegen iſt.

Derjenige Zuſtand des Gemüths alſo, der vorzugsweiſe dieſe Kraft zu ihrer Verkündigung bringt, dieſe höhere Thätigkeit weckt, iſt der zweckmäßigſte für ein vernünftiges Weſen, und für den Thätigkeitstrieb der befriedigendſte; er muß alſo mit einem vorzüglichen Grade von Luſt verknüpft ſeyn. * In einen ſolchen Zuſtand verſetzt uns der traurige Affekt, und die Luſt an demſelben muß die Luſt an fröhlichen Affekten in eben dem Grad übertreffen, als das ſittliche Vermögen in uns über das ſinnliche erhaben iſt.

Was in dem ganzen Syſtem der Zwecke nur ein untergeordnetes Glied iſt, darf die Kunſt aus dieſem Zuſammenhange abſondern und als Hauptzweck verfolgen. Für die Natur mag das Vergnügen nur ein mittelbarer Zweck ſeyn; für die Kunſt iſt es der höchſte. Es gehört alſo vorzüglich zum Zweck der letztern, das hohe Vergnügen nicht zu vernachläſſigen, das in der traurigen Rührung enthalten iſt. Diejenige Kunſt aber, welche ſich das Vergnügen des Mitleids insbeſondere

---

* Siehe die Abhandlung über den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden.

zum Zweck ſetzt, heißt die tragiſche Kunſt im allgemeinſten Verſtande.

Die Kunſt erfüllt ihren Zweck durch Nachahmung der Natur, indem ſie die Bedingungen erfüllt, unter welchen das Vergnügen in der Wirklichkeit möglich wird, und die zerſtreuten Anſtalten der Natur zu dieſem Zwecke nach einem verſtändigen Plan vereinigt, um das, was dieſe bloß zu ihrem Nebenzweck machte, als letzten Zweck zu erreichen. Die tragiſche Kunſt wird alſo die Natur in denjenigen Handlungen nachahmen, welche den mitleidenden Affekt vorzüglich zu erwecken vermögen.

Um alſo der tragiſchen Kunſt ihr Verfahren im Allgemeinen vorzuſchreiben, iſt es vor Allem nöthig, die Bedingungen zu wiſſen, unter welchen nach der gewöhnlichen Erfahrung das Vergnügen der Rührung am gewiſſeſten und am ſtärkſten erzeugt zu werden pflegt; zugleich aber auch auf diejenigen Umſtände aufmerkſam zu machen, welche es einſchränken oder gar zerſtören.

Zwei entgegengeſetzte Urſachen gibt die Erfahrung an, welche das Vergnügen an Rührungen hindern: wenn das Mitleid entweder zu ſchwach, oder wenn es ſo ſtark erregt wird, daß der mitgetheilte Affekt zu der Lebhaftigkeit eines urſprünglichen übergeht. Jenes kann wieder entweder an der Schwäche des Eindrucks liegen, den wir von dem urſprünglichen Leiden erhalten, in welchem Falle wir ſagen, daß unſer Herz kalt bleibt, und wir weder Schmerz noch Vergnügen empfinden; oder es liegt an ſtärkern

Empfindungen, welche den empfangenen Eindruck bekämpfen und durch ihr Uebergewicht im Gemüth das Vergnügen des Mitleids ſchwächen oder gänzlich erſticken.

Nach dem, was im vorhergehenden Aufſatz über den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden behauptet wurde, iſt bei jeder tragiſchen Rührung die Vorſtellung einer Zweckwidrigkeit, welche, wenn die Rührung ergötzend ſeyn ſoll, jederzeit auf eine Vorſtellung von höherer Zweckmäßigkeit leitet. Auf das Verhältniß dieſer beiden entgegengeſetzten Vorſtellungen unter einander kommt es nun an, ob bei einer Rührung die Luſt oder die Unluſt hervorſtechen ſoll. Iſt die Vorſtellung der Zweckwidrigkeit lebhafter als die des Gegentheils, oder iſt der verletzte Zweck von größerer Wichtigkeit als der erfüllte, ſo wird jederzeit die Unluſt die Oberhand behalten; es mag dieſes nun objektiv von der menſchlichen Gattung überhaupt, oder bloß ſubjektiv von beſondern Individuen gelten.

Wenn die Unluſt über die Urſache eines Unglücks zu ſtark wird, ſo ſchwächt ſie unſer Mitleid mit demjenigen, der es leidet. Zwei ganz verſchiedene Empfindungen können nicht zu gleicher Zeit in einem hohen Grade in dem Gemüthe vorhanden ſeyn. Der Unwille über den Urheber des Leidens wird zum herrſchenden Affekt, und jedes andere Gefühl muß ihm weichen. So ſchwächt es jederzeit unſern Antheil, wenn ſich der Unglückliche, den wir bemitleiden ſollen, aus eigner unverzeihlicher Schuld in ſein Verderben geſtürzt hat, oder ſich auch aus Schwäche des Verſtandes

und aus Kleinmuth nicht, da er es doch könnte, aus demſelben zu ziehen weiß. Unſerm Antheil an dem unglücklichen, von ſeinen undankbaren Töchtern mißhandelten Lear ſchadet es nicht wenig, daß dieſer kindiſche Alte ſeine Krone ſo leichtſinnig hingab, und ſeine Liebe ſo unverſtändig unter ſeinen Töchtern vertheilte. In dem Kronegk'ſchen Trauerſpiel Olint und Sophronia kann ſelbſt das fürchterlichſte Leiden, dem wir dieſe beiden Märtyrer ihres Glaubens ausgeſetzt ſehen, unſer Mitleid, und ihr erhabener Heroismus unſere Bewunderung nur ſchwach erregen, weil der Wahnſinn allein eine Handlung begehen kann, wie diejenige iſt, wodurch Olint ſich ſelbſt und ſein ganzes Volk an den Rand des Verderbens führte.

Unſer Mitleid wird nicht weniger geſchwächt, wenn der Urheber eines Unglücks, deſſen ſchuldloſe Opfer wir bemitleiden ſollen, unſere Seele mit Abſcheu erfüllt. Es wird jederzeit der höchſten Vollkommenheit ſeines Werks Abbruch thun, wenn der tragiſche Dichter nicht ohne einen Böſewicht auskommen kann, und wenn er gezwungen iſt, die Größe des Leidens von der Größe der Bosheit herzuleiten. Shakeſpeare's Jago und Lady Macbeth, Cleopatra in der Roxolane, Franz Moor in den Räubern zeugen für dieſe Behauptung. Ein Dichter, der ſich auf ſeinen wahren Vortheil verſteht, wird das Unglück nicht durch einen böſen Willen, der Unglück beabſichtet, noch viel weniger durch einen Mangel des Verſtandes, ſondern durch den Zwang der Umſtände herbeiführen. Entſpringt daſſelbe nicht aus moraliſchen Quellen, ſondern von äußerlichen

Dingen, die weder Willen haben, noch einem Willen unterworfen ſind, ſo iſt das Mitleid reiner, und wird zum wenigſten durch keine Vorſtellung moraliſcher Zweckwidrigkeit geſchwächt. Aber dann kann dem theilnehmenden Zuſchauer das unangenehme Gefühl einer Zweckwidrigkeit in der Natur nicht erlaſſen werden, welche in dieſem Fall allein die moraliſche Zweckmäßigkeit retten kann. Zu einem weit höhern Grad ſteigt das Mitleid, wenn ſowohl derjenige, welcher leidet, als derjenige, welcher Leiden verurſacht, Gegenſtände deſſelben werden. Dies kann nur dann geſchehen, wenn der Letztere weder unſern Haß noch unſere Verachtung erregt, ſondern wider ſeine Neigung dahin gebracht wird, Urheber des Unglücks zu werden. So iſt es eine vorzügliche Schönheit in der deutſchen Iphigenia, daß der Tauriſche König, der Einzige, der den Wünſchen Oreſts und ſeiner Schweſter im Wege ſteht, nie unſre Achtung verliert, und uns zuletzt noch Liebe abnöthigt.

Dieſe Gattung des Rührenden wird noch von derjenigen übertroffen, wo die Urſache des Unglücks nicht allein nicht der Moralität widerſprechend, ſondern ſogar durch Moralität allein möglich iſt, und wo das wechſelſeitige Leiden bloß von der Vorſtellung herrührt, daß man Leiden erweckte. Von dieſer Art iſt die Situation Chimenens und Roderichs im Cid des Peter Corneille; unſtreitig, was die Verwicklung betrifft, dem Meiſterſtück der tragiſchen Bühne. Ehrliebe und Kindespflicht bewaffnen Roderichs Hand gegen den Vater ſeiner Geliebten, und Tapferkeit macht ihn zum

Ueberwinder deſſelben; Ehrliebe und Kindespflicht erwecken ihm in Chimenen, der Tochter des Erſchlagenen, eine furchtbare Anklägerin und Verfolgerin. Beide handeln ihrer Neigung entgegen, welche vor dem Unglück des verfolgten Gegenſtandes eben ſo ängſtlich zittert, als eifrig ſie die moraliſche Pflicht macht, dieſes Unglück herbeizurufen. Beide alſo gewinnen unſre höchſte Achtung, weil ſie auf Koſten der Neigung eine moraliſche Pflicht erfüllen; beide entflammen unſer Mitleid auf's Höchſte, weil ſie freiwillig und aus einem Beweggrund leiden, der ſie in hohem Grade achtungswürdig macht. Hier alſo wird unſer Mitleid ſo wenig durch widrige Gefühle geſtört, daß es vielmehr in doppelter Flamme auflodert; bloß die Unmöglichkeit, mit der höchſten Würdigkeit zum Glücke die Idee des Unglücks zu vereinbaren, könnte unſere ſympathetiſche Luſt noch durch eine Wolke des Schmerzens trüben. Wie viel auch ſchon dadurch gewonnen wird, daß unſer Unwille über dieſe Zweckwidrigkeit kein moraliſches Weſen betrifft, ſondern an den unſchädlichſten Ort, auf die Nothwendigkeit abgeleitet wird, ſo iſt eine blinde Unterwürfigkeit unter das Schickſal immer demüthigend und kränkend für freie ſich ſelbſt beſtimmende Weſen. Dies iſt es, was uns auch in den vortrefflichſten Stücken der griechiſchen Bühne etwas zu wünſchen übrig läßt, weil in allen dieſen Stücken zuletzt an die Nothwendigkeit appellirt wird, und für unſere Vernunft fordernde Vernunft immer ein unaufgelöſter Knoten zurückbleibt. Aber auf der höchſten und letzten Stufe, welche der moraliſch

gebildete Menſch erklimmt, und zu welcher die rührende Kunſt ſich erheben kann, löst ſich auch dieſer, und jeder Schatten von Unluſt verſchwindet mit ihm. Dies geſchieht, wenn ſelbſt dieſe Unzufriedenheit mit dem Schickſal hinwegfällt, und ſich in die Ahnung oder lieber in ein deutliches Bewußtſeyn einer teleologiſchen Verknüpfung der Dinge, einer erhabenen Ordnung, eines gütigen Willens verliert. Dann geſellt ſich zu unſerm Vergnügen an moraliſcher Uebereinſtimmung die erquickende Vorſtellung der vollkommenſten Zweckmäßigkeit im großen Ganzen der Natur, und die ſcheinbare Verletzung derſelben, welche uns in dem einzelnen Falle Schmerzen erweckte, wird bloß ein Stachel für unſere Vernunft, in allgemeinen Geſetzen eine Rechtfertigung dieſes beſondern Falles aufzuſuchen, und den einzelnen Mißlaut in der großen Harmonie aufzulöſen. Zu dieſer reinen Höhe tragiſcher Rührung hat ſich die griechiſche Kunſt nie erhoben, weil weder die Volksreligion noch ſelbſt die Philoſophie der Griechen ihnen ſo weit voranleuchtete. Der neuern Kunſt, welche den Vortheil genießt, von einer geläuterten Philoſophie einen reinern Stoff zu empfangen, iſt es aufbehalten, auch dieſe höchſte Forderung zu erfüllen, und ſo die ganze moraliſche Würde der Kunſt zu entfalten. Müſſen wir Neuern wirklich darauf Verzicht thun, griechiſche Kunſt je wieder herzuſtellen, wenn der philoſophiſche Genius des Zeitalters und die moderne Kultur überhaupt der Poeſie nicht günſtig ſind, ſo wirken ſie weniger nachtheilig auf die tragiſche Kunſt, welche mehr auf dem Sittlichen ruht.

Ihr allein erſetzt vielleicht unſere Kultur den Raub, den ſie an der Kunſt überhaupt verübte.

So wie die tragiſche Rührung durch Einmiſchung widriger Vorſtellungen und Gefühle geſchwächt, und dadurch die Luſt an derſelben vermindert wird, ſo kann ſie im Gegentheil durch zu große Annäherung an den urſprünglichen Affekt zu einem Grade ausſchweifen, der den Schmerz überwiegend macht. Es iſt bemerkt worden, daß die Unluſt in Affekten von der Beziehung ihres Gegenſtandes auf unſere Sinnlichkeit, ſo wie die Luſt an denſelben von der Beziehung des Affekts ſelbſt auf unſere Sittlichkeit, ſeinen Urſprung nehme. Es wird alſo zwiſchen Sinnlichkeit und Sittlichkeit ein beſtimmtes Verhältniß vorausgeſetzt, welches das Verhältniß der Unluſt zu der Luſt in traurigen Rührungen entſcheidet, und welches nicht verändert oder umgekehrt werden kann, ohne zugleich die Gefühle von Luſt und Unluſt bei Rührungen umzukehren, oder in ihr Gegentheil zu verwandeln. Je lebhafter die Sinnlichkeit in unſerm Gemüthe erwacht, deſto ſchwächer wird die Sittlichkeit wirken, und umgekehrt, je mehr jene von ihrer Macht verliert, deſto mehr wird dieſe an Stärke gewinnen. Was alſo der Sinnlichkeit in unſerm Gemüthe ein Uebergewicht gibt, muß nothwendiger Weiſe, weil es die Sittlichkeit einſchränkt, unſer Vergnügen an Rührungen vermindern, das allein aus dieſer Sittlichkeit fließt; ſo wie Alles, was dieſer letztern in unſerm Gemüth einen Schwung gibt, ſogar in urſprünglichen Affekten dem Schmerz ſeinen Stachel nimmt. Unſere Sinnlichkeit erlangt

aber dieſes Uebergewicht wirklich, wenn ſich die Vorſtellungen des Leidens zu einem ſolchen Grade der Lebhaftigkeit erheben, der uns keine Möglichkeit übrig läßt, den mitgetheilten Affekt von einem urſprünglichen, unſer eigenes Ich von dem leidenden Subjekt, oder Wahrheit von Dichtung zu unterſcheiden. Sie erlangt gleichfalls das Uebergewicht, wenn ihr durch Anhäufung ihrer Gegenſtände und durch das blendende Licht, das eine aufgeregte Einbildungskraft darüber verbreitet, Nahrung gegeben wird. Nichts hingegen iſt geſchickter, ſie in ihre Schranken zurückzuweiſen, als der Beiſtand überſinnlicher, ſittlicher Ideen, an denen ſich die unterdrückte Vernunft, wie an geiſtigen Stützen, aufrichtet, um ſich über den trüben Dunſtkreis der Gefühle in einen heitern Horizont zu erheben. Daher der große Reiz, welchen allgemeine Wahrheiten oder Sittenſprüche, an der rechten Stelle in den dramatiſchen Dialog eingeſtreut, für alle gebildete Völker gehabt haben, und der faſt übertriebene Gebrauch, den ſchon die Griechen davon machten. Nichts iſt einem ſittlichen Gemüthe willkommener, als nach einem lang anhaltenden Zuſtand des bloßen Leidens aus der Dienſtbarkeit der Sinne zur Selbſtthätigkeit geweckt, und in ſeine Freiheit wieder eingeſetzt zu werden.

So viel von den Urſachen, welche unſer Mitleid einſchränken, und dem Vergnügen an der traurigen Rührung im Wege ſtehen. Jetzt ſind die Bedingungen aufzuzählen, unter welchen das Mitleid befördert, und

die Luſt der Rührung am Unfehlbarſten und am Stärkſten erweckt wird.

Alles Mitleid ſetzt Vorſtellungen des Leidens voraus, und nach der Lebhaftigkeit, Wahrheit, Vollſtändigkeit und Dauer der letztern richtet ſich auch der Grad der erſtern.

1) Je lebhafter die Vorſtellungen, deſto mehr wird das Gemüth zur Thätigkeit eingeladen, deſto mehr wird ſeine Sinnlichkeit gereizt, deſto mehr alſo auch ſein ſittliches Vermögen zum Widerſtand aufgefordert. Vorſtellungen des Leidens laſſen ſich aber auf zwei verſchiedenen Wegen erhalten, welche der Lebhaftigkeit des Eindrucks nicht auf gleiche Art günſtig ſind. Ungleich ſtärker afficiren uns Leiden, von denen wir Zeugen ſind, als ſolche, die wir erſt durch Erzählung oder Beſchreibung erfahren. Jene heben das freie Spiel unſerer Einbildungskraft auf, und dringen, da ſie unſere Sinnlichkeit unmittelbar treffen, auf dem kürzeſten Weg zu unſerm Herzen. Bei der Erzählung hingegen wird das Beſondere erſt zum Allgemeinen erhoben, und aus dieſem dann das Beſondere erkannt, alſo ſchon durch dieſe nothwendige Operation des Verſtandes dem Eindruck ſehr viel von ſeiner Stärke entzogen. Ein ſchwacher Eindruck aber wird ſich des Gemüths nicht ungetheilt bemächtigen, und fremdartigen Vorſtellungen Raum geben, ſeine Wirkung zu ſtören und die Aufmerkſamkeit zu zerſtreuen. Sehr oft verſetzt uns auch die erzählende Darſtellung aus dem Gemüthszuſtand der handelnden Perſonen in den des Erzählers, welches die, zum Mitleid ſo nothwendige

Täuſchung unterbricht. So oft der Erzähler in eig-
ner Perſon ſich vordringt, entſteht ein Stillſtand in
der Handlung, und darum unvermeidlich auch in un-
ſerm theilnehmenden Affekt; dies ereignet ſich ſelbſt
dann, wenn ſich der dramatiſche Dichter im Dialog
vergißt, und der ſprechenden Perſon Betrachtungen in
den Mund legt, die nur ein kalter Zuſchauer anſtellen
konnte. Von dieſem Fehler dürfte ſchwerlich eine un-
ſerer neuern Tragödien frei ſeyn, doch haben ihn
die franzöſiſchen allein zur Regel erhoben. Unmittel-
bare lebendige Gegenwart und Verſinnlichung ſind
alſo nöthig, unſern Vorſtellungen vom Leiden diejenige
Stärke zu geben, die zu einem hohen Grade von
Rührung erfordert wird.

2) Aber wir können die lebhafteſten Eindrücke von
einem Leiden erhalten, ohne doch zu einem merklichen
Grad des Mitleids gebracht zu werden, wenn es die-
ſen Eindrücken an Wahrheit fehlt. Wir müſſen uns
einen Begriff von dem Leiden machen, an dem wir
Theil nehmen ſollen; dazu gehört eine Uebereinſtim-
mung deſſelben mit etwas, was ſchon vorher in uns
vorhanden iſt. Die Möglichkeit des Mitleids beruht
nämlich auf der Wahrnehmung oder Vorausſetzung
einer Aehnlichkeit zwiſchen uns und dem leidenden
Subjekt. Ueberall, wo dieſe Aehnlichkeit ſich erkennen
läßt, iſt das Mitleid nothwendig; wo ſie fehlt, un-
möglich. Je ſichtbarer und größer die Aehnlichkeit,
deſto lebhafter unſer Mitleid; je geringer jene, deſto
ſchwächer auch dieſes. Es müſſen, wenn wir den
Affekt eines Andern ihm nachempfinden ſollen, alle

innere Bedingungen zu dieſem Affekt in uns ſelbſt vorhanden ſeyn, damit die äußre Urſache, die durch ihre Vereinigung mit jenen dem Affekt die Entſtehung gab, auch auf uns eine gleiche Wirkung äußern könne. Wir müſſen, ohne uns Zwang anzuthun, die Perſon mit ihm zu wechſeln, unſer eigenes Ich ſeinem Zuſtande augenblicklich unterzuſchieben fähig ſeyn. Wie iſt es aber möglich, den Zuſtand eines Andern in uns zu empfinden, wenn wir nicht uns zuvor in dieſem Andern gefunden haben?

Dieſe Aehnlichkeit geht auf die ganze Grundlage des Gemüths, inſofern dieſe nothwendig und allgemein iſt. Allgemeinheit und Nothwendigkeit aber enthält vorzugsweiſe unſre ſittliche Natur. Das ſinnliche Vermögen kann durch zufällige Urſachen anders beſtimmt werden; ſelbſt unſre Erkenntnißvermögen ſind von veränderlichen Bedingungen abhängig; unſre Sittlichkeit allein ruht auf ſich ſelbſt, und iſt eben darum am tauglichſten, einen allgemeinen und ſichern Maßſtab dieſer Aehnlichkeit abzugeben. Eine Vorſtellung alſo, welche wir mit unſrer Form zu denken und zu empfinden übereinſtimmend finden, welche mit unſerer eigenen Gedankenreihe ſchon in gewiſſer Verwandtſchaft ſteht, welche von unſerm Gemüth mit Leichtigkeit aufgefaßt wird, nennen wir wahr. Betrifft die Aehnlichkeit das Eigenthümliche unſers Gemüths, die beſondern Beſtimmungen des allgemeinen Menſchencharakters in uns, welche ſich unbeſchadet dieſes allgemeinen Charakters hinwegdenken laſſen, ſo hat dieſe Vorſtellung bloß Wahrheit für uns; betrifft

ſie die allgemeine und nothwendige Form, welche wir bei der ganzen Gattung vorausſetzen, ſo iſt die Wahrheit der objektiven gleich zu achten. Für den Römer hat der Richterſpruch des erſten Brutus, der Selbſtmord des Cato ſubjektive Wahrheit. Die Vorſtellungen und Gefühle, aus denen die Handlungen dieſer beiden Männer fließen, folgen nicht unmittelbar aus der allgemeinen, ſondern mittelbar aus einer beſonders beſtimmten menſchlichen Natur. Um dieſe Gefühle mit ihnen zu theilen, muß man eine römiſche Geſinnung beſitzen, oder doch zu augenblicklicher Annahme des letztern fähig ſeyn. Hingegen braucht man bloß Menſch überhaupt zu ſeyn, um durch die heldenmüthige Aufopferung eines Leonidas, durch die ruhige Ergebung eines Ariſtid, durch den freiwilligen Tod eines Sokrates in eine hohe Rührung verſetzt, um durch den ſchrecklichen Glückswechſel eines Darius zu Thränen hingeriſſen zu werden. Solchen Vorſtellungen räumen wir, im Gegenſatz mit jenen, objektive Wahrheit ein, weil ſie mit der Natur aller Subjekte übereinſtimmen, und dadurch eine eben ſo ſtrenge Allgemeinheit und Nothwendigkeit erhalten, als wenn ſie von jeder ſubjektiven Bedingung unabhängig wären.

Uebrigens iſt die ſubjektive wahre Schilderung, weil ſie auf zufällige Beſtimmungen geht, darum nicht mit willkührlichen zu verwechſeln. Zuletzt fließt auch das ſubjektive Wahre aus der allgemeinen Einrichtung des menſchlichen Gemüths, welche bloß durch beſondere Umſtände beſonders beſtimmt ward, und beide ſind nothwendige Bedingungen deſſelben. Die

Entſchließung des Cato könnte, wenn ſie den allgemeinen Geſetzen der menſchlichen Natur widerſpräche, auch nicht mehr ſubjektiv wahr ſeyn. Nur haben Darſtellungen der letztern Art einen engern Wirkungskreis, weil ſie noch andre Beſtimmungen, als jene allgemeinen, vorausſetzen. Die tragiſche Kunſt kann ſich ihrer mit großer intenſiver Wirkung bedienen, wenn ſie der extenſiven entſagen will; doch wird das unbedingte Wahre, das bloß Menſchliche in menſchlichen Verhältniſſen, ſtets ihr ergiebigſter Stoff ſeyn, weil ſie bei dieſem allein, ohne darum auf die Stärke des Eindrucks Verzicht thun zu müſſen, der Allgemeinheit deſſelben verſichert iſt.

3) Zu der Lebhaftigkeit und Wahrheit tragiſcher Schilderungen wird drittens noch Vollſtändigkeit verlangt. Alles, was von Außen gegeben werden muß, um das Gemüth in die abgezweckte Bewegung zu ſetzen, muß in der Vorſtellung erſchöpft ſeyn. Wenn ſich der noch ſo römiſch geſinnte Zuſchauer den Seelenzuſtand des Cato zu eigen machen, wenn er die letzte Entſchließung dieſes Republikaners zu der ſeinigen machen ſoll, ſo muß er dieſe Entſchließung nicht bloß in der Seele des Römers, auch in den Umſtänden gegründet finden, ſo muß ihm die äußere ſowohl als innere Lage deſſelben in ihrem ganzen Zuſammenhang und Umfang vor Augen liegen, ſo darf auch kein einziges Glied aus der Kette von Beſtimmungen fehlen, an welche ſich der letzte Entſchluß des Römers als nothwendig anſchließt. Ueberhaupt iſt ſelbſt die Wahrheit einer Schilderung ohne dieſe Vollſtändigkeit nicht

erkennbar, denn nur die Aehnlichkeit der Umſtände, welche wir vollkommen einſehen müſſen, kann unſer Urtheil über die Aehnlichkeit der Empfindungen rechtfertigen, weil nur aus der Vereinigung der äußern und innern Bedingungen der Affekt entſpringt. Wenn entſchieden werden ſoll, ob wir wie Cato würden gehandelt haben, ſo müſſen wir uns vor allen Dingen in Catos ganze äußere Lage hineindenken, und dann erſt ſind wir befugt, unſere Empfindungen gegen die ſeinigen zu halten, einen Schluß auf die Aehnlichkeit zu machen und über die Wahrheit derſelben ein Urtheil zu fällen.

Dieſe Vollſtändigkeit der Schilderung iſt nur durch Verknüpfung mehrerer einzelnen Vorſtellungen und Empfindungen möglich, die ſich gegen einander als Urſache und Wirkung verhalten und in ihrem Zuſammenhang ein Ganzes für unſre Erkenntniß ausmachen. Alle dieſe Vorſtellungen müſſen, wenn ſie uns lebhaft rühren ſollen, einen unmittelbaren Eindruck auf unſre Sinnlichkeit machen, und, weil die erzählende Form jederzeit dieſen Eindruck ſchwächt, durch eine gegenwärtige Handlung veranlaßt werden. Zur Vollſtändigkeit einer tragiſchen Schilderung gehört alſo eine Reihe einzelner verſinnlichter Handlungen, welche ſich zu der tragiſchen Handlung als zu einem Ganzen verbinden.

4) Fortdauernd endlich müſſen die Vorſtellungen des Leidens auf uns wirken, wenn ein hoher Grad von Rührung durch ſie erweckt werden ſoll. Der Affekt, in welchen uns fremde Leiden verſetzen, iſt für uns ein Zuſtand des Zwanges, aus welchem wir eilen

uns zu befreien, und allzuleicht verſchwindet die zum Mitleid ſo unentbehrliche Täuſchung. Das Gemüth muß alſo an dieſe Vorſtellungen gewaltſam gefeſſelt und der Freiheit beraubt werden, ſich der Täuſchung zu frühzeitig zu entreißen. Die Lebhaftigkeit der Vorſtellungen und die Stärke der Eindrücke, welche unſre Sinnlichkeit überfallen, iſt dazu allein nicht hinreichend; denn je heftiger das empfangende Vermögen gereizt wird, deſto ſtärker äußert ſich die rückwirkende Kraft der Seele, um dieſen Eindruck zu beſiegen. Dieſe ſelbſtthätige Kraft aber darf der Dichter nicht ſchwächen, der uns rühren will; denn eben im Kampfe derſelben mit dem Leiden der Sinnlichkeit liegt der hohe Genuß, den uns die traurigen Rührungen gewähren. Wenn alſo das Gemüth, ſeiner widerſtrebenden Selbſtthätigkeit ungeachtet, an die Empfindungen des Leidens geheftet bleiben ſoll, ſo müſſen dieſe periodenweiſe geſchickt unterbrochen, ja von entgegengeſetzten Empfindungen abgelöst werden — um alsdann mit zunehmender Stärke zurückzukehren und die Lebhaftigkeit des erſten Eindrucks deſto öfter zu erneuern. Gegen Ermattung, gegen die Wirkungen der Gewohnheit iſt der Wechſel der Empfindungen das kräftigſte Mittel. Dieſer Wechſel friſcht die erſchöpfte Sinnlichkeit wieder an, und die Gradation der Eindrücke weckt das ſelbſtthätige Vermögen zum verhältnißmäßigen Widerſtand. Unaufhörlich muß dieſes geſchäftig ſeyn, gegen den Zwang der Sinnlichkeit ſeine Freiheit zu behaupten, aber nicht früher als am Ende den Sieg erlangen, und noch weit weniger im Kampf unterliegen; ſonſt

iſt es im erſten Falle um das Leiden, im zweiten um die Thätigkeit gethan, und nur die Vereinigung von beiden erweckt ja die Rührung. In der geſchickten Führung dieſes Kampfes beruht eben das große Geheimniß der tragiſchen Kunſt; da zeigt ſie ſich in ihrem glänzendſten Lichte.

Auch dazu iſt nun eine Reihe abwechſelnder Vorſtellungen, alſo eine zweckmäßige Verknüpfung mehrerer, dieſen Vorſtellungen entſprechender Handlungen nothwendig, an denen ſich die Haupthandlung, und durch ſie der abgezielte tragiſche Eindruck vollſtändig, wie ein Knäuel von der Spindel, abwindet, und das Gemüth zuletzt wie mit einem unzerreißbaren Netze umſtrickt. Der Künſtler, wenn mir dieſes Bild hier verſtattet iſt, ſammelt erſt wirthſchaftlich alle einzelne Strahlen des Gegenſtandes, den er zum Werkzeug ſeines tragiſchen Zweckes macht, und ſie werden unter ſeinen Händen zum Blitz, der alle Herzen entzündet. Wenn der Anfänger den ganzen Donnerſtrahl des Schreckens und der Furcht auf einmal und fruchtlos in die Gemüther ſchleudert, ſo gelangt jener Schritt vor Schritt durch lauter kleine Schläge zum Ziel und durchdringt eben dadurch die Seele ganz, daß er ſie nur allmählig und gradweiſe rührte.

Wenn wir nunmehr die Reſultate aus den bisherigen Unterſuchungen ziehen, ſo ſind es folgende Bedingungen, welche der tragiſchen Rührung zum Grunde liegen. Erſtlich muß der Gegenſtand unſers Mitleids zu unſrer Gattung im ganzen Sinn dieſes Worts gehören, und die Handlung, an der wir Theil

nehmen ſollen, eine moraliſche, d. i. unter dem Gebiet der Freiheit begriffen ſeyn. Zweitens muß uns das Leiden, ſeine Quellen und ſeine Grade, in einer Folge verknüpfter Begebenheiten vollſtändig mitgetheilt und zwar drittens ſinnlich vergegenwärtigt, nicht mittelbar durch Beſchreibung, ſondern unmittelbar durch Handlung dargeſtellt werden. Alle dieſe Bedingungen vereinigt und erfüllt die Kunſt in der Tragödie.

Die Tragödie wäre demnach dichteriſche Nachahmung einer zuſammenhängenden Reihe von Begebenheiten (einer vollſtändigen Handlung), welche uns Menſchen in einem Zuſtand des Leidens zeigt, und zur Abſicht hat, unſer Mitleid zu erregen.

Sie iſt erſtlich — Nachahmung einer Handlung. Der Begriff der Nachahmung unterſcheidet ſie von den übrigen Gattungen der Dichtkunſt, welche bloß erzählen oder beſchreiben. In Tragödien werden die einzelnen Begebenheiten im Augenblick ihres Geſchehens, als gegenwärtig, vor die Einbildungskraft oder vor die Sinne geſtellt; unmittelbar, ohne Einmiſchung eines Dritten. Die Epopee, der Roman, die einfache Erzählung rücken die Handlung, ſchon ihrer Form nach, in die Ferne, weil ſie zwiſchen den Leſer und die handelnden Perſonen den Erzähler einſchieben. Das Entfernte, das Vergangene ſchwächt aber, wie bekannt iſt, den Eindruck und den theilnehmenden Affekt; das Gegenwärtige verſtärkt ihn. Alle erzählende Formen machen das Gegenwärtige zum Vergangenen; alle dramatiſche machen das Vergangene gegenwärtig.

Die Tragödie iſt zweitens Nachahmung einer Reihe von Begebenheiten, einer Handlung. Nicht bloß die Empfindungen und Affekte der tragiſchen Perſonen, ſondern die Begebenheiten, aus denen ſie entſprangen und auf deren Veranlaſſung ſie ſich äußern, ſtellt ſie nachahmend dar; dies unterſcheidet ſie von den lyriſchen Dichtungsarten, welche zwar ebenfalls gewiſſe Zuſtände des Gemüths poetiſch nachahmen, aber nicht Handlungen. Eine Elegie, ein Lied, eine Ode können uns die gegenwärtige, durch beſondere Umſtände bedingte Gemüthsbeſchaffenheit des Dichters (ſey es in ſeiner eigenen Perſon oder in idealiſcher) nachahmend vor Augen ſtellen, und inſofern ſind ſie zwar unter dem Begriff der Tragödie mit enthalten, aber ſie machen ihn noch nicht aus, weil ſie ſich bloß auf Darſtellungen von Gefühlen einſchränken. Noch weſentlichere Unterſchiede liegen in dem verſchiedenen Zweck dieſer Dichtungsarten.

Die Tragödie iſt drittens Nachahmung einer vollſtändigen Handlung. Ein einzelnes Ereigniß, wie tragiſch es auch ſeyn mag, gibt noch keine Tragödie. Mehrere als Urſache und Wirkung in einander gegründete Begebenheiten müſſen ſich mit einander zweckmäßig zu einem Ganzen verbinden, wenn die Wahrheit, d. i. die Uebereinſtimmung eines vorgeſtellten Affekts, Charakters und dergleichen mit der Natur unſrer Seele, auf welche allein ſich unſre Theilnahme gründet, erkannt werden ſoll. Wenn wir es nicht fühlen, daß wir ſelbſt bei gleichen Umſtänden eben ſo würden gelitten und eben ſo gehandelt haben, ſo wird unſer

Mitleid nie erwachen. Es kommt alſo darauf an, daß wir die vorgeſtellte Handlung in ihrem ganzen Zuſammenhang verfolgen, daß wir ſie aus der Seele ihres Urhebers durch eine natürliche Gradation unter Mitwirkung äußrer Umſtände hervorfließen ſehen. So entſteht und wächſt und vollendet ſich vor unſern Augen die Neugier des Oedipus, die Eiferſucht des Othello. So kann auch allein der große Abſtand ausgefüllt werden, der ſich zwiſchen dem Frieden einer ſchuldloſen Seele und den Gewiſſensqualen eines Verbrechers, zwiſchen der ſtolzen Sicherheit eines Glücklichen und ſeinem ſchrecklichen Untergang, kurz, der ſich zwiſchen der ruhigen Gemüthsſtimmung des Leſers am Anfang und der heftigen Aufregung ſeiner Empfindungen am Ende der Handlung findet.

Eine Reihe mehrerer zuſammenhängender Vorfälle wird erfordert, einen Wechſel der Gemüthsbewegungen in uns zu erregen, der die Aufmerkſamkeit ſpannt, der jedes Vermögen unſers Geiſtes aufbietet, den ermattenden Thätigkeitstrieb ermuntert, und durch die verzögerte Befriedigung ihn nur deſto heftiger entflammt. Gegen die Leiden der Sinnlichkeit findet das Gemüth nirgends als in der Sittlichkeit Hülfe. Dieſe alſo deſto dringender aufzufordern, muß der tragiſche Künſtler die Martern der Sinnlichkeit verlängern; aber auch dieſer muß er Befriedigungen zeigen, um jener den Sieg deſto ſchwerer und rühmlicher machen. Beides iſt nur durch eine Reihe von Handlungen möglich, die mit weiſer Wahl zu dieſer Abſicht verbunden ſind.

Die Tragödie iſt viertens poetiſche Nachahmung einer mitleidswürdigen Handlung, und dadurch wird ſie der hiſtoriſchen entgegengeſetzt. Das Letztere würde ſie ſeyn, wenn ſie einen hiſtoriſchen Zweck verfolgte, wenn ſie darauf ausginge, von geſchehenen Dingen und von der Art ihres Geſchehens zu unterrichten. In dieſem Falle müßte ſie ſich ſtreng an hiſtoriſche Richtigkeit halten, weil ſie einzig nur durch treue Darſtellung des wirklich Geſchehenen ihre Abſicht erreichte. Aber die Tragödie hat einen poetiſchen Zweck, d. i. ſie ſtellt eine Handlung dar, um zu rühren, und durch Rührung zu ergötzen. Behandelt ſie alſo einen gegebenen Stoff nach dieſem ihrem Zwecke, ſo wird ſie eben dadurch in der Nachahmung frei; ſie erhält Macht, ja Verbindlichkeit, die hiſtoriſche Wahrheit den Geſetzen der Dichtkunſt unterzuordnen, und den gegebenen Stoff nach ihrem Bedürfniſſe zu bearbeiten. Da ſie aber ihren Zweck, die Rührung, nur unter der Bedingung der höchſten Uebereinſtimmung mit den Geſetzen der Natur zu erreichen im Stande iſt, ſo ſteht ſie, ihrer hiſtoriſchen Freiheit unbeſchadet, unter dem ſtrengen Geſetz der Naturwahrheit, welche man im Gegenſatz von der hiſtoriſchen die poetiſche Wahrheit nennt. So läßt ſich begreifen, wie bei ſtrenger Beobachtung der hiſtoriſchen Wahrheit nicht ſelten die poetiſche leiden, und umgekehrt bei grober Verletzung der hiſtoriſchen die poetiſche nur um ſo mehr gewinnen kann. Da der tragiſche Dichter, ſo wie überhaupt jeder Dichter, nur unter dem Geſetz der poetiſchen Wahrheit ſteht, ſo kann die gewiſſenhafteſte Beobachtung

der hiſtoriſchen ihn nie von ſeiner Dichterpflicht los⸗ſprechen, nie einer Uebertretung der poetiſchen Wahr⸗heit, nie einem Mangel des Intereſſe zur Entſchuldigung gereichen. Es verräth daher ſehr beſchränkte Begriffe von der tragiſchen Kunſt, ja von der Dichtkunſt über⸗haupt, den Tragödiendichter vor das Tribunal der Geſchichte zu ziehen, und Unterricht von demjenigen zu fordern, der ſich ſchon vermöge ſeines Namens bloß zu Rührung und Ergötzung verbindlich macht. Sogar dann, wenn ſich der Dichter ſelbſt durch eine ängſtliche Unterwürfigkeit gegen hiſtoriſche Wahrheit ſeines Künſtlervorrechts begeben, und der Geſchichte eine Gerichtsbarkeit über ſein Produkt ſtillſchweigend eingeräumt haben ſollte, fordert die Kunſt ihn mit allem Rechte vor ihren Richterſtuhl, und ein Tod Herr⸗manns, eine Minona, ein Fuſt von Stromberg würden, wenn ſie hier die Prüfung nicht aushielten, bei noch ſo pünktlicher Befolgung der Coſtüme, des Volks⸗ und des Zeitcharakters mittelmäßige Trägödien heißen.

Die Tragödie iſt fünftens Nachahmung einer Hand⸗lung, welche uns Menſchen im Zuſtand des Leidens zeigt. Der Ausdruck „Menſchen“ iſt nichts weniger als müßig, und dient dazu, die Grenzen genau zu bezeichnen, in welche die Tragödie in der Wahl ihrer Gegenſtände eingeſchränkt iſt. Nur das Leiden ſinn⸗lich moraliſcher Weſen, dergleichen wir ſelbſt ſind, kann unſer Mitleid erwecken. Weſen alſo, die ſich von aller Sittlichkeit losſprechen, wie ſich der Aber⸗glaube des Volks, oder die Einbildungskraft der Dichter die böſen Dämonen malt, und Menſchen, welche ihnen

gleichen — Weſen ferner, die von dem Zwange der Sinnlichkeit befreit ſind, wie wir uns die reinen Intelligenzen denken, und Menſchen, die ſich in höherm Grade, als die menſchliche Schwachheit erlaubt, dieſem Zwange entzogen haben, ſind gleich untauglich für die Tragödie. Ueberhaupt beſtimmt ſchon der Begriff des Leidens, und eines Leidens, an dem wir Theil nehmen ſollen, daß nur Menſchen im vollen Sinne dieſes Worts der Gegenſtand deſſelben ſeyn können. Eine reine Intelligenz kann nicht leiden, und ein menſchliches Subjekt, das ſich dieſer reinen Intelligenz in ungewöhnlichem Grade nähert, kann, weil es in ſeiner ſittlichen Natur einen zu ſchnellen Schutz gegen die Leiden einer ſchwachen Sinnlichkeit findet, nie einen großen Grad von Pathos erwecken. Ein durchaus ſinnliches Subjekt ohne Sittlichkeit, und ſolche, die ſich ihm nähern, ſind zwar des fürchterlichſten Grades von Leiden fähig, weil ihre Sinnlichkeit in überwiegendem Grade wirkt, aber von keinem ſittlichen Gefühl aufgerichtet, werden ſie dieſem Schmerz zum Raube — und von einem Leiden, von einem durchaus hülfloſen Leiden, von einer abſoluten Unthätigkeit der Vernunft wenden wir uns mit Unwillen und Abſcheu hinweg. Der tragiſche Dichter gibt alſo mit Recht den gemiſchten Charakteren den Vorzug, und das Ideal ſeines Helden liegt in gleicher Entfernung zwiſchen dem ganz Verwerflichen und dem Vollkommenen.

Die Tragödie endlich vereinigt alle dieſe Eigenſchaften, um den mitleidigen Affekt zu erregen. Mehrere von den Anſtalten, welche der tragiſche Dichter

macht, ließen ſich ganz füglich zu einem andern Zweck, z. B. einem moraliſchen, einem hiſtoriſchen u. a. benutzen; daß er aber gerade dieſen und keinen andern ſich vorſetzt, befreit ihn von allen Forderungen, die mit dieſem Zweck nicht zuſammenhängen, verpflichtet ihn aber auch zugleich, bei jeder beſondern Anwendung der bisher aufgeſtellten Regeln ſich nach dieſem letzten Zwecke zu richten.

Der letzte Grund, auf den ſich alle Regeln für eine beſtimmte Dichtungsart beziehen, heißt der Zweck dieſer Dichtungsart; die Verbindung der Mittel, wodurch eine Dichtungsart ihren Zweck erreicht, heißt ihre Form. Zweck und Form ſtehen alſo mit einander in dem genaueſten Verhältniß. Dieſe wird durch jenen beſtimmt und als nothwendig vorgeſchrieben, und der erfüllte Zweck wird das Reſultat der glücklich beobachteten Form ſeyn.

Da jede Dichtungsart einen ihr eigenthümlichen Zweck verfolgt, ſo wird ſie ſich eben deßwegen durch eine eigenthümliche Form von den übrigen unterſcheiden, denn die Form iſt das Mittel, durch welches ſie ihren Zweck erreicht. Eben das, was ſie ausſchließend vor den übrigen leiſtet, muß ſie vermöge derjenigen Beſchaffenheit leiſten, die ſie vor den übrigen ausſchließend beſitzt. Der Zweck der Tragödie iſt: Rührung; ihre Form: Nachahmung einer zum Leiden führenden Handlung. Mehrere Dichtungsarten können mit der Tragödie einerlei Handlung zu ihrem Gegenſtand haben. Mehrere Dichtungsarten können den Zweck der Tragödie, die Rührung, wenn gleich

nicht als Hauptzweck, verfolgen. Das Unterſcheidende der letztern beſteht alſo im Verhältniß der Form zu dem Zwecke, d. i. in der Art und Weiſe, wie ſie ihren Gegenſtand in Rückſicht auf ihren Zweck behandelt, wie ſie ihren Zweck durch ihren Gegenſtand erreicht.

Wenn der Zweck der Tragödie iſt, den mitleidigen Affekt zu erregen, ihre Form aber das Mittel iſt, durch welches ſie dieſen Zweck erreicht, ſo muß Nachahmung einer rührenden Handlung der Inbegriff aller Bedingungen ſeyn, unter welchen der mitleidige Affekt am ſtärkſten erregt wird. Die Form der Tragödie iſt alſo die günſtigſte, um den mitleidigen Affekt zu erregen.

Das Produkt einer Dichtungsart iſt vollkommen, in welchem die eigenthümliche Form dieſer Dichtungsart zu Erreichung ihres Zweckes am beſten benutzt worden iſt. Eine Tragödie alſo iſt vollkommen, in welcher die tragiſche Form, nämlich die Nachahmung einer rührenden Handlung, am beſten benutzt worden iſt, den mitleidigen Affekt zu erregen. Diejenige Tragödie würde alſo die vollkommenſte ſeyn, in welcher das erregte Mitleid weniger Wirkung des Stoffs als der am beſten benutzten tragiſchen Form iſt. Dieſe mag für das Ideal der Tragödie gelten.

Viele Trauerſpiele, ſonſt voll hoher poetiſcher Schönheit, ſind dramatiſch tadelhaft, weil ſie den Zweck der Tragödie nicht durch die beſte Benutzung der tragiſchen Form zu erreichen ſuchen; andere ſind es, weil ſie durch die tragiſche Form einen andern

Zweck als den der Tragödie erreichen. Nicht wenige unſrer beliebteſten Stücke rühren uns einzig des Stoffes wegen, und wir ſind großmüthig oder unaufmerkſam genug, dieſe Eigenſchaft der Materie dem ungeſchickten Künſtler als Verdienſt anzurechnen. Bei andern ſcheinen wir uns der Abſicht gar nicht zu erinnern, in welcher uns der Dichter im Schauſpielhauſe verſammelt hat, und zufrieden, durch glänzende Spiele der Einbildungskraft und des Witzes angenehm unterhalten zu ſeyn, bemerken wir nicht einmal, daß wir ihn mit kaltem Herzen verlaſſen. Soll die ehrwürdige Kunſt, (denn das iſt ſie, die zu dem göttlichen Theil unſers Weſens ſpricht) ihre Sache durch ſolche Kämpfer vor ſolchen Kampfrichtern führen? — Die Genügſamkeit des Publikums iſt nur ermunternd für die Mittelmäßigkeit, aber beſchimpfend und abſchreckend für das Genie.

# Zerſtreute Betrachtungen
über
# verſchiedene äſthetiſche Gegenſtände.*

Alle Eigenſchaften der Dinge, wodurch ſie äſthetiſch werden können, laſſen ſich unter vielerlei Klaſſen bringen, die ſowohl nach ihrer objektiven Verſchiedenheit, als nach ihrer verſchiedenen ſubjektiven Beziehung, auf unſer leidendes oder thätiges Vermögen ein nicht bloß der Stärke, ſondern auch dem Werth nach verſchiedenes Wohlgefallen wirken, und für den Zweck der ſchönen Künſte auch von ungleicher Brauchbarkeit ſind; nämlich das Angenehme, das Gute, das Erhabene und das Schöne. Unter dieſen iſt das Erhabene und Schöne allein der Kunſt eigen. Das Angenehme iſt ihrer nicht würdig, und das Gute iſt wenigſtens nicht ihr Zweck; denn der Zweck der Kunſt iſt, zu vergnügen, und das Gute, ſey es

* Anmerkung des Herausgebers. Dieſer Aufſatz erſchien zuerſt im fünften Stück der Neuen Thalia vom Jahr 1793.

theoretiſch oder praktiſch, kann und darf der Sinnlichkeit nicht als Mittel dienen.

Das Angenehme vergnügt bloß die Sinne, und unterſcheidet ſich darin von dem Guten, welches der bloßen Vernunft gefällt. Es gefällt durch ſeine Materie, denn nur der Stoff kann den Sinn afficiren, und alles, was Form iſt, nur der Vernunft gefallen.

Das Schöne gefällt zwar durch das Medium der Sinne, wodurch es ſich vom Guten unterſcheidet, aber es gefällt durch ſeine Form der Vernunft, wodurch es ſich vom Angenehmen unterſcheidet. Das Gute, kann man ſagen, gefällt durch die bloße vernunftgemäße Form, das Schöne durch vernunftähnliche Form, das Angenehme durch gar keine Form. Das Gute wird gedacht, das Schöne betrachtet, das Angenehme bloß gefühlt. Jenes gefällt im Begriff, das zweite in der Anſchauung, das dritte in der materiellen Empfindung.

Der Abſtand zwiſchen dem Guten und dem Angenehmen fällt am meiſten in die Augen. Das Gute erweitert unſere Erkenntniß, weil es einen Begriff von ſeinem Objekt verſchafft und vorausſetzt; der Grund unſers Wohlgefallens liegt in dem Gegenſtand, wenn gleich das Wohlgefallen ſelbſt ein Zuſtand iſt, in dem wir uns befinden. Das Angenehme hingegen bringt gar kein Erkenntniß ſeines Objekts hervor und gründet ſich auch auf keines. Es iſt bloß dadurch angenehm, daß es empfunden wird, und ſein Begriff verſchwindet gänzlich, ſobald wir uns die Affektibilität der Sinne hinwegdenken oder ſie auch nur verändern.

Einem Menſchen, der Froſt empfindet, iſt eine warme Luft angenehm; eben dieſer Menſch aber wird in der Sommerhitze einen kühlenden Schatten ſuchen. In beiden Fällen aber wird man geſtehen, hat er richtig geurtheilt. Das Objektive iſt von uns völlig unabhängig, und was uns heute wahr, zweckmäßig, vernünftig vorkommt, wird uns (vorausgeſetzt, daß wir heute richtig geurtheilt haben) auch in zwanzig Jahren eben ſo erſcheinen. Unſer Urtheil über das Angenehme ändert ſich ab, ſo wie ſich unſere Lage gegen ſein Objekt verändert. Es iſt alſo keine Eigenſchaft des Objekts, ſondern entſteht erſt aus dem Verhältniß eines Objekts zu unſern Sinnen — denn die Beſchaffenheit des Sinnes iſt eine nothwendige Bedingung deſſelben.

Das Gute hingegen iſt ſchon gut, ehe es vorgeſtellt und empfunden wird. Die Eigenſchaft, durch die es gefällt, beſteht vollkommen für ſich ſelbſt, ohne unſer Subjekt nöthig zu haben, wenn gleich unſer Wohlgefallen an demſelben auf einer Empfänglichkeit unſers Weſens ruht. Das Angenehme, kann man daher ſagen, iſt nur, weil es empfunden wird; das Gute hingegen wird empfunden, weil es iſt.

Der Abſtand des Schönen von dem Angenehmen fällt, ſo groß er auch übrigens iſt, weniger in die Augen. Es iſt darin dem Angenehmen gleich, daß es immer den Sinnen muß vorgehalten werden, daß es nur in der Erſcheinung gefällt. Es iſt ihm ferner darin gleich, daß es keine Erkenntniß von ſeinem Objekt verſchafft noch vorausſetzt. Es unterſcheidet ſich

aber wieder ſehr von dem Angenehmen, weil es durch die Form ſeiner Erſcheinung, nicht durch die materielle Empfindung gefällt. Es gefällt zwar dem vernünftigen Subjekt bloß, inſofern daſſelbe zugleich ſinnlich iſt; aber es gefällt auch dem Sinnlichen nur, inſofern daſſelbe zugleich vernünftig iſt. Es gefällt nicht bloß dem Individuum, ſondern der Gattung, und ob es gleich nur durch ſeine Beziehung auf ſinnlich-vernünftige Weſen Exiſtenz erhält, ſo iſt es doch von allen empiriſchen Beſtimmungen der Sinnlichkeit unabhängig, und es bleibt daſſelbe, auch wenn ſich die Privatbeſchaffenheit der Subjekte verändert. Das Schöne alſo hat eben das mit dem Guten gemein, worin es von dem Angenehmen abweicht, und geht eben da von dem Guten ab, wo es ſich dem Angenehmen nähert.

Unter dem Guten iſt dasjenige zu verſtehen, worin die Vernunft eine Angemeſſenheit zu ihren, theoretiſchen oder praktiſchen, Geſetzen erkennt. Es kann aber der nämliche Gegenſtand mit der theoretiſchen Vernunft vollkommen zuſammenſtimmen, und doch der praktiſchen im höchſten Grad widerſprechend ſeyn. Wir können den Zweck einer Unternehmung mißbilligen, und doch die Zweckmäßigkeit in derſelben bewundern. Wir können die Genüſſe verachten, die der Wolluſtling zum Ziel ſeines Lebens macht, und doch ſeine Klugheit in der Wahl der Mittel und die Conſequenz ſeiner Grundſätze loben. Was uns bloß durch ſeine Form gefällt, iſt gut, und es iſt abſolut und ohne Bedingung gut, wenn ſeine Form zugleich auch ſein

Inhalt iſt. Auch das Gute iſt ein Objekt der Empfindung, aber keiner unmittelbaren, wie das Angenehme, und auch keiner gemiſchten, wie das Schöne. Es erregt nicht Begierde, wie das erſte, und nicht Neigung, wie das zweite. Die reine Vorſtellung des Guten kann nur Achtung einflößen.

Nach Feſtſetzung des Unterſchiedes zwiſchen dem Angenehmen, dem Guten und dem Schönen leuchtet ein, daß ein Gegenſtand häßlich, unvollkommen, ja ſogar moraliſch verwerflich und doch angenehm ſeyn, doch den Sinnen gefallen könne; daß ein Gegenſtand die Sinne empören und doch gut ſeyn, doch der Vernunft gefallen könne; daß ein Gegenſtand ſeinem innern Weſen nach das moraliſche Gefühl empören und doch in der Betrachtung gefallen, doch ſchön ſeyn könne. Die Urſache iſt, weil bei allen dieſen verſchiedenen Vorſtellungen ein anderes Vermögen des Gemüths und auf eine andere Art intereſſirt iſt.

Aber hiermit iſt die Klaſſifikation der äſthetiſchen Prädikate noch nicht erſchöpft; denn es gibt Gegenſtände, die zugleich häßlich, den Sinnen widrig und ſchrecklich, unbefriedigend für den Verſtand und in der moraliſchen Schätzung gleichgültig ſind, und die doch gefallen, ja, die in ſo hohem Grad gefallen, daß wir gern das Vergnügen der Sinne und des Verſtandes aufopfern, um uns den Genuß derſelben zu verſchaffen.

Nichts iſt reizender in der Natur als eine ſchöne Landſchaft in der Abendröthe. Die reiche Mannichfaltigkeit und der milde Umriß der Geſtalten, das unendlich wechſelnde Spiel des Lichts, der leichte Flor,

der die fernen Objekte umkleidet — Alles wirkt zuſammen, unſere Sinne zu ergötzen. Das ſanfte Geräuſch eines Waſſerfalls, das Schlagen der Nachtigallen, eine angenehme Muſik ſoll dazu kommen, unſer Vergnügen zu vermehren. Wir ſind aufgelöst in ſüße Empfindungen von Ruhe, und indem unſere Sinne von der Harmonie der Farben, der Geſtalten und Töne auf das Angenehmſte gerührt werden, ergötzt ſich das Gemüth an einem leichten und geiſtreichen Ideengang und das Herz an einem Strom von Gefühlen.

Auf Einmal erhebt ſich ein Sturm, der den Himmel und die ganze Landſchaft verfinſtert, der alle andere Töne überſtimmt und ſchweigen macht, und uns alle jene Vergnügungen plötzlich raubt. Pechſchwarze Wolken umziehen den Horizont, betäubende Donnerſchläge fallen nieder, Blitz folgt auf Blitz und unſer Geſicht wie unſer Gehör wird auf das Widrigſte gerührt. Der Blitz leuchtet nur, um uns das Schreckliche der Nacht deſto ſichtbarer zu machen; wir ſehen, wie er einſchlägt, ja wir fangen an zu fürchten, daß er auch uns treffen möchte. Nichts deſtoweniger werden wir glauben, bei dem Taûſch eher gewonnen als verloren zu haben, diejenigen Perſonen ausgenommen, denen die Furcht alle Freiheit des Urtheils raubt. Wir werden von dieſem furchtbaren Schauſpiel, das unſere Sinne zurückſtößt, von einer Seite mit Macht angezogen, und verweilen uns bei demſelben mit einem Gefühl, das man zwar nicht eigentliche Luſt nennen kann, aber der Luſt oft weit vorzieht. Nun iſt aber

dieſes Schauſpiel der Natur eher verderblich als gut, (wenigſtens hat man gar nicht nöthig an die Nutzbarkeit eines Gewitters zu denken, um an dieſer Naturerſcheinung Gefallen zu finden,) es iſt eher häßlich als ſchön, denn Finſterniß kann als Beraubung aller Vorſtellungen, die das Licht verſchafft, nie gefallen, und die plötzliche Lufterſchütterung durch den Donner, ſo wie die plötzliche Lufterleuchtung durch den Blitz, widerſprechen einer nothwendigen Bedingung aller Schönheit, die nichts Abruptes, nichts Gewaltſames verträgt. Ferner iſt dieſe Naturerſcheinung den bloßen Sinnen eher ſchmerzhaft als annehmlich, weil die Nerven des Geſichts und des Gehörs durch die plötzliche Abwechslung von Dunkelheit und Licht, von dem Knallen des Donners zur Stille peinlich angeſpannt und dann eben ſo gewaltſam wieder erſchlafft werden. Und trotz allen dieſen Urſachen des Mißfallens iſt ein Gewitter für den, der es nicht fürchtet, eine anziehende Erſcheinung.

Ferner. Mitten in einer grünen und lachenden Ebene ſoll ein unbewachſener wilder Hügel hervorragen, der dem Auge einen Theil der Ausſicht entzieht. Jeder wird dieſen Erdhaufen hinweg wünſchen, als Etwas, das die Schönheit der ganzen Landſchaft verunſtaltet. Nun laſſe man in Gedanken dieſen Hügel immer höher und höher werden, ohne das Geringſte in ſeiner übrigen Form zu verändern, ſo daß daſſelbe Verhältniß zwiſchen ſeiner Breite und Höhe auch noch im Großen beibehalten wird. Anfangs wird das Mißvergnügen über ihn zunehmen, weil ihn ſeine

zunehmende Größe nur bemerkbarer, nur ſtörender macht. Man fahre aber fort, ihn bis über die doppelte Höhe eines Thurmes zu vergrößern, ſo wird das Mißvergnügen über ihn ſich unmerklich verlieren und einem ganz andern Gefühle Platz machen. Iſt er endlich ſo hoch hinaufgeſtiegen, daß es dem Auge beinahe unmöglich wird, ihn in ein einziges Bild zuſammen zu faſſen, ſo iſt er uns mehr werth, als die ganze ſchöne Ebene um ihn her, und wir würden den Eindruck, den er auf uns macht, ungern mit einem andern noch ſo ſchönen vertauſchen. Nun gebe man in Gedanken dieſem Berg eine ſolche Neigung, daß es ausſieht, als wenn er alle Augenblicke herabſtürzen wollte, ſo wird das vorige Gefühl ſich mit einem andern vermiſchen; Schrecken wird ſich damit verbinden, aber der Gegenſtand ſelbſt wird nur deſto anziehender ſeyn. Geſetzt aber, man könnte dieſen ſich neigenden Berg durch einen andern unterſtützen, ſo würde ſich der Schrecken und mit ihm ein großer Theil unſers Wohlgefallens verlieren. Geſetzt ferner, man ſtellte dicht an dieſen Berg vier bis fünf andere, davon jeder um den vierten oder fünften Theil niedriger wäre als der zunächſt auf ihn folgende, ſo würde das erſte Gefühl, das uns ſeine Größe einflößte, merklich geſchwächt werden — etwas Aehnliches würde geſchehen, wenn man den Berg ſelbſt in zehn oder zwölf gleichförmige Abſätze theilte; auch wenn man ihn durch künſtliche Anlagen verzierte. Mit dieſem Berge haben wir nun Anfangs keine andere Operation vorgenommen, als daß wir ihn, ganz wie er war, ohne ſeine Form zu

verändern, größer machten, und durch dieſen einzigen Umſtand wurde er aus einem gleichgültigen, ja ſogar widerwärtigen Gegenſtand in einen Gegenſtand des Wohlgefallens verwandelt. Bei der zweiten Operation haben wir dieſen großen Gegenſtand zugleich in ein Objekt des Schreckens verwandelt, und dadurch das Wohlgefallen an ſeinem Anblick vermehrt. Bei den übrigen damit vorgenommenen Operationen haben wir das Schreckenerregende ſeines Anblicks vermindert, und dadurch das Vergnügen geſchwächt. Wir haben die Vorſtellung ſeiner Größe ſubjektiv verringert, theils dadurch, daß wir die Aufmerkſamkeit des Auges zertheilten, theils dadurch, daß wir demſelben in den daneben geſtellten kleinern Bergen ein Maß verſchafften, womit es die Größe des Berges deſto leichter beherrſchen konnte. Größe und Schreckbarkeit können alſo in gewiſſen Fällen für ſich allein eine Quelle von Vergnügen abgeben.

Es gibt in der griechiſchen Fabellehre kein fürchterlicheres und zugleich häßlicheres Bild als die Furien oder Erinnyen, wenn ſie aus dem Orkus hervorſteigen, einen Verbrecher zu verfolgen. Ein ſcheußlich verzerrtes Geſicht, hagere Figuren, ein Kopf, der ſtatt der Haare mit Schlangen bedeckt iſt, empören unſere Sinne eben ſo ſehr, als ſie unſern Geſchmack beleidigen. Wenn aber dieſe Ungeheuer vorgeſtellt werden, wie ſie den Muttermörder Oreſtes verfolgen, wie ſie die Fackel in ihren Händen ſchwingen und ihn raſtlos von einem Orte zum andern jagen, bis ſie endlich, wenn die zürnende Gerechtigkeit verſöhnt iſt, in den

Abgrund der Hölle verſchwinden, ſo verweilen wir mit einem angenehmen Grauſen bei dieſer Vorſtellung. Aber nicht bloß die Gewiſſensangſt eines Verbrechers, welche durch die Furien verſinnlicht wird, ſelbſt ſeine pflichtwidrigen Handlungen, der wirkliche Aktus eines Verbrechers, kann uns in der Darſtellung gefallen. Die Medea des griechiſchen Trauerſpiels Klytemneſtra, die ihren Gemahl ermordet, Oreſt, der ſeine Mutter tödtet, erfüllen unſer Gemüth mit einer ſchauerlichen Luſt. Selbſt im gemeinen Leben entdecken wir, daß uns gleichgültige, ja ſelbſt widrige und abſchreckende Gegenſtände zu intereſſiren anfangen, ſobald ſie ſich entweder dem Ungeheuren oder dem Schrecklichen nähern. Ein ganz gemeiner und unbedeutender Menſch fängt an, uns zu gefallen, ſobald eine heftige Leidenſchaft, die ſeinen Werth nicht im Geringſten erhöht, ihn zu einem Gegenſtand der Furcht und des Schreckens macht; ſo wie ein gemeiner, nichts ſagender Gegenſtand für uns eine Quelle der Luſt wird, ſobald wir ihn ſo vergrößern, daß er unſer Faſſungsvermögen zu überſchreiten droht. Ein häßlicher Menſch wird noch häßlicher durch den Zorn, und doch kann er im Ausbruch dieſer Leidenſchaft, ſobald ſie nicht in's Lächerliche, ſondern in's Furchtbare verfällt, gerade noch den meiſten Reiz für uns haben. Selbſt bis zu den Thieren herab gilt dieſe Bemerkung. Ein Stier am Pfluge, ein Pferd am Karren, ein Hund, ſind gemeine Gegenſtände; reizen wir aber den Stier zum Kampfe, ſetzen wir das ruhige Pferd in Wuth, oder ſehen wir einen wüthenden Hund, ſo erheben

ſich dieſe Thiere zu äſthetiſchen Gegenſtänden, und wir fangen an, ſie mit einem Gefühle zu betrachten, das an Vergnügen und Achtung grenzt. Der allen Menſchen gemeinſchaftliche Hang zum Leidenſchaftlichen, die Macht der ſympathetiſchen Gefühle, die uns in der Natur zum Anblick des Leidens, des Schreckens, des Entſetzens hintreibt, die in der Kunſt ſo viel Reiz für uns hat, die uns in das Schauſpielhaus lockt, die uns an den Schilderungen großer Unglücksfälle ſo viel Geſchmack finden läßt — alles dies beweist für eine vierte Quelle von Luſt, die weder das Angenehme, noch das Gute, noch das Schöne zu erzeugen im Stande ſind.

Alle bisher angeführten Beiſpiele haben etwas Objektives in der Empfindung, die ſie bei uns erregen, mit einander gemein. In allen empfangen wir eine Vorſtellung von Etwas, „das entweder unſere ſinnliche „Faſſungskraft oder unſere ſinnliche Widerſtehungs„kraft überſchreitet, oder zu überſchreiten droht,“ jedoch ohne dieſe Ueberlegenheit bis zur Unterdrückung jener beiden Kräfte zu treiben, und ohne die Beſtrebung zum Erkenntniß oder zum Widerſtand in uns niederzuſchlagen. Ein Mannichfaltiges wird uns dort gegeben, welches in Einheit zuſammen zu faſſen unſer anſchauendes Vermögen bis an ſeine Grenzen treibt. Eine Kraft wird uns hier vorgeſtellt, gegen welche die unſrige verſchwindet, die wir aber doch damit zu vergleichen genöthigt werden. Entweder iſt es ein Gegenſtand, der ſich unſerm Anſchauungsvermögen zugleich darbietet und entzieht, und das Beſtreben

zur Vorſtellung weckt, ohne es Befriedigung hoffen zu laſſen; oder es iſt ein Gegenſtand, der gegen unſer Daſeyn ſelbſt feindlich aufzuſtehen ſcheint, uns gleichſam zum Kampf herausfordert und für den Ausgang beſorgt macht. Eben ſo iſt in allen angeführten Fällen die nämliche Wirkung auf das Empfindungsvermögen ſichtbar. Alle ſetzen das Gemüth in eine unruhige Bewegung und ſpannen es an. Ein gewiſſer Ernſt, der bis zur Feierlichkeit ſteigen kann, bemächtigt ſich unſerer Seele, und indem ſich in den ſinnlichen Organen deutliche Spuren von Beängſtigung zeigen, ſinkt der nachdenkende Geiſt in ſich ſelbſt zurück, und ſcheint ſich auf ein erhöhtes Bewußtſeyn ſeiner ſelbſtſtändigen Kraft und Würde zu ſtützen. Dieſes Bewußtſeyn muß ſchlechterdings überwiegend ſeyn, wenn das Große oder das Schreckliche einen äſthetiſchen Werth für uns haben ſoll. Weil ſich nun das Gemüth bei ſolchen Vorſtellungen begeiſtert und über ſich ſelbſt gehoben fühlt, ſo bezeichnet man ſie mit dem Namen des Erhabenen, obgleich den Gegenſtänden ſelbſt objektiv nichts Erhabenes zukommt, und es alſo wohl ſchicklicher wäre, ſie erhebend zu nennen.

Wenn ein Objekt erhaben heißen ſoll, ſo muß es ſich unſern ſinnlichen Vermögen entgegenſetzen. Es laſſen ſich aber überhaupt zwei verſchiedene Verhältniſſe denken, in welchen die Dinge zu unſerer Sinnlichkeit ſtehen können, und dieſen gemäß muß es auch zwei verſchiedene Arten des Widerſtandes geben. Entweder werden ſie als Objekte betrachtet,

von denen wir uns ein Erkenntniß verſchaffen wollen, oder ſie werden als eine Macht angeſehen, mit der wir die unſrige vergleichen. Nach dieſer Eintheilung gibt es auch zwei Gattungen des Erhabenen, das Erhabene der Erkenntniß und das Erhabene der Kraft.

Nun tragen aber die ſinnlichen Vermögen nichts weiter zur Erkenntniß bei, als daß ſie den gegebenen Stoff auffaſſen und das Mannichfaltige deſſelben im Raum und in der Zeit aneinander ſetzen. Dieſes Mannichfaltige zu unterſcheiden und zu ſortiren, iſt das Geſchäft des Verſtandes, nicht der Einbildungskraft. Für den Verſtand allein gibt es ein Verſchiedenes, für die Einbildungskraft (als Sinn) bloß ein Gleichartiges, und es iſt alſo bloß die Menge des Gleichartigen (die Quantität, nicht die Qualität), was bei der ſinnlichen Auffaſſung der Erſcheinungen einen Unterſchied machen kann. Soll alſo das ſinnliche Vorſtellungsvermögen an einem Gegenſtand erliegen, ſo muß dieſer Gegenſtand durch ſeine Quantität für die Einbildungskraft überſteigend ſeyn. Das Erhabene der Erkenntniß beruht demnach auf der Zahl oder der Größe, und kann darum auch das mathematiſche heißen. *

## Von der äſthetiſchen Größenſchätzung.

Ich kann mir von der Quantität eines Gegenſtandes vier, von einander ganz verſchiedene, Vorſtellungen machen.

* Siehe Kant's Kritik der äſthetiſchen Urtheilskraft.

Der Thurm, den ich vor mir ſehe, iſt eine Größe.

Er iſt zweihundert Ellen hoch.

Er iſt hoch.

Er iſt ein hoher (erhabener) Gegenſtand.

Es leuchtet in die Augen, daß durch jedes dieſer viererlei Urtheile, welche ſich doch ſämmtlich auf die Quantität des Thurms beziehen, etwas ganz Verſchiedenes ausgeſagt wird. In den beiden erſten Urtheilen wird der Thurm bloß als ein Quantum (als eine Größe), in den zwei übrigen wird er als ein Magnum (als etwas Großes) betrachtet.

Alles, was Theile hat, iſt ein Quantum. Jede Anſchauung, jeder Verſtandesbegriff hat eine Größe, ſo gewiß dieſer eine Sphäre und jene einen Inhalt hat. Die Quantität überhaupt kann alſo nicht gemeint ſeyn, wenn man von einem Größenunterſchied unter den Objekten redet. Die Rede iſt hier von einer ſolchen Quantität, die einem Gegenſtande vorzugsweiſe zukommt, d. h. die nicht bloß ein Quantum, ſondern zugleich ein Magnum iſt.

Bei jeder Größe denkt man ſich eine Einheit, zu welcher mehrere gleichartige Theile verbunden ſind. Soll alſo ein Unterſchied zwiſchen Größe und Größe Statt finden, ſo kann er nur darin liegen, daß in der einen mehr, in der andern weniger Theile zur Einheit verbunden ſind, oder daß die eine nur einen Theil in der andern ausmacht. Dasjenige Quantum, welches ein anderes Quantum als Theil in ſich enthält, iſt gegen dieſes Quantum ein Magnum.

Unterſuchen, wie oft ein beſtimmtes Quantum in einem andern enthalten iſt, heißt dieſes Quantum meſſen (wenn es ſtetig), oder es zählen (wenn es nicht ſtetig iſt). Auf die zum Maß genommene Einheit kommt es alſo jederzeit an, ob wir einen Gegenſtand als ein Magnum betrachten ſollen, d. h. alle Größe iſt ein Verhältnißbegriff.

Gegen ihr Maß gehalten, iſt jede Größe ein Magnum, und noch mehr iſt ſie es gegen das Maß ihres Maßes, mit welchem verglichen dieſes ſelbſt wieder ein Magnum iſt. Aber ſo, wie es herabwärts geht, geht es auch aufwärts. Jedes Magnum iſt wieder klein, ſobald wir es uns in einem andern enthalten denken, und wo gibt es hier eine Grenze, da wir jede noch ſo große Zahlreihe mit ſich ſelbſt wieder multipliziren können?

Auf dem Wege der Meſſung können wir alſo zwar auf die comparative, aber nie auf die abſolute Größe ſtoßen, auf diejenige nämlich, welche in keinem andern Quantum mehr enthalten ſeyn kann, ſondern alle andere Größen unter ſich befaßt. Nichts würde uns ja hindern, daß dieſelbe Verſtandeshandlung, die uns eine ſolche Größe lieferte, uns auch das Duplum derſelben lieferte, weil der Verſtand ſucceſſiv verfährt, und, von Zahlbegriffen geleitet, ſeine Syntheſe in's Unendliche fortſetzen kann. So lange ſich noch beſtimmen läßt, wie groß ein Gegenſtand ſey, iſt er noch nicht (ſchlechthin) groß, und kann durch dieſelbe Operation der Vergleichung zu einem ſehr kleinen herabgewürdigt werden. Dieſem

nach könnte es in der Natur nur eine einzige Größe per excellentiam geben, nämlich das unendliche Ganze der Natur ſelbſt, dem aber nie eine Anſchauung entſprechen, und deſſen Syntheſis in keiner Zeit vollendet werden kann. Da ſich das Reich der Zahl nie erſchöpfen läßt, ſo müßte es der Verſtand ſeyn, der ſeine Syntheſis endigt. Er ſelbſt müßte irgend eine Einheit als höchſtes und äußerſtes Maß aufſtellen, und was darüber hinausragt, ſchlechthin für groß erklären.

Dies geſchieht auch wirklich, wenn ich von dem Thurm, der vor mir ſteht, ſage, er ſey hoch, ohne ſeine Höhe zu beſtimmen. Ich gebe hier kein Maß der Vergleichung, und doch kann ich dem Thurm die abſolute Größe nicht zuſchreiben, da mich gar nichts hindert, ihn noch größer anzunehmen. Mir muß alſo ſchon durch den bloßen Anblick des Thurmes ein äußerſtes Maß gegeben ſeyn, und ich muß mir einbilden können, durch meinen Ausdruck: dieſer Thurm iſt hoch, auch jedem andern dieſes äußerſte Maß vorgeſchrieben zu haben. Dieſes Maß liegt alſo ſchon in dem Begriffe eines Thurmes, und es iſt kein anderes als der Begriff ſeiner Gattungsgröße.

Jedem Dinge iſt ein gewiſſes Maximum der Größe entweder durch ſeine Gattung (wenn es ein Werk der Natur iſt), oder (wenn es ein Werk der Freiheit iſt) durch die Schranken der ihm zu Grunde liegenden Urſache und durch ſeinen Zweck vorgeſchrieben. Bei jeder Wahrnehmung von Gegenſtänden wenden wir, mit mehr oder weniger Bewußtſeyn, dieſes

Größenmaß an; aber unſere Empfindungen ſind ſehr verſchieden, je nachdem das Maß, welches wir zum Grund legen, zufälliger oder nothwendiger iſt. Ueberſchreitet ein Objekt den Begriff ſeiner Gattungsgröße, ſo wird es uns gewiſſermaßen in Verwunderung ſetzen. Wir werden überraſcht, und unſere Erfahrung erweitert ſich, aber inſofern wir an dem Gegenſtand ſelbſt kein Intereſſe nehmen, bleibt es bloß bei dieſem Gefühle einer übertroffenen Erwartung. Wir haben jenes Maß nur aus einer Reihe von Erfahrungen abgezogen, und es iſt gar keine Nothwendigkeit vorhanden, daß es immer zutreffen muß. Ueberſchreitet hingegen ein Erzeugniß der Freiheit den Begriff, den wir uns von den Schranken ſeiner Urſache machten, ſo werden wir ſchon eine gewiſſe Bewunderung empfinden. Es iſt hier nicht bloß die übertroffene Erwartung, es iſt zugleich eine Entledigung von Schranken, was uns bei einer ſolchen Erfahrung überraſcht. Dort blieb unſere Aufmerkſamkeit bloß bei dem Produkte ſtehen, das an ſich ſelbſt gleichgültig war; hier wird ſie auf die hervorbringende Kraft hingezogen, welche moraliſch oder doch einem moraliſchen Weſen angehörig iſt, und uns alſo nothwendig intereſſiren muß. Dieſes Intereſſe wird in eben dem Grade ſteigen, als die Kraft, welche das wirkende Prinzipium ausmachte, edler und wichtiger, und die Schranke, welche wir überſchritten finden, ſchwerer zu überwinden iſt. Ein Pferd von ungewöhnlicher Größe wird uns angenehm befremden, aber noch mehr der geſchickte und ſtarke Reiter, der

es bändigt. Sehen wir ihn nun gar mit dieſem Pferd über einen breiten und tiefen Graben ſetzen, ſo erſtaunen wir; und iſt es eine feindliche Fronte, gegen welche wir ihn losſprengen ſehen, ſo geſellt ſich zu dieſem Erſtaunen Achtung, und es geht in Bewunderung über. In dem letztern Fall behandeln wir ſeine Handlung als eine dynamiſche Größe, und wenden unſern Begriff von menſchlicher Tapferkeit als Maßſtab darauf an, wo es nun darauf ankommt, wie wir uns ſelbſt fühlen, und was wir als äußerſte Grenze der Herzhaftigkeit betrachten.

Ganz anders hingegen verhält es ſich, wenn der Größenbegriff des Zwecks überſchritten wird. Hier legen wir keinen empiriſchen und zufälligen, ſondern einen rationalen und alſo nothwendigen Maßſtab zum Grunde, der nicht überſchritten werden kann, ohne den Zweck des Gegenſtandes zu vernichten. Die Größe eines Wohnhauſes iſt einzig durch ſeinen Zweck beſtimmt; die Größe eines Thurmes kann bloß durch die Schranken der Architektur beſtimmt ſeyn. Finde ich daher das Wohnhaus für ſeinen Zweck zu groß, ſo muß es mir nothwendig mißfallen. Finde ich hingegen den Thurm meine Idee von Thurmhöhen überſteigend, ſo wird er mich nur deſto mehr ergötzen. Warum? Jenes iſt ein Widerſpruch, dieſes nur eine unerwartete Uebereinſtimmung mit dem, was ich ſuche. Ich kann es mir ſehr wohl gefallen laſſen, daß eine Schranke erweitert, aber nicht, daß eine Abſicht verfehlt wird.

Wenn ich nun von einem Gegenſtande ſchlechtweg ſage, er ſey groß, ohne hinzuzuſetzen, wie groß

er ſey, ſo erkläre ich ihn dadurch gar nicht für etwas abſolut Großes, dem kein Maßſtab gewachſen iſt; ich verſchweige bloß das Maß, dem ich ihn unterwerfe, in der Vorausſetzung, daß es in ſeinem bloßen Begriff ſchon enthalten ſey. Ich beſtimme ſeine Größe zwar nicht ganz, nicht gegen alle denkbaren Dinge, aber doch zum Theil, und gegen eine gewiſſe Klaſſe von Dingen, alſo doch immer objektiv und logiſch, weil ich ein Verhältniß ausſage, und nach einem Begriffe verfahre.

Dieſer Begriff kann aber empiriſch, alſo zufällig ſeyn, und mein Urtheil wird in dieſem Fall nur ſubjektive Gültigkeit haben. Ich mache vielleicht zur Gattungsgröße, was nur die Größe gewiſſer Arten iſt; ich erkenne vielleicht für eine objektive Grenze, was nur die Grenze meines Subjekts iſt, ich lege vielleicht der Beurtheilung meinen Privatbegriff von dem Gebrauch und dem Zwecke eines Dinges unter. Der Materie nach kann alſo meine Größenſchätzung ganz ſubjektiv ſeyn, ob ſie gleich der Form nach objektiv, d. i. wirkliche Verhältnißbeſtimmung iſt. Der Europäer hält den Patagonen für einen Rieſen, und ſein Urtheil hat auch volle Gültigkeit bei demjenigen Völkerſtamm, von dem er ſeinen Begriff menſchlicher Größe entlehnt; in Patagonien hingegen wird er Widerſpruch finden. Nirgends wird man den Einfluß ſubjektiver Gründe auf die Urtheile der Menſchen mehr gewahr, als bei ihrer Größenſchätzung, ſowohl bei körperlichen als bei unkörperlichen Dingen. Jeder Menſch, kann man annehmen, hat ein

gewiſſes Kraft- und Tugendmaß in ſich, wornach er ſich bei der Größenſchätzung moraliſcher Handlungen richtet. Der Geizhals wird das Geſchenk eines Guldens für eine ſehr große Anſtrengung ſeiner Freigebigkeit halten, wenn der Großmüthige mit der dreifachen Summe noch zu wenig zu geben glaubt. Der Menſch von gemeinem Schlag hält ſchon das Nichtbetrügen für einen großen Beweis ſeiner Ehrlichkeit; ein Anderer von zartem Gefühl trägt manchmal Bedenken, einen erlaubten Gewinn zu nehmen.

Obgleich in allen dieſen Fällen das Maß ſubjektiv iſt, ſo iſt die Meſſung ſelbſt immer objektiv; denn man darf nur das Maß allgemein machen, ſo wird die Größenbeſtimmung allgemein eintreffen. So verhält es ſich wirklich mit den objektiven Maßen, die im allgemeinen Gebrauche ſind, ob ſie gleich alle einen ſubjektiven Urſprung haben, und von dem menſchlichen Körper hergenommen ſind.

Alle vergleichende Größenſchätzung aber, ſie mag nun idealiſch oder körperlich, ſie mag ganz oder nur zum Theil beſtimmend ſeyn, führt nur zur relativen und niemals zur abſoluten Größe; denn wenn ein Gegenſtand auch wirklich das Maß überſteigt, welches wir als ein höchſtes und äußerſtes annehmen, ſo kann ja immer noch gefragt werden, um wie vielmal er es überſteige. Er iſt zwar ein Großes gegen ſeine Gattung, aber noch nicht das Größtmögliche, und wenn die Schranke einmal überſchritten iſt, ſo kann ſie in's Unendliche fort überſchritten werden. Nun ſuchen wir aber die abſolute Größe, weil dieſe allein

den Grund eines Vorzugs in ſich enthalten kann, da alle comparative Größen, als ſolche betrachtet, einander gleich ſind. Weil nichts den Verſtand nöthigen kann, in ſeinem Geſchäfte ſtill zu ſtehen, ſo muß es die Einbildungskraft ſeyn, welche demſelben eine Grenze ſetzt. Mit andern Worten: Die Größenſchäzzung muß aufhören logiſch zu ſeyn, ſie muß äſthetiſch verrichtet werden.

Wenn ich eine Größe logiſch ſchätze, ſo beziehe ich ſie immer auf mein Erkenntnißvermögen; wenn ich ſie äſthetiſch ſchätze, ſo beziehe ich ſie auf mein Empfindungsvermögen. Dort erfahre ich etwas von dem Gegenſtand, hier hingegen erfahre ich bloß an mir ſelbſt etwas, auf Veranlaſſung der vorgeſtellten Größe des Gegenſtandes. Dort erblicke ich etwas außer mir, hier etwas in mir. Ich meſſe alſo auch eigentlich nicht mehr, ich ſchätze keine Größe mehr, ſondern ich ſelbſt werde mir augenblicklich zu einer Größe, und zwar zu einer unendlichen. Derjenige Gegenſtand, der mich mir ſelbſt zu einer unendlichen Größe macht, heißt erhaben.

Das Erhabene der Größe iſt alſo keine objektive Eigenſchaft des Gegenſtandes, dem es beigelegt wird; es iſt bloß die Wirkung unſers eigenen Subjekts auf Veranlaſſung jenes Gegenſtandes. Es entſpringt eines Theils aus dem vorgeſtellten Unvermögen der Einbildungskraft, die von der Vernunft als Forderung aufgeſtellte Totalität in Darſtellung der Größe zu erreichen, andern Theils aus dem vorgeſtellten Vermögen der Vernunft, eine ſolche Forderung

aufſtellen zu können. Auf das Erſte gründet ſich die zurückſtoßende, auf das Zweite die anziehende Kraft des Großen und des Sinnlich-Unendlichen.

Obgleich aber das Erhabene eine Erſcheinung iſt, welche erſt in unſerm Subjekt erzeugt wird, ſo muß doch in den Objekten ſelbſt der Grund enthalten ſeyn, warum gerade nur dieſe und keine andere Objekte uns zu dieſem Gebrauch Anlaß geben. Und weil wir ferner bei unſerm Urtheil das Prädikat des Erhabenen in den Gegenſtand legen (wodurch wir andeuten, daß wir dieſe Verbindung nicht bloß willkührlich vornehmen, ſondern dadurch ein Geſetz für Jedermann aufzuſtellen meinen), ſo muß in unſerm Subjekt ein nothwendiger Grund enthalten ſeyn, warum wir von einer gewiſſen Klaſſe von Gegenſtänden gerade dieſen und keinen andern Gebrauch machen.

Es gibt demnach innere und gibt äußere nothwendige Bedingungen des Mathematiſch-Erhabenen. Zu jenen gehört ein gewiſſes beſtimmtes Verhältniß zwiſchen Vernunft und Einbildungskraft, zu dieſen ein beſtimmtes Verhältniß des angeſchauten Gegenſtandes zu unſerm äſthetiſchen Größenmaß.

Sowohl die Einbildungskraft als die Vernunft müſſen ſich mit einem gewiſſen Grad von Stärke äußern, wenn das Große uns rühren ſoll. Von der Einbildungskraft wird verlangt, daß ſie ihr ganzes Comprehenſionsvermögen zu Darſtellung der Idee des Abſoluten aufbiete, worauf die Vernunft unnachläßlich dringt. Iſt die Phantaſie unthätig und träge, oder geht die Tendenz des Gemüths mehr auf

Begriffe als auf Anſchauungen, ſo bleibt auch der erhabenſte Gegenſtand bloß ein logiſches Objekt, und wird gar nicht vor das äſthetiſche Forum gezogen. Dies iſt der Grund, warum Menſchen von überwiegender Stärke des analytiſchen Verſtandes für das Aeſthetiſch-Große ſelten viel Empfänglichkeit zeigen. Ihre Einbildungskraft iſt entweder nicht lebhaft genug, ſich auf Darſtellung des Abſoluten der Vernunft auch nur einzulaſſen, oder ihr Verſtand zu geſchäftig, den Gegenſtand ſich zuzueignen, und ihn aus dem Felde der Intuition in ſein diskurſives Gebiet hinüber zu ſpielen.

Ohne eine gewiſſe Stärke der Phantaſie wird der große Gegenſtand gar nicht äſthetiſch; ohne eine gewiſſe Stärke der Vernunft hingegen wird der äſthetiſche nicht erhaben. Die Idee des Abſoluten erfordert ſchon eine mehr als gewöhnliche Entwicklung des höhern Vernunftvermögens, einen gewiſſen Reichthum an Ideen, und eine genauere Bekanntſchaft des Menſchen mit ſeinem edelſten Selbſt. Weſſen Vernunft noch gar keine Ausbildung empfangen hat, der wird von dem Großen der Sinne nie einen überſinnlichen Gebrauch zu machen wiſſen. Die Vernunft wird ſich in das Geſchäft gar nicht miſchen, und es wird der Einbildungskraft allein, oder dem Verſtand allein überlaſſen bleiben. Die Einbildungskraft für ſich ſelbſt iſt aber weit entfernt, ſich auf eine Zuſammenfaſſung einzulaſſen, die ihr peinlich wird. Sie begnügt ſich alſo mit der bloßen Auffaſſung, und es fällt ihr gar nicht ein, ihren Darſtellungen Allheit geben zu

wollen. Daher die ſtupide Unempfindlichkeit, mit der der Wilde im Schooß der erhabenſten Natur und mitten unter den Symbolen des Unendlichen wohnen kann, ohne dadurch aus ſeinem thieriſchen Schlummer geweckt zu werden, ohne auch nur von weitem den großen Naturgeiſt zu ahnen, der aus dem Sinnlich-Unermeßlichen zu einer fühlenden Seele ſpricht.

Was der rohe Wilde mit dummer Gefühlloſigkeit anſtarrt, das flieht der entnervte Weichling als einen Gegenſtand des Grauens, der ihm nicht ſeine Kraft, nur ſeine Ohnmacht zeigt. Sein enges Herz fühlt ſich von großen Vorſtellungen peinlich auseinander geſpannt. Seine Phantaſie iſt zwar reizbar genug, ſich an der Darſtellung des Sinnlich-Unendlichen zu verſuchen, aber ſeine Vernunft nicht ſelbſtſtändig genug, dieſes Unternehmen mit Erfolg zu endigen. Er will es erklimmen, aber auf halbem Wege ſinkt er ermattet hin. Er kämpft mit dem furchtbaren Genius, aber nur mit irdiſchen, nicht mit unſterblichen Waffen. Dieſer Schwäche ſich bewußt, entzieht er ſich lieber einem Anblick, der ihn niederſchlägt, und ſucht Hülfe bei der Tröſterin aller Schwachen, der Regel. Kann er ſich ſelbſt nicht aufrichten zu dem Großen der Natur, ſo muß die Natur zu ſeiner kleinen Faſſungskraft herunter ſteigen. Ihre kühnen Formen muß ſie mit künſtlichen vertauſchen, die ihr fremd, aber ſeinem verzärtelten Sinne Bedürfniß ſind. Ihren Willen muß ſie ſeinem eiſernen Joch unterwerfen, und in die Feſſeln mathematiſcher Regelmäßigkeit ſich ſchmiegen. So entſteht der ehemalige franzöſiſche

Geſchmack in Gärten, der endlich faſt allgemein dem engliſchen gewichen iſt, aber ohne dadurch dem wahren Geſchmack merklich näher zu kommen. Denn der Charakter der Natur iſt eben ſo wenig bloße Mannichfaltigkeit als Einförmigkeit. Ihr geſetzter, ruhiger Ernſt verträgt ſich eben ſo wenig mit dieſen ſchnellen und leichtſinnigen Uebergängen, mit welchen man ſie in dem neuen Gartengeſchmack von einer Dekoration zur andern hinüber hüpfen läßt. Sie legt, indem ſie ſich verwandelt, ihre harmoniſche Einheit nicht ab; in beſcheidener Einfalt verbirgt ſie ihre Fülle, und auch in der üppigſten Freiheit ſehen wir ſie das Geſetz der Stetigkeit ehren. *

Zu den objektiven Bedingungen des Mathematiſch-Erhabenen gehört für's Erſte, daß der Gegenſtand, den wir dafür erkennen ſollen, ein Ganzes ausmache und alſo Einheit zeige; für's Zweite, daß er uns das höchſte ſinnliche Maß, womit wir alle Größen zu meſſen pflegen, völlig unbrauchbar mache. Ohne das Erſte würde die Einbildungskraft gar nicht aufgefordert werden, eine Darſtellnng ſeiner Totalität zu

* Die Gartenkunſt und die dramatiſche Dichtkunſt haben in neuern Zeiten ziemlich daſſelbe Schickſal, und zwar bei denſelben Nationen gehabt. Dieſelbe Tyrannei der Regel in den franzöſiſchen Gärten und in den franzöſiſchen Tragödien; dieſelbe bunte und wilde Regelloſigkeit in den Parks der Engländer und in ihrem Shakeſpeare; und ſo wie der deutſche Geſchmack von jeher das Geſetz von den Ausländern empfangen, ſo mußte er auch in dieſem Stück zwiſchen jenen beiden Extremen hin- und herſchwanken.

verſuchen; ohne das Zweite würde ihr dieſer Verſuch nicht verunglücken können.

Der Horizont übertrifft jede Größe, die uns irgend vor Augen kommen kann, denn alle Raumgrößen müſſen ja in demſelben liegen. Nichts deſto weniger bemerken wir, daß oft ein einziger Berg, der ſich darin erhebt, uns einen weit ſtärkern Eindruck des Erhabenen zu geben im Stande iſt, als der ganze Geſichtskreis, der nicht nur dieſen Berg, ſondern noch tauſend andere Größen in ſich faßt. Das kommt daher, weil uns der Horizont nicht als ein einziges Objekt erſcheint, und wir alſo nicht eingeladen werden, ihn in ein Ganzes der Darſtellung zuſammen zu faſſen. Entfernt man aber aus dem Horizont alle Gegenſtände, welche den Blick insbeſondere auf ſich ziehen, denkt man ſich auf eine weite und ununterbrochene Ebene oder auf die offenbare See, ſo wird der Horizont ſelbſt zu einem Objekt, und zwar zu dem erhabenſten, was dem Auge je erſcheinen kann. Die Kreisfigur des Horizonts trägt zu dieſem Eindruck beſonders viel bei, weil ſie an ſich ſelbſt ſo leicht zu faſſen iſt, und die Einbildungskraft ſich um ſo weniger erwehren kann, die Vollendung derſelben zu verſuchen.

Der äſthetiſche Eindruck der Größe beruht aber darauf, daß die Einbildungskraft die Totalität der Darſtellung an dem gegebenen Gegenſtande fruchtlos verſucht, und dies kann nur dadurch geſchehen, daß das höchſte Größenmaß, welches ſie auf einmal deutlich faſſen kann, ſo vielmal zu ſich ſelbſt addirt,

als der Verſtand deutlich zuſammen denken kann, für den Gegenſtand zu klein iſt. Daraus aber ſcheint zu folgen, daß Gegenſtände von gleicher Größe auch einen gleich erhabenen Eindruck machen müßten, und daß der minder große dieſen Eindruck weniger werde hervorbringen können, wogegen doch die Erfahrung ſpricht. Denn nach dieſer erſcheint der Theil nicht ſelten erhabener als das Ganze, der Berg oder der Thurm erhabener als der Himmel, in den er hin- aufragt, der Fels erhabener als das Meer, deſſen Wellen ihn umſpülen. Man muß ſich aber hier der vorhin erwähnten Bedingung erinnern, vermöge wel- cher der äſthetiſche Eindruck nur dann erfolgt, wenn ſich die Imagination auf Allheit des Gegenſtandes einläßt. Unterläßt ſie dieſes bei dem weit größern Gegenſtand, und beobachtet es hingegen bei dem min- der großen, ſo kann ſie von dem letztern äſthetiſch gerührt, und doch gegen den erſten unempfindlich ſeyn. Denkt ſie ſich aber dieſen als eine Größe, ſo denkt ſie ihn zugleich als Einheit, und dann muß er noth- wendig einen verhältnißmäßig ſtärkern Eindruck ma- chen, als er jenen an Größe übertrifft.

Alle ſinnliche Größen ſind entweder im Raum (ausgedehnte Größen) oder in der Zeit (Zahlgrößen). Ob nun gleich jede ausgedehnte Größe zugleich eine Zahlgröße iſt (weil wir auch das im Raum Gegebene in der Zeit auffaſſen müſſen), ſo iſt dennoch die Zahl- größe ſelbſt nur inſofern, als ich ſie in eine Raum- größe verwandle, erhaben. Die Entfernung der Erde vom Sirius iſt zwar ein ungeheures Quantum in der

Zeit, und, wenn ich ſie in Allheit begreifen will, für meine Phantaſie überſchwänglich; aber ich laſſe mich auch nimmermehr darauf ein, dieſe Zeitgröße anzuſchauen, ſondern helfe mir durch Zahlen, und nur alsdann, wenn ich mich erinnere, daß die höchſte Raumgröße, die ich in Einheit zuſammen faſſen kann, z. B. ein Gebirge, dennoch ein viel zu kleines und ganz unbrauchbares Maß für dieſe Entfernung iſt, erhalte ich den erhabenen Eindruck. Das Maß für dieſelbe nehme ich alſo doch von ausgedehnten Größen, und auf das Maß kommt es ja eben an, ob ein Objekt uns groß erſcheinen ſoll.

Das Große im Raum zeigt ſich entweder in Längen oder in Höhen (wozu auch die Tiefen gehören: denn die Tiefe iſt nur eine Höhe unter uns, ſo wie die Höhe eine Tiefe über uns genannt werden kann. Daher die lateiniſchen Dichter auch keinen Anſtand nehmen, den Ausdruck profundus auch von Höhen zu gebrauchen:

ni faceret, maria ac terras coelumque profundum quippe ferant rapidi secum —).

Höhen erſcheinen durchaus erhabener als gleich große Längen, wovon der Grund zum Theil darin liegt, daß ſich das dynamiſch Erhabene mit dem Anblick der erſtern verbindet. Eine bloße Länge, wie unabſehlich ſie auch ſey, hat gar nichts Furchtbares an ſich, wohl aber eine Höhe, weil wir von dieſer herabſtürzen können. Aus demſelben Grund iſt eine Tiefe noch erhabener als eine Höhe, weil die Idee des Furchtbaren ſie unmittelbar begleitet. Soll eine

große Höhe ſchreckhaft für uns ſeyn, ſo müſſen wir uns erſt hinaufdenken, und ſie alſo in eine Tiefe verwandeln. Man kann dieſe Erfahrung leicht machen, wenn man einen mit Blau untermiſchten bewölkten Himmel in einem Brunnen oder ſonſt in einem dunkeln Waſſer betrachtet, wo ſeine unendliche Tiefe einen ungleich ſchauerlichern Anblick als ſeine Höhe gibt. Daſſelbe geſchieht in noch höherm Grade, wenn man ihn rücklings betrachtet, als wodurch er gleichfalls zu einer Tiefe wird, und, weil er das einzige Objekt iſt, das in das Auge fällt, unſre Einbildungskraft zu Darſtellung ſeiner Totalität unwiderſtehlich nöthigt. Höhen und Tiefen wirken nämlich auch ſchon deßwegen ſtärker auf uns, weil die Schätzung ihrer Größe durch keine Vergleichung geſchwächt wird. Eine Länge hat an dem Horizont immer einen Maßſtab, unter welchem ſie verliert, denn ſo weit ſich eine Länge erſtreckt, ſo weit erſtreckt ſich auch der Himmel. Zwar iſt auch das höchſte Gebirge gegen die Höhe des Himmels klein, aber das lehrt bloß der Verſtand, nicht das Auge, und es iſt nicht der Himmel, der durch ſeine Höhe die Berge niedrig macht, ſondern die Berge ſind es, die durch ihre Größe die Höhe des Himmels zeigen.

Es iſt daher nicht bloß eine optiſch richtige, ſondern auch eine ſymboliſch wahre Vorſtellung, wenn es heißt, daß der Atlas den Himmel ſtütze. So wie nämlich der Himmel ſelbſt auf dem Atlas zu ruhen ſcheint, ſo ruht unſere Vorſtellung von der Höhe des Himmels auf der Höhe des Atlas. Der

Berg trägt alſo, in figürlichem Sinne, wirklich den Himmel, denn er hält denſelben für unſere ſinnliche Vorſtellung in der Höhe. Ohne den Berg würde der Himmel *fallen*, d. h. er würde optiſch von ſeiner Höhe ſinken und erniedriget werden.